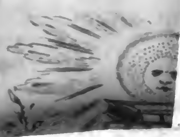



SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650
CHRISTO
ET
ECCLESIAE
N. Hurd Sc
BOSTON







J.C. Fuesli Pinxit et Sculp: Kauke Berol. 1751.

Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Vierten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
verlegts Johann Gottfried Dyck,
1758.



Inhalt.

Inhalt.

Aus Berlin.

Aus Rostock.

Aus Augspurg.

Aus

Inhalt.

Aus dem Haag.

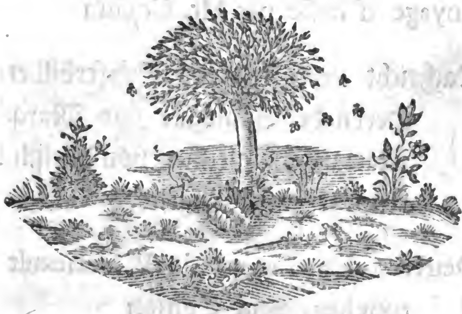
Aus Paris.

Aus Rom.

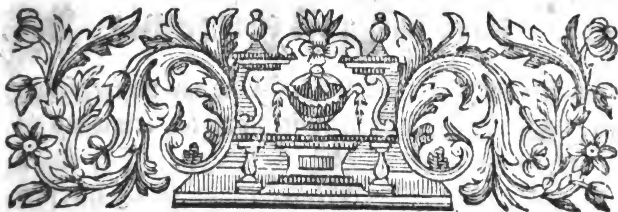
Aus

Inhalt.

Aus London.



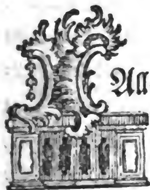
I. Beschluß



I.

Beschluß der Anmerkungen des Abts du Bos über die Beschaffenheit des Genies der Dichter und der Maler.

(S. des dritten Bandes zweytes Stück S. 215 bis 227.)



Alle Genies zwar thun sich kund, aber nicht alle gelangen zu dem Grade der Vollkommenheit, den zu erreichen sie die Natur fähig gemacht hat. Einige bleiben mitten in ihrem Laufe stehen. Ein junger Mensch kann nicht in der Malerey so weit kommen, als er sonst kommen könnte, wenn seine Hand nicht um eben so viel vollkommener wird, als seine Einbildungskraft. Es ist nicht genug, daß ein Maler edle Ideen hat, die zierlichsten Compositionen erdenket, und die nachdrücklichsten Ausdrückungen findet, seine Hand muß auch so geschmeidig geworden seyn, daß sie sich auf hundert besondere Arten beugen kann, um gerade die Linie zu ziehen, welche die Einbildungskraft von ihm verlangt. Wir können nichts vortreffliches hervorbringen, sagt **Freßnoy** in seinem

Gedichte von der Malerey, *) wenn unsere Hand nicht fähig ist, die Schönheiten auf die Leinwand zu bringen, die unser Geist hervorbringt. Bey einem Künstler, dessen Hand nicht geübt genug ist, sind dem Genie gleichsam die Hände gebunden.

Mit dem Auge ist es eben also beschaffen, als mit der Hand. Das Auge des Malers muß bey guter Zeit gewöhnet werden, zugleich sicher und leicht zu urtheilen, was eine gewisse Mischung oder eine gewisse Entgegensetzung von Farben für eine Wirkung thun müsse, was eine Figur von einer gewissen Höhe in einer Gruppe für eine Wirkung, und welche Wirkung eine gewisse Gruppe in einem Gemälde haben werde, wenn das Gemälde wird coloriret seyn. Wenn die Einbildungskraft nicht eine Hand und ein Auge zu ihren Diensten hat, welche sie, wie sie es verlanget, unterstützen können; so entsteht aus den schönsten Ideen, die die Einbildungskraft hervorbringt, nichts als ein plumpes Gemälde, welches der Künstler selbst verachtet, der es gemalet hat: um so sehr viel findet er das Werk seiner Hände schlechter, als das Werk seines Geistes.

Das Studium, welches nöthig ist, um das Auge und die Hand vollkommen zu machen, kann nicht darinn bestehen, daß man einige verlohrne Stunden mit einer öfters unterbrochenen Arbeit zubringt. Dieses Studium erfodert eine gänzliche Anstrengung der Kräfte, und einen viele Jahre hindurch anhaltenden Fleiß.

Die

*) Sic nihil ars opera manuum privata supremum
Exequitur, sed languet iners uti vincta lacertos,
Dispositumque typum non lingua pinxit Apelles.

FRESNOY *de Arte Graph. v. 56.*

Die Maxime ist bekannt, welche den Malern gebietet, keinen Tag vorbeygehen zu lassen, ohne einen Pinselstrich zu thun. *) Diese Maxime pflegt man auf alle Profeßionen anzuwenden, so gar richtig und vernünftig findet man sie.

Die Zeit des Lebens, in welcher man am bequemsten das Auge und die Hand zu der gehörigen Vollkommenheit bringen kann, ist diejenige, worinn unsere Gliedmaßen, so wohl innerliche als äußerliche, völlig das gehörige Wachsthum und die Bildung erlangen; das heißt, die Zeit vom funfzehnten bis zum dreyßigsten Jahre. In diesen Jahren erlangen die Gliedmaßen sehr leicht alle die Fertigkeiten, deren sie ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach fähig sind. Wenn man aber diese kostbaren Jahre verlieret, wenn man sie vorbeystreichen läßt, ohne sie sich zu Nutze zu machen, so ist die Biegsamkeit unserer Gliedmaßen vorbey, und wir können sie mit aller unserer Mühe nicht zurückbringen. Obgleich die Zunge ein weit biegsameres Glied ist, als die Hand, so werden wir doch allezeit eine Sprache schlecht aussprechen, die wir nach dem dreyßigsten Jahre gelernet haben.

Zum Unglücke sind diese kostbaren Jahre gerade diejenigen, in welchen wir am leichtesten von allen ernsthaften Beschäftigungen abgezogen werden. Es ist die Zeit, wo wir anfangen Zutrauen auf unsere Einsichten zu haben, die doch noch nichts mehr als die erste Dämmerung der Klugheit sind. Wir haben schon die Gelehrigkeit gegen den Rath anderer Leute verlohren, welche bey den Kindern die Stelle vieler Tugenden vertritt; und unsere Gedult, die so schwach ist

*) Nulla Dies sine linea.

als unsere Vernunft, wird bald einer Sache überdrüssig. Horaz beschreibet einen Jüngling:

— — Unhold gegen Vermahner,
Saumselig in ersprießlichen Dingen, sorglos, verschwendrisch,
Stolz, begierig, und fähig zu fliehen, was er geliebt hat. *)

Ausserdem giebt in diesem Alter iedes Ding Gelegenheit zu einem reizenden Vergnügen. Die Neigungen eines jungen Menschen sind Leidenschaften, und seine Leidenschaften sind Rasereyen. Das Feuer dieses Alters entzündet mehr als eine auf einmal, und es ist schon viel, wenn die kaum hervorkeimende Vernunft nur einige Augenblicke lang ungestört die Oberhand behalten kann.

Ich muß noch eine Anmerkung hinzuthun: Das Genie zur Poesie und zur Malerey wohnet nicht in einem Menschen von kaltem Temperamente und von trägem Wesen. Ebendieselbe Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit, so einen Menschen zum Maler oder Poeten macht, macht auch, daß er zu lebhaften Leidenschaften geneigt ist. Die Geschichte großer Künstler so wohl in der Malerey als in der Dichtkunst, die nicht an den obengedachten Klippen Schiffbruch gelitten, ist wenigstens mit den Gefahren angefüllet, welche sie dabey gelaufen haben. Einige sind gescheitert, alle aber sind gestrandet.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß sich Vida, der Bischof von Alba, in der Stelle selbst übertroffen hat, worinn

*) — — Monitoribus asper
Utilium tardus provisor, prodigus aeris
Sublimis, cupidusque & amata relinquere pernix.
HORAT. de A. P. v. 163.

worinn er uns die Unruhe und die heftigen Gemüthsbewegungen eines jungen Dichters beschreibet, der von einer Schwachheit beherrschet wird, die sich wider sein Genie empöret und ihn wider seinen Willen von den Beschäftigungen abwendig machet, dazu er gebohren ist: *)

Denn oft gießt die Liebe verborgene Glut in des Jünglings Glieder. Sein weiches Mark verzehrt ein schleichender Kummer:
Dann behagen die Dichter und die Castalische Quelle
Dem Betrübten nicht mehr; so quält ihn die innere Wunde.
Träumend und wachend erblickt er das täuschende Bildniß der Schönen,
Die ihn so mächtig bezaubert, vor den betrogenen Augen,
Und der Verwundete lenkt die gefesselte Seele vergebens
Von dem Bilde hinweg.

Das Wasser der Hypokrene ist nicht sehr geschickt, ein solches Feuer zu löschen.

Die Liebe zum Weine ist noch gefährlicher, als die andere. Sie verderbt viel Zeit, und setzet noch dazu einen jungen Künstler außer Stand, diejenige, die sie ihm übrig läßt, recht zu gebrauchen. Die übermäßige Neigung zum Trunke ist so gar eines von den Lastern, welche das Alter den Menschen nicht abgewöhnt. Gleichwohl

*) Saepe enim tectos immitis in ossibus ignes
Versat amor, mollisque est intus flamma medullas;
Nec miserum patitur Vatum meminisse, nec undae
Castaliae, tantum suspirat vulnere coeco.
Ante oculos simulacra volant noctesque diesque
Nuncia virginei vultus, quem perditus ardet.
Nec potis est alio fixam traducere mentem
Saucius.

VIDA *de A. P. Lib. I.*

wohl raubet sie in wenigen Jahren dem Geiste seine Stärke, und dem Leibe einen Theil seiner Kräfte. Ein Mensch, der dem Trunke zu sehr ergeben ist, ist mißvergnügt, wenn er nicht bey Tische sitzt, und er hat nicht eher Witz, als bis er seinem Magen etwas zu thun geben kann, der sich aber vor der Zeit abnutzet.

Horaz sagt im ganzen Ernste, daß ein junger Mensch, aus dem etwas werden soll, sich der Enthaltsamkeit befleißigen muß. *) Petronius, der gewiß kein strenger Schriftsteller ist, verlanget von einem jungen Menschen, der in seinen Studien fortkommen will, daß er mäßig leben soll. **) Juvenal, da er von den Poeten seiner Zeit redet, die große Werke verfertigten, sagt, daß sie sich des Weins enthielten, selbst in den Tagen, wo es die eingeführte Gewohnheit mit sich brachte, tapfer zu schmausen. ***) Man wird mir doch wohl nicht vorwerfen, daß ich die jungen Leute, die ich verurtheilen will, vor allzustrenge Richter gefodert habe.

Endlich da der Erfolg nicht allezeit der Eilfertigkeit eines jungen Malers gemäß seyn kann, so kann es leicht kommen, daß er nach und nach einer mühsamen Arbeit überdrüßig wird, davon er die gehörige Frucht nicht gleich vor sich siehet. Die diesem Alter eigene Ungedult macht, daß man in dem Augenblicke, nachdem man gesäet hat, auch erndten möchte. Es ist wahr, der

*) Abstinuit venere & vino. HOR. *de A. P.*

**) Frugalitatis lege palleat exacta. PETRON.

***) — — Fuit utile multis
Pallere, & vinum toto nescire Decembri.
JUV. *Sat. VII.*

der Reiz, den eine Arbeit für uns hat, zu der uns unser Genie antreibet, hilft uns diesen Ueberdruß überwinden, und auch den Zerstreuungen widerstehen; aber es ist doch gut, wenn die Begierde, sein Glück zu machen, zu dem Antriebe des Genies hinzukommt. Es ist also zu wünschen, daß ein junger Mensch, den sein Genie zur Malerey antreibt, sich in solchen Umständen befinde, daß er seine Kunst als seine künftige Versorgung betrachten, und glauben muß, daß das Ansehen, das er künftig einmal in der Welt erhalten kann, von der Geschicklichkeit abhängt, die er sich in dieser Kunst erwerben wird. Wenn die Glücksumstände eines jungen Menschen, an statt ihn zu einer ununterbrochenen Arbeit aufzumuntern, mit der seinem Alter gewöhnlichen Leichtsinnigkeit sich vereinigen, um ihn von der Arbeit abzuziehen; so kann man von ihm nichts anders vermuthen, als daß er die Zeit, seine Gliedmaßen zu bilden, wird vorbeystreichen lassen, ohne daran zu denken. Eine Arbeit, die nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit verrichtet und öfters unterbrochen wird, reichet nicht hin, um einen Künstler vollkommen zu machen. In der That, wenn unsere Arbeit gelingen soll, so beruhet dieses eben so wohl auf der Beschaffenheit, in der wir uns befinden, ehe wir zu arbeiten anfangen, auf demjenigen, was wir machten, ehe wir anfiengen, und auf demjenigen, was wir zu thun willens sind, wenn wir aufhören, als auf der Arbeit selbst. Wenn die Stärke des Genies unsern jungen Maler zu einem ernsthaftern Studium seiner Kunst zurückführen wird, nachdem die Trunkenheit der Jugend vorbeygegangen, so wird seine Hand und seine Augen sich dieselbe nicht mehr zu Nutze machen können. Wenn er gute Gemälde ma-

chen wollte; so wäre nöthig, daß er sie, nachdem er sie erfunden hätte, von einem andern malen liesse.

Die Dichter, als welche nicht so schwer zu lernen haben, als die Maler, können sich allemal tüchtig machen, das zu werden, was sie werden sollen: Die erste Hitze des Genies schon kann die Regeln der Dichtkunst lehren. Es geschiehet nicht aus Unwissenheit der Regeln, daß so viel Leute dawider sündigen; die meisten Leute, welche die Regeln nicht beobachten, kennen dieselben zwar wohl, aber sie haben nicht Geschicklichkeit genug, um dieselben in Ausübung zu bringen.

Es ist zwar wahr, daß ein Poet die Lust verlieren kann, große Werke zu verfertigen, bloß darum, weil die Einrichtung des Plans so viel Mühe kostet. Die anhaltende Gedult ist nicht eine Tugend junger Leute. Es ist keine Arbeit so mühsam und so schwer, auf die sie nicht mit großer Hitze fallen sollten, aber nur mit der Bedingung, daß die Arbeit nicht lange währet. Es ist daher gut, wenn die jungen Dichter durch die Begierde, ihr Glück zu machen, zu einer ununterbrochenen Arbeit angetrieben werden.

Ich verstehe durch die Nothwendigkeit, sein Glück zu machen, nicht die Nothwendigkeit, seinen Unterhalt zu erwerben. Der äußerste Mangel, welcher uns nöthiget zu arbeiten, um Brodt zu haben, kann nichts helfen, als nur einen Menschen von Genie in die Irre zu führen, daß er, ohne seine Gemüthsgaben zu untersuchen, aus Noth sich auf die Arten von Poesie leget, die am einträglichsten sind.

Der Poetische Enthusiasmus ist keinesweges ein Talent, welches aus der Furcht, Hungers zu sterben, entspringen kann. Obgleich Persius sagt, daß ein leerer

leerer Bauch einen anschlägigen Kopf mache, *) so muß man dieses doch nicht auf die Schriftsteller anwenden.

Horaz trank sich erst satt, eh er Menaden sah, **) sagt Boileau, und vor ihm hat es Juvenal gesagt. In der That, wie der letztere sehr wohl saget, ***) den Fuß auf den Olymp setzen, in den Rath der Götter treten, und sich mit den Göttinnen erlustigen, ist keine Sache für einen Menschen, der keinen Rock auf dem Leibe hat, und der nicht weiß, wo er heute Abend essen will. Wenn Virgil, sagt Juvenal ferner, nicht die Bequemlichkeiten des Lebens gehabt hätte; so würden die Hydern, welche er als so schreckliche Ungeheuer zu schildern weiß, bloß gemeine Schlangen gewesen seyn.

Die Furie, welche in der Brust des Turnus und der Amata die Raserey entzündete, würde nach unserer Art zu reden ohngefehr wie die ruhige Eumenide in der Oper Isis ****) beschaffen gewesen seyn.

Der äußerste Mangel setzt den Geist herunter, und das Genie, welches aus Noth schreiben muß, verlieret die Hälfte von seiner Kraft.

Auf der andern Seite ziehen die Lustbarkeiten eben so wohl, als der Mangel, die Dichter von der Arbeit ab.

 Zwar

*) Ingenii largitor venter.

**) Horace a bu son saoul, quand il voit les Menades.

***) Magnae mentis opus nec de Codice paranda
Attonitae, currus & equos faciesque Deorum
Aspicere, & qualis Rutulum confundat Erynnis.
Nam si Virgilio puer, & tolerabile desit
Hospitium, caderent omnes a crinibus Hydri.
JUV. *Sat. VII.*

****) S. Boileaus zehnte Satyre v. 385 bis 388.

Zwar schrieb Lukan seine Pharsalia, ohngeachtet aller Zerstreuungen, die eine Folge des Reichthums sind; er nahm die Glückwünschungen seiner Freunde über den Beyfall, den sein Gedicht erhielt, in seinen mit Marmor ausgezierten Gärten an. Aber aus einem einzigen Beyspiele kann nichts gefolgert werden. Unter allen Dichtern, die einen großen Ruhm erhalten haben, ist meines Wissens Lukan der einzige, der von Jugend auf im Ueberflusse gelebet hat. Jedermann wird meiner Meynung seyn, wenn ich behaupte, daß Moliere sich niemals würde fähig gemacht haben, seine schönsten Lustspiele zu schreiben, und sie hernach wirklich würde geschrieben haben, wenn er von Jugend auf ein vornehmer Mann gewesen wäre, und ein jährliches Einkommen von hundert tausend Livres gehabt hätte. Ich glaube in einem Einfall des Königs von Frankreich Carls des Neunten zu finden, in welchen Umständen ein junger Poet billig seyn sollte. Dieser Fürst sagte auf lateinisch, welche Sprache dazumal unter großen Herren nicht ungewöhnlich war: »Die »Pferde und die Poeten müssen zwar gefüttert, aber »nicht gemästet werden.» *) Wenn sich ein Dichter in diesen Umständen befindet, so feuert ihn die Begierde, sein Glück zu machen, an, ohne daß der Mangel seinen Geist niederschlägt, oder ihn zwingt, niederträchtiger Weise ums Lohn zu arbeiten, so wie es schon zu Horazens Zeiten viele handwerksmäßige dramatische Dichter machten, die sich wenig um das Schicksal ihrer Stücke bekümmerten, wenn sie nur das Geld dafür einstreichen konnten. **) Da

*) Equi & Poëtae alendi sunt, non saginandi.

**) Gestit enim nummum in loculos dimittere, post hoc Securus, cadat an recto stet fabula talo. HOR. *Ep. I. Lib. II.*

Da das Mechanische unserer Poesie, welches für diejenigen, welche vortreffliche Verse machen wollen, so schwer ist, denenjenigen sehr leicht ankommt, die nur mittelmäßige machen wollen; so giebt es unter uns weit mehr schlechte Poeten, als schlechte Maler. Jedermann, der ein bisgen Witz zu haben glaubet, oder etwas von Gelehrsamkeit weiß, will auch Verse machen; daher kommen zum Unglücke für die Poeten so viele Richter, welche über neue Gedichte um so viel dreister urtheilen, weil sie glauben, sie wären selbst Dichter. Seit langer Zeit schon beklagen sich die Dichter über die große Menge Zunftgenossen, welche die große Leichtigkeit des Mechanischen in der Poesie ihnen verschaft. Wer kein Steuermann ist, sagt Horaz, *) der setzt sich nicht ans Ruder; wer nicht die Kraft der Kräuter kennet, verfertigt keine Arzneyen; wer kein Arzt ist, treibt nicht die Arzneykunst; selbst die geringsten Handwerker beschäftigen sich mit dem, was sie gelernet haben; aber iedermann will Verse machen, er mag nun dazu geschickt seyn oder nicht.

Die abgeschmacktesten Versmacher sind so gar diejenigen, die am meisten schreiben; daher entstehen so viel elende Werke, welche machen, daß der Name Poet ein Schimpfname geworden ist, und daß niemand mehr diesen schönen Titel führen will.

Mir fällt eben ein, was Boileau zu Racinen, wegen der Leichtigkeit Verse zu machen, sagte. Dieser hatte sein

*) Navem agere ignarus navis timet; Abrotanum aegro
Non audet, nisi qui didicit, dare; quod medicorum est,
Promittunt medici; tractant fabrilia fabri;
Scribimus indocti doctique poëmata.

HORAT. *Ep. I. L. II.*

sein Trauerspiel Alexander verfertiget, als er mit jenem bekannt wurde. Racine sagte, indem er von seiner Arbeit redete, daß es ihm ungemein leicht würde, Verse zu machen. Gut, antwortete Boileau, ich will Sie lehren mit Mühe Verse zu machen, und Sie haben Talent genug, daß Sie es bald lernen werden. Racine pflegte zu sagen, daß ihm Boileau Wort gehalten habe.

Doch alle diese Mühe und alle Zerstreuungen können einen jungen Menschen nicht abschrecken, der seinen Beruf zur Dichtkunst vom Apollo selbst hat, und der noch dazu von der Begierde, sich Ruhm und Glück zu erwerben, angefeuert wird. Er wird über kurz oder lang auf die Höhe des Parnassus gelangen, auf die er zu steigen fähig ist; aber er wird diese seine Fähigkeit gebrauchen, so wie es die Zeiten und der Stern, unter dem er gebohren ist, mit sich bringen. Wird er zu einer unglücklichen Zeit, ohne einen August und einen Mäcenas, gebohren; so wird er nicht so viele und so weitläuftige Werke hervorbringen, als wenn er in einem Jahrhunderte gebohren wäre, das für die Künste und Wissenschaften vortheilhafter ist. Virgil hat die Aeneis hervorgebracht, er hat manche Nacht durchwachet, um ein so weitläuftiges Werk zu Stande zu bringen, welches ohnerachtet des Gefallens, das er seinem Genie zufolge an dieser Arbeit gefunden hat, ihn dennoch öfters äußerst ermüdet haben muß; er that dieses, weil er durch das Wohlgefallen, so August an seinen Versen bezeugte, aufgemuntert und durch die Nacheiferung angefeuert wurde. Hätte Virgil in einer Zeit gelebet, wo er weder einen August noch Mäcenas noch Nebenbuhler gefunden hätte; so würde

er

er zwar durch Antrieb seines Genies und aus Begierde, sich hervorzuthun, seine natürliche Gaben ausgebessert haben. Er würde sich fähig gemacht haben, eine Aeneis zu verfertigen; aber er würde nicht die nöthige Gedult gehabt haben, um ein so langes Werk zu endigen. Vielleicht würden wir in solchem Falle vom Virgil nichts haben, als einige Eklogen, welche aus einer reichen poetischen Ader ohne Mühe geflossen wären, und einen Entwurf der Aeneis, davon er vielleicht ein oder zwey Bücher fertig gemacht hätte.

Die großen Künstler sind nicht diejenigen, denen ihre Werke am wenigsten kosten. Daß sie wenig schreiben, kommt öfters daher, daß sie sich für den Beschwerlichkeiten fürchten, die ihnen Werke kosten, die ihrer würdig sind, ob es gleich scheinet, daß sie aus bloßer Faulheit müßig bleiben. So wie, um mich des Ausdrucks eines Alten zu bedienen, ein Schiffer, der an das Land gestiegen ist, nachdem er in ieder Welle sich den Tod nahen gesehen, auf eine Zeitlang nicht Lust hat, sich den Gefahren des Meeres auszusetzen, eben also unternimmt ein guter Poet, welcher weiß, wie viel es ihm gekostet hat, sein Trauerspiel zu vollenden, nicht sogleich wieder ein neues zu machen. Er muß einige Zeit ausruhen; nachdem er der Arbeit müde geworden ist, so muß er wieder, ehe er an die Arbeit gehet, der Ruhe müde werden.

Ein Dichter ordnet nicht ohne beschwerliche Arbeit und mühsame Aufmerksamkeit den Plan eines grossen Werks an. Eben so mühsam ist auch die Arbeit, seine eigene Verse zu feilen und auszubessern; es ist unmöglich, daß die ernsthafte Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten, welche diese Arbeit erfodert, nicht bald ermüden sollte.

Gleich=

Gleichwohl muß man lange Zeit damit fortfahren. Ich berufe mich dabey auf die Poeten, welche nicht Gedult genug zu dieser Arbeit haben. Es ist wahr, die Poeten finden ein empfindliches Vergnügen in dem Enthusiasmus, welchen die Composition mit sich führt. Die Seele, die sich gänzlich mit den Ideen, die in der erhitzten Einbildungskraft erweckt werden, beschäftiget, merket die Gewalt nicht, die sie sich anthut, um dieselbe hervorzubringen. Sie fühlt die Mühe, die es ihr gekostet hat, nicht eher, als durch die Müdigkeit und die Erschöpfung, welche zu erfolgen pflegt, wenn man etwas verfertiget hat.

Diejenigen, die Verse machen, ohne Poeten zu seyn, sind mit dem zufrieden, was sie, mehr in einer Raserey, als in einem wahren Enthusiasmus, hervorgebracht haben. Die meisten verlieben sich in ihre ungestalte und matte Geburten, und bessern nichts mehr daran. Kein griechischer Tyrann hat jemals so viel Schmeicheleyen gehört, als ein mittelmäßiger Poet sich selbst saget, wenn er die vermeinten göttlichen Dinge verehret, welche unter seiner Feder entstanden seyn. Man muß vornehmlich von den schlechten Poeten verstehen, was Cicero sagt: »Ich weiß nicht, wie es kommt, daß in »dieser Kunst mehr als in andern einem ieden das sei»nige das schönste ist. Denn ich habe noch keinen »Poeten gesehen, der nicht von sich geglaubt hätte, »daß er der beste wäre.« *) Ein guter Poet ist mit dem=

*) In hoc enim genere, nescio, quo pacto, magis, quam in aliis, suum cuique pulcherrimum est. Adhuc neminem cognovi Poëtam, qui sibi non optimus videretur.

CIC. *in Tusc.*

demjenigen, was er zu Papiere gebracht hat, nicht so leicht zufrieden; seine Verse gefallen ihm noch nicht, wenn sie gleich gut genug sind, um andern zu gefallen, und die Mühe, welche er nicht umhin kann, zu nehmen, um sie nach seinem Gefallen zu verbessern, macht ihn oft wider sich selbst unwillig.

Die Zeit, in welcher die Genies zu der Geschicklichkeit gelangen, welcher sie fähig sind, ist unterschieden. Erstlich ist es ausgemacht, daß sich die Genies, die zu Profeßionen gebohren sind, welche viel Erfahrung und reifen Verstand erfodern, weit später bilden, als diejenigen, die zu Profeßionen gebohren sind, welche nur ein wenig Klugheit und viel Einbildungskraft erfodern. Z. B. Ein großer Minister, ein großer General, ein großer Rechtsgelehrter, werden das, was sie zu werden fähig sind, in einem spätern Alter, als die Maler und Dichter den Grad der Vortrefflichkeit erreichen, den ihnen ihr Schicksal zu erreichen erlaubt. Die erstern können sich nicht ohne Kenntnisse und Einsichten bilden, die man nicht anders als durch Erfahrung, und zwar durch eigene Erfahrung, erlangen kann. Ein ausgebreiteter Verstand, eine feine Einbildungskraft, der Fleiß selbst können sie nicht ersetzen; kurz, diese Profeßionen erfodern eine reife Beurtheilungskraft, und eine Standhaftigkeit ohne Eigensinn. Ein Mensch wird zwar mit einer Neigung zu diesen Eigenschaften gebohren; aber diese Eigenschaften sind nicht gleich bey der Geburt ausgebildet, man kann sie auch nicht allzufrühzeitig erlangen.

Da die Einbildungskraft weit eher zur Reife kommt, als die Beurtheilungskraft; so bilden sich die Maler, die Dichter, die Musikverständigen, und alle, deren haupt-

hauptsächlichste Gabe in der Erfindung bestehet, geschwinder. Ich glaube, daß, überhaupt zu reden, die Maler und die Dichter in dem dreyßigsten Jahre auf die Höhe des Parnassus gestiegen sind, worauf ihnen ihr Genie zu steigen erlaubt. Nachher werden sie in ihren Werken zwar correcter und verständiger, aber nicht fruchtbarer, pathetischer und erhabener.

Ferner da ein Genie langsamer ist als das andere, und da ihr Fortgang durch die obengedachte Hindernisse kann verzögert werden; so habe ich das dreyßigste Jahr nicht als eine unveränderliche Zeit festsetzen wollen, vor und nach welcher man nichts mehr zu erwarten hätte. Es können unter dem Alter, worinn zween große Maler oder zween große Dichter zu ihrer Vollkommenheit gelanget sind, fünf oder sechs Jahre Unterschied seyn. Einer kann dazu im acht und zwanzigsten, andere im drey und dreyßigsten Jahre gelangen. Racine war seit seinem acht und zwanzigsten Jahre völlig ausgebildet. La Fontaine hingegen war weit älter, da er die ersten von seinen vortrefflichen Werken verfertigte. Die Art der Dichtkunst, der sich iemand widmet, kann dieses Stufenjahr noch zurückhalten. Moliere war vierzig Jahr alt, als er die ersten Lustspiele verfertigte, welche würdig sind unter die gezählet zu werden, die ihm seinen Ruhm erworben haben. Aber um diese zu verfertigen, war es nicht genug, daß Moliere ein großer Dichter war; sondern er mußte auch eine Kenntniß der Menschen und der Welt haben, die man so bald nicht erlanget, und ohne welche der beste Poet nur mittelmäßige Lustspiele machen wird. Der tragische Poet kann den Grad der Vollkommenheit, dessen er fähig ist, geschwinder erlangen, als der

komische Poet; Genie und eine allgemeine Kenntniß des menschlichen Herzens sind hinlänglich, wenn man ein vortreffliches Trauerspiel machen will; aber um ein vortreffliches Lustspiel zu machen, muß man Genie haben, studiren und lange in der Welt gelebet haben. In der That, wenn man ein vortreffliches Lustspiel machen will, muß man wissen, worinn der Unterschied besteht, den das Alter, die Erziehung und die Lebensart unter Personen macht, deren natürlicher Charakter einerley ist. Man muß wissen, was für eine Gestalt der einem Menschen eigene Charakter den Sentimens giebt, die allen Menschen gemein sind. Kurz, man muß das menschliche Geschlecht aus dem Grunde kennen, und die Sprache aller Leidenschaften, aller Alter und aller Lebensarten wissen. Zehen Jahr sind nicht zu viel, um so viel Sachen zu lernen.

Es ist natürlich, daß die großen Genies etwas später zu ihrem Vollkommenheitspunkte gelangen, als diejenigen, die nicht so erhaben und nicht so sehr ausgebreitet sind. Die großen Genies haben mehr zu verrichten, als die andern; sie sind wie die Bäume, die vortreffliche Früchte tragen, und im Frühlinge noch kaum einige Blätter haben, wenn die andern Bäume schon ganz mit Blättern bedecket sind. Quintilian, den seine Lebensart verband, den Charakter der Kinder zu studiren, redet mit ungemeiner Einsicht von demjenigen, was man gemeiniglich einen frühzeitigen Verstand und einen späten Verstand zu nennen pfleget.*) „Der „Körper,

*) Erit illud plenius interim corpus, quod mox adulta aetas adstringat. Hinc spes roboris, maciem namque & infirmitatem in posterum minari solet, proti-

„Körper, sagt er, muß in der Kindheit etwas fleischicht
„seyn, damit er im erwachsenen Alter sich setzen kann.
„So kann man hoffen, daß er gesund und stark wer-
„den werde. Denn ein Kind, dessen Glieder all-
„zu geschwind gänzlich ausgebildet sind, pfleget her-
„nach schwach und mager zu werden. Auf solche
„Weise, setzt Quintilian hinzu, geben mir die Kinder
„gerade am wenigsten Hoffnung, welche an statt des
„Genies einen frühzeitigen Verstand haben. Dieser
„allzu frühe Verstand kommt von der Schwäche ihres
„Geistes her, eben also wie der Körper nur darum
„gesund und ausgebildet scheinet, weil er mager ist.„
Diese ganze Stelle, davon ich nur einige Züge ange-
führet habe, verdienet nachgelesen zu werden.

Gleichwohl pflegen die Lehrmeister mehrentheils einen solchen Charakter für das beste Zeichen zu halten. Ich rede von den gemeinen Lehrmeistern: denn wenn der Lehrmeister selbst Genie hat, so wird er auch an einem Schüler von achtzehen Jahren unterscheiden können, ob er Genie habe. Er wird ihn gleich an der Art erkennen, mit der er seine Lectionen annimmt, und an den Einwürfen, die er machet. Kurz, er wird denselben erkennen, weil er sehen wird, daß derselbe alles thut, was er selbst that, da er ein Schüler war. Auf solche Art hatte Scipio das Genie des Marius erkannt; denn als man ihn fragte: wer fähig wäre, nach seinem Ableben Feldherr zu werden, gab er zur

Antwort:

nus omnibus membris expressus infans — Illa mihi in pueris natura minimum spei dabit, in qua ingenium iudicio praesumitur — Macies illis pro sanitate & iudicii loco infirmitas est.

QUINT. *Inst. Lib. II. Cap. IV.* 6. 7. 9

Antwort: Marius. Gleichwohl war Marius nur ein Unterbefehlshaber, er hatte noch keine von den Eigenschaften an das Licht legen können, an der man ein gewöhnliches Genie hätte erkennen können, daß er würdig sey, Scipions Nachfolger zu werden.

Sobald junge Leute in die Jahre kommen, wo man aus sich selbst denken muß, so kann iedermann merken, wer Genie hat, und wer keines hat. Ein Mensch von Genie erfindet viel, ob er gleich noch schlecht erfindet, der andere hingegen erfindet nichts. Aber, wie Quintilian sehr wohl erinnert: »Dem Ueberflusse kann »man leicht abhelfen, wider die Unfruchtbarkeit aber »ist kein Mittel.« *) Die Kunst kann wohl einen überfließenden Fluß in seine Ufer einschließen, aber sie kann nicht Wasser finden, wo keines ist.

Je näher ein Mensch von Genie und einer, der keines hat, an das männliche Alter kommen, ie merklicher wird der Unterschied unter ihnen. In dieser Absicht ist es mit der Malerey nicht anders, als mit allen andern Lebensarten. Die Kunst eines Hofmeisters und die Lehren eines Lehrmeisters machen aus einem Kinde einen Jüngling; sie geben ihm mehr Witz und Verstand, als er in seinem Alter natürlicher Weise haben kann. Wenn aber dieses Kind in das Alter kommt, wo man für sich selbst denkeu, reden und handeln muß, so fällt auf einmal dieses frühzeitige Verdienst hinweg. Sein Sommer macht alle von seinem Frühlinge geschöpfte Hoffnungen zu nichte. Die allzu sorgfältige Erziehung, die er gehabt hat, wird ihm so gar

*) Facile est remedium ubertatis; sterilia nullo labore vincuntur.

QVINT. *Inst. Lib. II. C. IV. 6.*

schädlich, weil er dadurch eine schädliche Fertigkeit erlanget hat, andere für sich denken zu lassen. Sein Geist hat sich zu einer innerlichen Trägheit gewöhnet, welche machet, daß er allemal einen äußerlichen Antrieb erwartet, um sich zu entschließen oder zu handeln. Der Geist gewöhnet sich eben so leicht zur Faulheit, als die Füße und die Beine. Ein Mensch, der niemals ausgeht, als wenn er einen Wagen hat, ist in kurzer Zeit nicht fähig, sich seiner Beine so gut zu bedienen, als ein Mensch, der beständig in der Gewohnheit zu gehen bleibt. Wie man diesem die Hand reichen muß, wenn er gehet, so muß man jenem denken, und selbst wollen, helfen. Ein Kind, das nicht so sorgfältig erzogen ist, strenget sich innerlich selbst an, und der Geist wird wirksam. Es lernet selbst seine Vernunft brauchen, und entscheiden, so wie man andere Sachen lernet. Endlich lernet es seine Vernunft gut gebrauchen, und einen guten Entschluß fassen, nachdem es öfters seine Vernunft gebraucht, und über das nachgedacht, was es betrogen, wenn ihm der Erfolg zeigete, daß es falsch geschlossen hatte.

Je mehr ein Künstler, der Genie hat, Zeit anwendet, sich zu bilden, je mehr Erfahrung er braucht, um in seinen Einfällen gemäßigt, in seinen Erfindungen gesetzt und in seinen Werken richtig zu werden, desto weiter gelanget er auch gemeiniglich. Der Mittag der Sommertage ist von dem Morgen entfernter, als der Mittag der Wintertage. Die Kirschen werden bey der ersten Wärme reif, die Weintrauben aber werden nicht reif, als durch Hülfe der Hitze des Sommers, und der Laulichkeit des Herbstes. Denn die Natur selbst, sagt Quinti-

Quintilian,*) hat es so eingerichtet, daß etwas grosses und wichtiges nicht geschwind vollbracht werden kann, und ie vortrefflicher ein Werk ist, desto mehr Schwierigkeiten muß man auch übersteigen, wenn man es zu Stande bringen will. Dieß ist die Meynung des gedachten Schriftstellers, der sich gewiß auf diese Sache verstund. Je biegsamer also die Fibern eines Gehirnes seyn sollen, und ie mehr dieser Fibern sind, desto mehr Zeit müssen sie haben, um alle Eigenschaften zu erlangen, deren sie fähig sind.

Die großen Meister studiren also länger, als die gemeinen Künstler. Sie sind, so zu sagen, länger Lehrlinge, weil sie noch in einem Alter lernen, wo die gemeinen Künstler das wenige schon wissen, das sie zu wissen fähig sind. Die Benennung eines Lehrlings darf niemanden wunderlich vorkommen. Es giebt Lehrlinge, welche schon mehr werth sind, als Meister, obgleich diese nicht so viel Fehler machen, als jene. Diese haben keine Fehler, verdienen aber auch kein Lob; jene aber verdienen einiges Lob auch noch, wenn sie Fehler machen. **)

Als Guido und Domenicchino ein Gemälde in der kleinen St. Andreaskirche, welche in dem Garten des Klosters S. Gregorii in Monte Coelio gebauet ist, verfer-

*) Nihil enim rerum ipsa natura voluit magnum effici cito, praeposuitque pulcherrimo cuique operi difficultatem, quae nascendi quoque hanc fecerit legem, ut maiora animalia diutius visceribus parentum continerentur.

QUINT. *Inst. Lib. X. Cap. III.* 4.

**) Sed & his non labentibus nulla laus, illis nonnulla laus, etiam si labantur.

PLIN. *Epist.*

verfertiget hatten, sollte ihr Lehrmeister, Annibal Caraccio, entscheiden, welcher von seinen beyden Schülern den Vorzug verdiente. Das Gemälde des Guido stellte den heil. Andreas vor, wie er vor dem Kreuze kniet; das Gemälde des Domenicchino hingegen stellet die Geißelung dieses Apostels vor. *) Es sind große Stücke, wo diese beyde Nebenbuhler vollkommene Gelegenheit gehabt hatten, ihr ganzes Genie zu zeigen, und sie hatten diese Stücke mit um so viel mehr Eifer ausgeführet, da sie al fresco gegen einander über gemalet wurden, und sich also beständig entgegen gesetzet bleiben, und gleichsam die Nacheiferung ihrer Verfasser verewigen mußten. Guido, sagte Caraccio, hat als ein Meister gemalet, und Domenicchino als ein Schüler; aber, setzte er hinzu, der Schüler ist mehr werth, als der Meister. In der That siehet man in dem Gemälde des Domenicchino Fehler, dergleichen Guido in seinem nicht gemacht hat; aber man siehet auch vortreffliche Züge darinnen, die in dem Gemälde seines Nebenbuhlers nicht zu finden sind. Man bemerket ein Genie darinnen, welches sich zu Schönheiten neigte, zu welchen sich das sanfte, das ruhige Genie des Guido nicht erheben konnte.

Je mehr sich die Menschen erheben können, ie mehr Stufen haben sie zu steigen, bis sie auf den Gipfel ihrer Erhebung gelangen können. Horazens Geist mußte schon ganz ausgebildet seyn, da er sich als ein Poet bekannt machte. Virgil war bey nahe dreyßig Jahre alt, als er seine erste Ekloge machte.

*) Domenicchino hat diese Geschichte noch einmal in der Kirche S. Andrea della Valle gemalt.

machte. Racine war bey nahe eben so alt, als er seine Andromache aufführen ließ, welche als das erste Trauerspiel dieses großen Dichters betrachtet werden muß. Corneille war älter, als dreyßig Jahr, als er den Cid verfertigte. Moliere hatte in diesem Alter noch keines von den Lustspielen gemacht, welche ihm den Ruhm erworben haben, den er nach sich gelassen hat. Boileau war dreyßig Jahr alt, als er seine Satyren so lieferte, als wir sie ietzt haben. Raphael war über dreyßig Jahr alt, als er sein edles und erhabenes Genie im Vatikan zeigte. Daselbst sieht man seine ersten Werke, die des großen Ruhmes würdig sind, in dem er ietzund steht.

Leute von Genie, die ihren Ruhm lieben, sollen wenigstens nichts als große Werke verfertigen, weil es ihnen nicht möglich ist, ihre Lehrlingsstücke den Augen des Publici zu entziehen. Durch eine solche Vorsicht würden sie unangenehme Vergleichungen verhindern können. Wenn Maler und Dichter, die auch noch so sehr begeistert sind, Gedichte von einer kleinen Anzahl Verse oder Gemälde verfertigen, die nicht mehr, als eine Figur ohne Ausdruck, in einer gemeinen Stellung enthalten; so sind solche Werke unangenehmen Vergleichungen ausgesetzet. Da man ohne Genie wohl vier oder fünf glückliche Verse, und eine Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem Schooße ganz gut machen kann, ohne ein großer Maler zu seyn; so ist der Unterschied unter dem göttlichen Künstler und unter dem gemeinen Künstler in dergleichen eingeschränkten Werken nicht auf solche Art zu merken, als er in zusammengesetztern Stücken, die einer größern Anzahl von Schönheiten fähig

sind, zu merken ist. Denn in diesen letztern sieht man den Unterschied in seiner ganzen Stärke.

Einige heilige Jungfrauen vom Carl Maratti kommen, wie die Freunde dieses Malers behaupten, (und sie haben nicht ganz unrecht,) den heil. Jungfrauen des Raphaels an Schönheit sehr nahe. *) Aber welch ein Unterschied ist unter den großen Compositionen dieser beyden Maler, und wer hat sie darinn iemals mit einander verglichen? Obgleich der Eigendünkel den Malern so gewöhnlich ist, als den Poeten; so hat sich doch Maratti selbst nicht würdig geachtet, seinen Pinsel mit Raphaels Pinsel zu vermischen. Kurz vor dem Jahre 1700 sollte das Deckenstück der Gallerie des Pallastes, den man zu Rom das kleine Farnese nennet, ausgebessert werden. Dieses Haus wurde unter der Regierung Leons X von Augustin Chigi gebauet. Die Malereyen, welche dieser Chigi in diesem Hause vom Raphael verfertigen ließ, haben den Namen Chigi in Europa eben so

*) Dieses angeführte Beyspiel zeiget, daß das obige Gebot mit großer Einschränkung muß verstanden werden. Maratti war doch gewiß auch ein Mann von Genie, und man sieht, daß es seinem Ruhme nicht schädlich ist, daß er kleine Stücke verfertiget hat. Raphaels Ruhme ist es eben so wenig schädlich; gemeine Maler erreichen ihn niemals; und ist es nicht ein neuer Triumph für einen Raphael, (wenn er neue Triumphe nöthig hätte,) daß ihm ein Mann, wie Maratti, nur in kleinen Stücken einiger maßen verglichen werden kann, in großen Compositionen aber ihn gar nicht erreichet?

A. d. Ueb.

so berühmt gemacht, als die päbstliche Regierung Alexanders VII. Carlo Maratti war, als der vornehmste Maler zu Rom, ausersehen worden, um dieses schadhafte Deckenstück auszubessern, auf welchem Raphael die Geschichte der Psyche vorgestellet hat; aber dieser rechtschaffene Mann wollte es nicht anders, als mit Pastellfarben ausbessern. Denn, sagte er, wenn sich einst iemand finden sollte, der würdiger ist, als ich, seinen Pinsel mit dem Pinsel Raphaels zu vergesellschaften, so kann er meine Arbeit auslöschen, und seine an die Stelle setzen.

Van der Meulen würde ein Pferd so gut gemalet haben, als Le Brün, und Baptiste würde einen Korb mit Blumen besser gemalet haben, als Poußin. Was die Poesie anbetrifft, so hat Boileau Sinngedichte gemacht, die den Sinngedichten zweyer oder dreyer Dichter sehr nachzusetzen sind, welche sich selbst nicht ihm gleich achten würden. Man kann den Vorzug eines Rennpferdes vor einem andern auf einem allzu kurzen Wege nicht gut erkennen, auf einem langen Wege kann man ihn besser erkennen. Es wäre überflüßig hier zu erklären, was ich unter einem kleinen Werke verstehe: denn ein Gemälde von drey Fuß kann zuweilen ein großes Werk seyn, so wie ein Gedicht von dreyhundert Versen ein groß Gedicht seyn kann.

Ich muß noch eine Anmerkung hinzuthun: Die Betrüger in der Malerey können die Werke, welche nicht viel Erfindung erfordern, weit eher nachmachen, als solche, wo die ganze Einbildnngskraft des Künstlers Gelegenheit gehabt hat, sich auszubreiten. Die Maler, welche Pastichen, oder solche Gemälde machen,

die in der Manier eines großen Künstlers gemalet sind, und für seine Arbeit ausgegeben werden, ob er sie gleich niemals gesehen hat; diese Paſtichenmacher, sage ich, können schwerlich die Ordonnanz, das Colorit und den Ausdruck großer Meister nachmachen. Man kann die Hand eines andern, aber nicht gleichsam seinen Geist nachmachen, man kann nicht denken lernen, wie ein anderer, ob man ihm gleich seine Aussprache ablernen kann.

Ein mittelmäßiger Maler, der eine große Composition vom Rubens oder Domenicchino nachmachen wollte, würde uns so wenig betrügen, als wenn er ein Stück unter des Giorgione oder Titians Namen machen wollte. Man müßte ein Genie haben, das bey nahe dem Genie des Malers, den man nachmachen will, gleich wäre, wenn man es dahin bringen wollte, daß andere das Stück wirklich für dieses Malers Arbeit hielten. Man kann also das Genie großer Leute nicht nachmachen; aber es gelinget zuweilen, daß man ihre Hand nachmachet, das heißt, ihre Art die Farben aufzusetzen, und Züge zu ziehen, die Kopfstellungen, die ihnen sehr gewöhnlich sind, und endlich das, was in ihrer Ausübung fehlerhaft seyn möchte. Es ist leichter, die Fehler der Menschen nachzuahmen, als ihre Vollkommenheiten. Z. B. Man tadelt am Guido Reni, daß er seine Köpfe allzu platt gemachet habe. Es fehlet ihnen öfters an der gehörigen Rundung, weil ihre Theile nicht genug von einander abstechen, und sich nicht genug einer über den andern erheben. Wenn man also hierinn dem Guido gleichen will, so darf man nur nachläßig seyn, und dasjenige nicht ausüben, was nach den Ge-

setzen

setzen der Kunst dazu gehöret, den Köpfen Rundung zu geben.

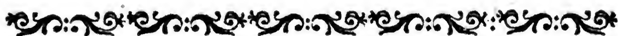
Der Neapolitanische Jordano, mit dem Beynamen Il Fà presto, war nach Teniers einer der größten Pastichenmacher, die iemals die Liebhaber betrogen haben. Weil es ihm gelungen war, verschiedene Köpfe im Geschmacke des Guido zu machen, so war er so kühn, daß er große Compositionen in dem Geschmacke dieses liebenswürdigen Künstlers und der andern Schüler des Caraccio machen wollte. Diese Gemälde, welche die Begebenheiten des Perseus vorstellen, sind zu Genua in dem Pallaste des Marchesen Grillo befindlich, welcher den Nachmacher besser bezahlte, als die großen Meister, die er nachäffete, zu ihrer Zeit waren bezahlet worden. Wenn man diese Gemälde sieht, so wundert man sich, aber bloß darüber, daß ein Maler, der sonst nicht ohne Talente war, sich so viel vergebene Mühe gegeben hat, und daß ein genuesischer Herr sein Geld nicht besser hat anzuwenden wissen.

Eben so gehet es auch in der Poesie. Ein Mensch ohne Genie, der viel Verse gelesen hat, kann wohl, wenn er das gelesene gut zusammensetzt, ein Sinngedicht machen, das Martials Sinngedichten so sehr gleicht, daß man es für Martials Arbeit hält. Aber ein Poet, der ein dreyzehntes Buch zur Aeneis machen, und es hernach für Virgils Arbeit ausgeben wollte, würde niemanden damit betrügen können. Muretus hatte zwar wohl sechs Verse von seiner Arbeit für sechs Verse des Trabea, eines lateinischen komischen Poeten, der sechshundert Jahre nach der Erbauung Roms lebte, ausgeben können. Ja er hat

selbst

selbst den Joseph Scaliger so sehr damit hintergehen können, daß derselbe in seinem Commentarius über den Varro *) diese sechs Verse als ein Fragment des Trabea, das in einem alten Manuscripte wäre gefunden worden, anführet. Wenn aber Muretus eine ganze Komödie dem Terenz hätte nachmachen wollen, so würde er damit den Scaliger gewiß nicht betrogen haben. Nun sollten also Leute, die für ihren Ruhm besorgt sind, künftigen Betrügern nicht Gelegenheit geben, ihnen Werke zuzuschreiben, die sie nicht gemacht haben. Es ist genug, daß man seine eigene Fehler bey der Nachwelt verantworten muß.

J.



II.

Aestheticorum Pars altera. Scripsit Alexander Gottlieb Baumgarten, Professor Philosophiae. Francofurti cis Viadrum. Impensis Joannis Christiani Kleyb. MDCCLVIII. 14 und einen halben Bogen in Octav.

So angenehm es den Liebhabern der Weltweisheit und der schönen Wissenschaften seyn muß, die Fortsetzung der Aesthetik von dem Erfinder derselben mit

*) Here, si quaerelis, eiulatu, fletibus
Medicina fieret miseriis mortalium,
Auro parandae lacrymae contra forent.
Nunc haec ad minuenda mala non magis valent,
Quam Noenia Praeficae ad excitandos mortuos;
Res turbidae consilium, non fletum expetunt.

SCALIGER *in Varr. Ed. A.* 1573. *p.* 212.

mit der ihm eigenen philosophischen Bündigkeit abgehandelt zu sehen; eben so betrübt muß sie die Ankündigung in der Vorrede machen, daß dieses Bändgen vielleicht das letzte seyn dürfte, das der Herr Verfasser von der Aesthetik liefern wird. Eine beschwerliche und hartnäckige Krankheit, welche diesen vortrefflichen Mann nur allzusehr für seinen überschwänglichen Fleiß büßen läßt, hatte bereits im Jahr 1750, als der erste Theil der Aesthetik heraus kam, den Druck derselben unterbrochen, und da der Herr Verfasser bis auf diese Stunde verzweifelt, jemals Kräfte genug zu erlangen, das Werk völlig ausarbeiten zu können; so hat er sich entschlossen, in diesem kleinen Bande die Lehre von dem ästhetischen Lichte völlig, und einen Theil der Lehre von der ästhetischen Gewißheit zu liefern. Wir haben also von Hrn. Prof. Baumgarten kaum das erste Kapitel der Aesthetik vollständig erhalten; zu dem zweyten und dritten Hauptstücke aber, so wie zum zweyten Theile, in welchem die praktische Aesthetik hätte abgehandelt werden sollen, wird uns gar keine Hoffnung gemacht. Der Herr Verf. beschließt seine Vorrede mit folgenden wehmüthigen Worten, welche uns Thränen ausgepreßt haben: „Si quis „tamen superes, sagt er, amice lector, qui me curas, „qui me nosti, qui me amas denique, disce fortu„nam ex aliis, ex me, qui iam octavum in annum „per ambages aegritudinum circumerro, quae vi„deantur inextricabiles, quam necessarium sit, ma„turius bene cogitandis optimis assuefieri. Quid „enim agerem, uti nunc sum, pro virili hoc agere „nescius, profecto nescio —„ Welcher Verlust für die in Verfall kommende Philosophie, daß dieser

große

große Weltweise allen tiefsinnigen Meditationen entsagen muß! Er, der fast allein fähig war, die Gränzen der Weltweisheit noch zu erweitern, die von dem gemeinen Haufen der Weltweisen kaum völlig übersehen werden.

Herr **Baumgarten** hat sich in diesem Theile der Aesthetik, und vornehmlich in der Abhandlung vom ästhetischen Lichte, als Erfinder gezeigt, das heißt, als einen Eigenthumsherrn, der auf seinem Grunde bauen und niederreissen kann, was er will. Verschiedene Materien, die Herr **Meier** in seiner deutschen Aesthetik wortreich genug abhandelt, übergeht der Herr Pr. **Baumgarten**; und setzet hingegen andere in ein vortreffliches Licht, die Herr **Meier** kaum zu berühren scheinet. Wir wollen zum Besten derjenigen Leser, denen der **Baumgartensche** laconische Styl nicht geläufig genug ist, einige der merkwürdigsten Stellen anführen, die wir in der deutschen Aesthetik vergebens gesucht haben. Wir werden aber einige Definitionen und Sätze, die auch bey Herr **Meiern** vorkommen, mitnehmen müssen, weil sie zur Verständlichkeit des folgenden unentbehrlich sind.

In der Abhandlung **von dem ästhetischen Lichte**, oder nach Herr Pr. Meiers Verdeutschung **von der Lebhaftigkeit der Gedanken**, hat der Herr Verfasser die Kunstwörter von Licht und Schatten und von dem Colorit, welche in der Malerey gebräuchlich sind, in einem allgemeinen Verstande genommen, und auf alle ästhetische Gedanken überhaupt angewendet. Wir haben bereits in dem vorigen Stücke der Bibliothek diesen Kunstgriff für sehr fruchtbar gehalten, und hier

zeigt

zeigt sich der Nutzen in der That, den er unter der Bearbeitung eines Baumgartens erlangt hat.

Er erkläret §. 614. das ästhetische Licht durch eine solche Klarheit und Faßlichkeit der Gedanken, in welcher nicht bloß der reine und logische Verstand, sondern auch der ästhetische Verstand, das Analogon rationis, (der Bon-sens) dieses Ding von allen andern zu unterscheiden im Stande ist. — Die Deutlichkeit der Gedanken ist zwar niemals der unmittelbare Endzweck der ästhetischen Vorstellung; sie kann aber öfters durch Umwege erhalten werden, wenn nämlich viele Theile eines Gegenstandes in einem solchen sinnlich klaren Lichte vorgestellt werden, daß daraus im Ganzen ein deutlicher Begriff entspringt, dessen Merkmale auch von dem schönen Geiste unterschieden werden können. Herr Meier erläutert dieses durch ein Exempel aus dem IV. B. der Aeneis, wo Virgil die Fama auf eine solche Art beschreibet.

Einen höhern Grad der sinnlichen Klarheit nennet der Verf. einen ästhetischen Glanz.

Lebhaft aber heißen ihm (§. 614.) solche Gedanken, in welchen eine besondere Mannigfaltigkeit und eine plötzliche Geschwindigkeit der Merkmale, die sich einander gleichsam drängen, wahrgenommen wird, dadurch zwar auf große Theile ein merklicher Glanz ausgebreitet, das Ganze aber faßlich und sinnlich klar werden muß. Hierauf werden Regeln vorgeschrieben, wie der natürliche Glanz vor dem gekünstelten und geschmückten Wesen, welches er fucum aestheticum nennet, zu unterscheiden sey.

In dem folgenden Abschnitte handelt der Herr Verfasser von der ästhetischen Dunkelheit, welche

er

er mit den Alten in obscuritatem κατ' αισθησιν und obscuritatem κατα νοησιν eintheilet. Wir übergehen diesen Abschnitt, weil uns wichtigere Materien rufen.

§. 654 und folg. **von dem ästhetischen Schatten.** So wie man in der Malerey die nothwendigen Schatten nicht zu den Flecken zehlen kann, eben so kann es in der schönen Erkenntniß überhaupt nicht allezeit für einen Fehler gehalten werden, wenn gewisse Gedanken weniger leuchten, als die übrigen, oder gar mit einiger Dunkelheit umhüllet sind. Es kan Ausnahmen geben, die höhern und wichtigern Regeln der Schönheit wegen, nothwendig statt haben müssen. Oefters kann die runde Kürze, die geziemende Würdigkeit und Größe, die Klarheit und Faßlichkeit des Ganzen, die Gewalt der Ueberredung oder die Erregung der Leidenschaften darunter leiden, wenn gewisse Gedanken in allen den Glanz, dessen sie fähig sind, gesetzt werden sollten. Diesen unumgänglichen Mangel der stärkern sinnlichen Klarheit nennet der Verfasser den ästhetischen Schatten. — Vielleicht verdient bey dieser Gelegenheit angemerkt zu werden, daß die orientalischen Völker, welche in ihren Schriften den Glanz so sehr lieben, geneigt sind, die Schatten in unsern Gemälden für Flecken zu halten; wie solches hauptsächlich von den Chinesern ist angemerket worden. Sie bleiben bey ihrer Art die glänzendsten Farben neben einander aufzutragen, und verspotten die Gemälde der Europäer, in welchen ihnen alles düster und voller Flecken zu seyn scheinet — Von den Regeln, die der Herr Verfasser vorschreibt, welche ästhetische Gedanken in einem Schatten zu verbergen sind,

sind, wollen wir uns begnügen, die sechste anzuführen, weil uns das Exempel aus dem Virgil so glücklich gewählt zu seyn scheinet. §. 662 heißt es: Oefters können gewisse Umstände nicht übergangen werden, die aber die gewünschte Gemüthsbewegung entweder nicht genug erregen, oder gar verhindern; daher müssen sie in den Schatten gesetzt werden. Virgil sahe wohl, daß es seinem Helden wenig Ehrfurcht zuwegebringen kann, wenn er sich unbekannt und heimlich in eine Stadt schleicht, ohne daß die Königinn, oder sonst jemand etwas von ihm weiß, und in dem Tempel der Juno Schutz sucht. Was war zu thun? — Siehe!

Insert se tectus nebula. Mirabile dictu!

AEN. I. 44. 3.

Auch dieses war seinem Helden nicht anständig, daß er die Seinigen vor Gericht führen sehen, und sich fürchten sollte, ihnen beyzustehen, weil

Res animos incognita turbat.

Daher sagt Virgil, daß Aeneas und Achates

Dissimulant, & nube tecta speculantur amicti.

v. 520 —

Allein:

Postquam animum arrecti dictis & fortis Achates,
Et pater Aeneas . . . . . .
Omnia tuta vident, classem sociosque receptos.

Sogleich erscheinen die Helden wiederum.

Circumfusa repente
Scindit se nubes, & in aethera purgat apertum:
Restitit Aeneas, *claraque* in *luce refulsit*
Os humerosque Deo similis. Namque ipsa decoram
Caesariem nato genetrix, lumenque juventae
Purpureum, & laetos oculos adstarat honores.

(§. 659.)

Dieses Exempel ist überaus fruchtbar. Es zeiget nicht nur den Gebrauch der sechsten Regel für den Dichter, sondern auch für den Maler, indem man sieht, wie Virgil in seinem Gemälde eben dieselbe Person in verschiedenen Augenblicken, bald in Schatten verhüllt, bald an das Licht hervorzieht; nachdem es die Umstände mit sich bringen. — Uebrigens ist diese, so wie die mehresten Stellen, welche der Herr Verfasser zu Exempeln anführet, so künstlich ausgesucht, daß sie vollkommen in seine Worte passen, und man glauben sollte, es wären seine eigene Gedanken, die er in eine Allegorie oder Metapher eingekleidet hätte, um deutlicher zu werden. Setzet statt des Aeneas und Achates die ästhetischen Gedanken, die man beschatten muß; so scheinen die Verse des Virgils die Regel selbst durch eine Metapher auszudrucken. Herr Baumgarten unterläßt auch nicht, mitten in den häufig angeführten Stellen aus den Alten, seine eigene §§. zu citiren, als ob die Stellen mit zu seiner Schrift gehöreten.

Die behutsame und vorsichtige Austheilung des Lichts und Schattens erfordert, daß man dem Ganzen nicht mehr und nicht weniger Glanz zukommen lasse, als ihm von Natur gebühret, daß auch jedwedem Haupttheile nach Maasgebung seiner Verhältnißgröße ein proportionirter Antheil des ästhetischen Lichts gegeben werde, daß die wichtigern Theile nicht von den unerheblichern beschattet, sondern vielmehr erhoben, diese aber von jenen nicht erleuchtet, sondern mit Schatten verdunkelt werden. Diese letzte Regel, erinnert der Herr Verfasser §. 682, hat auch in der Lehre von der schönen Methode einen großen Nutzen.

Nutzen. Wenn der schöne Geist einen von den Haupttheilen seines Gegenstandes in einem hellen Lichte vorgestellt hat; so kann er den Zuschauer nicht unmittelbar zu einem noch weit glänzendern und wichtigern Theile führen, ohne ihn gleichsam zu verblendeh; daher bemühet er sich in der Ausführung des minder wichtigen Theils.

Aestibus in mediis umbrosam exquirere vallem,
Sicubi magno Jovis antiquo robore quercus
Ingentes tendat ramos, aut sicubi nigrum
Ilicibus crebris sacra nemus accubet umbra.

GEORG. III. v. 330.

Hier läßt er den Zuschauer sich erholen und zu einer neuen noch glänzendern Scene vorbereiten.

Das fünfte Buch der Aeneis ist gleichsam der Schatten zwischen dem vierten und sechsten Buche.

Je näher man zu dem vornehmsten und wichtigsten Theile der ganzen Ausarbeitung kömmt, desto mehr muß das Licht zunehmen; die Schatten müssen sich, wie in der Natur gegen Mittag, nach und nach verkürzen.

Die Kunst, Licht und Schatten behutsam auszutheilen, erinnert der Herr Verfasser §. 687, kann nicht ohne Fleiß und Unterricht erlangt werden. Ja es kann niemand anders, als ein Erfahrner und Kunstverständiger, darüber urtheilen, ob sie richtig beobachtet worden sey. Quam multa vident pictores, sagt Cicero, in umbra & in eminentia, quae nos non videmus? (Quaest. Ac. IIII. 20) und Plinius: Invenire praeclare, enunciare magnifice interdum etiam barbari solent; disponere apte, figurare varie, nisi eruditis, negatum est. (Ep. III. 13.)

§. 688. Von den ästhetischen Farben. So wie in der Naturlehre die verschiedenen Modificationen des Lichtstrals Farben genennt werden, eben so können die Abänderungen des ästhetischen Lichts ästhetische Farben genennt werden. In der Physik wird es kein Naturkündiger mehr wagen, alle mögliche Farben von der Vermischung des Lichts und Schattens herzuleiten. Man ist überzeugt worden, daß das Licht an der Qualität unterschieden seyn kann, woraus die verschiedenen Farben entspringen; daß aber iede Farbe insbesondere auch an der Quantität ab- und zunehmen kann, welches das Clair-obscur, oder Licht und Schatten genennet wird. Eben also verhält es sich mit den ästhetischen Farben. Sie sind von einander an der Qualität unterschieden, und iede insbesondere kann wiederum von verschiedener Quantität seyn.

In der Malerey, fährt der Herr Verfasser fort, kömmt es wenig auf die große Menge der Farben an. Es können Gemälde in einer einzigen Farbe, in welcher Licht und Schatten mit Verstande ausgetheilt sind, besser gefallen, als bunte Gemälde, deren Vorzug bloß in der Mannigfaltigkeit der Farben besteht. Plinius erinnert, daß die großen Maler, Apelles, Echion, Melanthius und Nicomachus, ihre unsterblichen Werke bloß mit vier Farben gemalet, und daß zu seiner Zeit, da man aus Indien so viele neue Farben gebracht, kein vortreffliches Stück zum Vorscheine gekommen sey. Mit den ästhetischen Ausarbeitungen verhält es sich nicht anders. Wenn man kein großes Werk vor hat; so begnüge man sich mit einer einzigen Qualität der Farben, mit einer Farbe, die dem Gegenstande natürlich

und

und angemessen ist, und drücke seine Gedanken durch die Abwechselung der Quantität, durch die behutsame Austheilung von Licht und Schatten u. s. w. aus. Wo mehrere Farben gebraucht werden müssen, hüte man sich für der unnützen Verschwendung derselben. Man ordne lieber die wenigen Farben, deren man sich bedienet, dergestalt, daß sie sich einander erheben, und daß ihre Gränzen nicht allzu hart oder gezwungen absetzen, u. s. w.

Die Anzahl aller einfachen und zusammengesetzten, ursprünglichen und derivirten Farben richtig zu bestimmen, dürfte in der Aesthetik eben so schwer seyn, als in der Naturlehre. Daher bleibt unser Verfasser bey der plinianischen Eintheilung. Dieser Schriftsteller sagt (Hist. Nat. XXXV. 6.): Sunt enim colores aut austeri, aut floridi. D. i. **Die Farben sind entweder hart, oder blühend.** Man stelle sich eine Reihe von Farben vor, setzt unser Weltweise hinzu, die mit dem niedrigsten Grade des ästhetischen Lichts anhebt, und durch alle Grade hindurch bis auf den hellesten ästhetischen Glanz hinauf steigt. In dieser Reihe wird es einen mittlern Ton geben. Die Farben, welche unter diesem Tone befindlich sind, werden **rauhe**, und die über demselben stehen, **blühende** Farben genannt. Jene machen in solchen ästhetischen Ausarbeitungen, in welchen sie vornehmlich herrschen, die **rauhe**, diese aber die **blühende Art zu denken aus**; beyde Denkungsarten aber müssen öfters in einem und eben demselben Werke, nach Beschaffenheit der Umstände mit einander abwechseln. — Wir wollen ein Exempel aus der Aeneis (IV. 247)

hinzu thun, welches der Herr Verf. (§. 696) anführt; wie rauh ist die Beschreibung des Atlas,

Atlantis duri, coelum qui vertice fulcit,
Atlantis, cinctum assidue cui nubibus atris
Piniferum caput, & vento pulsantur & imbri,
Nix humeros infusa tegit, tum flumina mento
Praecipitant senis, & glacie riget horrida barba.

Bald darauf folget eine blühende Beschreibung des Aeneas v. 261:

Atque illi stellatus jaspide fulva
Ensis erat, tyrioque ardebat murice laena,
Demissa ex humeris, dives quae munera Dido
Fecerat, & tenui telas discreverat auro.

Wie vortrefflich, ruft der Verfasser aus, stechen hier die Farben gegen einander ab! Und wie sanft und natürlich verlieren sich ihre Gränzen bey dem Uebergange in einander!

Wenn moralische Gegenstände zu schildern sind (§. 698); so müssen öfters beyde Denkungsarten, so wohl die rauhe, als die blühende, zugleich angebracht werden. Der äußere Anblick der Tugend wird der Natur gemäß, ungeschmückt und mit rauhen Farben geschildert; da hingegen ihre innere Seite von den blühendsten Farben glänzet. Das Laster ist das Gegentheil hiervon. Ihre äußere Seite gleißt von schöner Schminke; ihre innere Häßlichkeit aber muß mit rauhen und düsternen Farben abgebildet werden. Als Horaz (L. III. Od. 24) die Ueppigkeit, wie sie dem ersten Anblicke nach erscheint, beschreiben will, bedienet er sich der blühenden Denkungsart:

Intactis opulentior
Thesauris Arabum & divitiis Indiae
Caementis licet occupes
Tyrrhenum omne tuis & mare Apulicum.

So

So bald er aber den innern Zustand dieses Lasters betrachtet, fährt er in einem etwas rauherm Tone fort:

Si figit adamantinos
Summis verticibus dira necessitas
Clavos; non animum metu,
Non mortis laqueis expedias caput.

Hier beschreibet er (v. 8 – 28) in eben demselben Tone den äußern anscheinenden Zustand der Unschuldigen rauh und etwas unhold, und kehret endlich (v. 29. 44) zu der Ueppigkeit zurück, um ihre innere Häßlichkeit völlig den Augen bloß zu stellen. Die übrigen Exempel, welche der Herr Verfasser §. 700 und folg. anführet, müssen wir der Kürze halber übergehen.

S. XXXII. §. 704 und folg. fucus aestheticus, welches Herr Meier durch ästhetische Schminke oder blauen Dunst giebt. Dieser entstehet, wenn das Colorit allzu rauh ist, eben so wohl, als wenn es allzu glänzend, gleichsam wie ein Regenbogen von tausend verschiedenen Farben schimmert. Der Herr Verfasser gehet verschiedene Arten dieser fehlerhaften Weise zu denken durch, und lehrt, wie sie, so wohl in natürlichen, als auch in moralischen Gegenständen, welche, (wie oben erinnert worden,) mehrerntheils beyde entgegengesetzte Arten der Colorite annehmen, von den wahren Farben zu unterscheiden seyn. Die Stoicker z. E. stellen die Tugend von einer allzu rauhen und unholden Seite vor; die Epicuräer wählen die gelinden und reizenden Züge der Glückseligkeit, und vermeiden oder übergehen mit einem leichten Pinselstriche die Gelegenheiten, wo die Tugend befiehlt,

 streng

streng und gleichsam unbeweglich zu seyn. Wer nun im Allgemeinen einer von diesen entgegen gesetzten Arten zu denken getreu anhängt, der wird auch die Beschreibungen besonderer sittlicher Charaktere entweder allzu rauh oder allzu blühend coloriren. — —

§. 712 erinnert der Herr Verf. daß man so wohl in ieder praktischen oder theoretischen Angelegenheit durch ein mittelmäßig glückliches Genie der Natur getreuer bleiben kann, als wenn man von falschen vorgefaßten Meynungen eingenommen ist; eben so sey man in den schönen Wissenschaften durch falsche Begriffe von den Regeln der Kunst mehr in Gefahr, in die fehlerhafte Denkungsart zu verfallen, die er hier beschreibet, als wenn man der Regeln völlig unkundig ist. Ja diejenigen falschen Regeln, die gar keinen Schein der Wahrheit haben, sind, nach seiner Meynung §. 713, nicht so gefährlich, als diejenigen, welche sich in gewissen Fällen auf bewährte Autorität stützen, die aber ohne Rücksicht auf die Zeit, Ort, Gelegenheit und Umstände, als allgemein und unveränderlich angenommen werden. Hic aestheticis tantopere distinguendae, setzt unser Weltweise hinzu, *paucae venustatum leges immutabili necessitate constrictae*, a *consiliis* aliquando *bonis*, quae, velut si aliter fas non sit, quidam, tanquam jussi, sequuntur, non raro praepostere. Eine sehr wichtige Anmerkung, so wohl für das bekannte servum pecus, als für einige Kunstrichter, die sich allezeit auf alte hergebrachte Regeln steifen, ohne zu untersuchen, ob sie nicht von den Alten selbst mehr für consilia bona, als für leges immutabili necessitate constrictas sind gehalten worden. —

Man

Man erlaube uns, über die so neue als sinnreiche Lehre von Licht und Farben in den schönen Wissenschaften eine kleine Anmerkung zu machen. Die Eintheilung der ästhetischen Farben in rauhe und blühende hat auch in den schönen Künsten ihren bewährten Grund. Die dorische Säule ist rauh, die corinthische geschmückt und blühend, und die jonische hält das Mittel zwischen diesen beyden. In den Säulenverzierungen wechseln die geraden Linien mit den krummen ab. Jene machen einen harten und widrigen, diese aber einen gelinden und schmeichelnden Eindruck. Sie werden aber deswegen zusammen gesetzt, damit sie sich durch den Gegensatz besser ausnehmen mögen. In der Malerey ist außer dem Colorit auch in der Zeichnung, Stellung und Anordnung der Figuren die rauhe und harte Art von der lieblichen und blühenden zu unterscheiden. Wir begreifen aber nicht, wie die allgemeinen Erklärungen unsers Verf. von Licht und Farben in der Aesthetik auf diese Künste ohne sehr merkliche Veränderung anzuwenden sind. Diese rauhe und sanfte Art sollen verschiedene Abänderungen des ästhetischen Lichts, das ästhetische Licht aber eine sinnliche Klarheit und Faßlichkeit der Gedanken seyn. Kann man aber von dem sanften Umrisse eines Antinous sagen, daß er von dem Umrisse eines Herkules, bloß an der Modification des ästhetischen Lichts, oder der sinnlichen Faßlichkeit der Gedanken unterschieden sey? Was für ein Gedanke ist es, der in der corinthischen Säule eine andere Abänderung der sinnlichen Klarheit erhält, als in der jonischen? Wir wissen zwar, daß die Säulen überhaupt nichts anders, als sinnliche Vorstellungen

der Stützen eines Gebäudes sind. Wie aber diese durch die verschiedenen Arten der Verzierungen eine verschiedene Modification der sinnlichen Klarheit erlangen, scheinet uns noch nicht deutlich zu seyn. In der Tonkunst ist uns dieses noch ein weit größeres Geheimniß, und wir bedauern es aus dieser Ursache desto mehr, daß sich das Publicum von unserm Weltweisen keine praktische Aesthetik zu versprechen hat, da in derselben diese Schwierigkeiten vermuthlich würden erläutert worden seyn.

Ein Theil der Lehre von der Gewißheit in den schönen Wissenschaften machet den Ueberrest dieses zweyten Theils der Aesthetik aus. In derselben kommen die Materien von den erläuternden Argumenten, von den Vergleichungen, vom Gegensatze, von den Tropen, von den ästhetischen Briefen, Widerlegungen u. s. w. vor. Da diese Materien in allen Rhetoriken abgehandelt werden; so haben freylich viele bekannte und ausgemachte Wahrheiten darinnen vorkommen müssen: allein sie erlangen in der systematischen Ordnung unsers Schriftstellers, durch die strenge Richtigkeit der Erklärungen, und durch den bündigen Zusammenhang, in welchem sie sich ausnehmen, das Ansehen der Neuheit. Man findet überall den denkenden Weltweisen, der, wenn er auch alte Wahrheiten vorträgt, sie aus sich selbst hervor zu bringen scheinet. Wenn es auch hier und da scheinen möchte, daß man sich bey müßigen und unfruchtbaren Eintheilungen und Untereintheilungen aufgehalten habe; so wird man hingegen in den mehresten Fällen finden, daß unser Verfasser die verwickelten Schönheiten nur deswegen so sorgfältig zergliedert, damit

er

er die verschiedenen Verrichtungen der Seele wahrneh- men möge, welche zusammen kommen müssen, eine solche Schönheit zu erfinden.

So lehrreich und wichtig indessen diese Subtilitäten in einem System immer seyn können; eben so trocken und unfruchtbar werden sie unter der Hand des Recensenten werden, der einen Auszug daraus liefern soll. Wenn er von einem fleischichten Körper nichts mehr, als das Gerippe zeigen kann; so wird von einem Gerippe unter seinen Händen kaum der Drat übrig bleiben, auf welchem die Glieder angereihet sind.

Wir werden also unsere Leser entweder auf den Herrn Pr. Baumgarten selbst, oder auf den Herrn Pr. Meier verweisen müssen, welcher uns die Lehre von der ästhetischen Gewißheit mehr nach dem Sinn des Erfinders ausgeführt zu haben scheinet, als die Lehre von dem ästhetischen Lichte.

Nur einige Anmerkungen erlaube man uns noch über den XXXVIII Abschnitt, welchen der Herr Verfasser Thaumaturgia aesthetica betitelt hat. — Admiratio, sagt Herr Pr. Baumgarten, est intuitus novitatis. Dieses verdeutscht Herr Meier: »Die »Verwunderung ist eine anschauende Erkenntniß »der Neuigkeit.« Aus der Verwunderung entspringt die Neubegierde, und die Neubegierde macht die Aufmerksamkeit rege. Die Kunst, durch die Verwunderung die Neubegierde, und durch diese die Aufmerksamkeit zu erregen, wird von beyden Schriftstellern die ästhetische Thaumaturgie genannt.

Alle schöne Gedanken müssen in einem gewissen Verstande neu, d. i. nach dem Herrn Pr. Meier, wunderbar seyn. Daraus folgert dieser Schriftsteller,

daß

daß das Wunderbare in allen schönen Gedanken statt finde, sie mögen niedrig oder erhaben seyn. „Es „ist ein Irrthum, setzt er hinzu, wenn man das Wun„derbare allein in das Ausnehmende und Große ein„schränken will. Wir können mit Recht fordern, „daß alle schöne Gedanken wunderbar seyn müssen, „wenn es der ganze Inbegriff aller ästhetischen Re„geln erlaubt.„

Wo wir nicht irren, so haben diese Weltweisen das Neue, das Wunderbare und das Bewunderswürdige, (novum, mirabile, admirabile) mit einander vermengt. Eine Sache ist neu, wenn wir sie entweder noch gar nicht, oder noch nie von dieser Seite erkannt haben. Sie ist wunderbar, wenn sie übernatürlich ist, und ästhetisch wunderbar, wenn sie dem schönen Verstande (analogo rationis) übernatürlich scheinet. Hingegen bewunderns würdig ist sie nicht eher, als wenn wir eine gute Eigenschaft, eine Vollkommenheit an derselben wahrgenommen, die unsere Erwartung übertrifft. *) Verwundern und bewundern sind im Deutschen von eben so verschiedener Bedeutung, als im Lateinischen mirari und admirari. Man verwundert sich über eine Sache, die dem Laufe der Natur zuwider zu seyn scheinet. Man bewundert hingegen nur erhabene Dinge, an denen wir eine vorzügliche Vollkommenheit wahrnehmen. Der Gegenstand ist in jenem Falle wunderbar oder verwunderns-

*) Admirantur communiter illi (homines) omnia, quae magna & praeter opinionem suam animadvertunt; separatim autem in singulis, si perspiciunt *nec opinata* quaedam *bona*.

CIC. *de Offic. L. II. X.*

wunderns würdig; in diesem aber müßte er bewundernswürdig genannt werden.

Man wird also wohl sagen können, alle schöne Gedanken müssen neu seyn, das heißt, man muß sie noch gar nicht, oder selten von dieser Seite betrachtet haben; daraus aber folget nicht, daß alle schöne Gedanken auch wunderbar seyn müssen. Dieses sind sie nur alsdenn, wenn sie Wunderdinge betreffen, als z. B. die Zwischenkunft der Götter und anderer übernatürlichen Wesen, die an den menschlichen Begebenheiten Theil nehmen. Mirabile dictu, sagt Virgil, wenn er Begebenheiten erzehlt, die übernatürlich sind. Die Bewunderung endlich bleibt für erhabene Gegenstände, und entspringt aus der anschauenden Erkenntniß einer ungewöhnlichen Vollkommenheit. Des Cartes *) sagt zwar: „A l'admiration est jointe l'Estime ou le mepris, selon que c'est la grandeur d'un objet ou sa petitesse, que nous admirons;„ allein dieses ist allem Sprachgebrauch zuwider. Wer hat jemals von einer verächtlichen Sache gesagt, sie verdiene Bewunderung, und zwar bloß ihrer Kleinfügigkeit halber? — Wenigstens scheinet die deutsche Sprache diese Verwirrung nicht zu vertragen, sondern verwundern und bewundern sorgfältig von einander zu unterscheiden.

Wir halten uns vielleicht über eine Kleinigkeit auf. Allein diese Kleinigkeit kann in dem praktischen Theile der Aesthetik, und besonders in der Lehre von der Epopee wichtige Folgen haben. Möchte doch der Himmel unserm großen Weltweisen Kräfte genug verleihen,

*) Les Passions de l'ame, Article LIV.

verleihen, den theoretischen Theil der Aesthetik zu vollenden, und auch den praktischen Theil mit der ihm eigenen Gründlichkeit auszuarbeiten! Wie vieles würde sich alsdenn aufklären, das uns iezt dunkel und unbegreiflich ist.

S.



III.

Critischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek, für den Liebhaber der Philosophie und der schönen Wissenschaften. In einigen Sendschreiben von Johann Christoph Stockhausen. Zwente verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin bey Haude und Spener 1758. 319 Seiten in Octav.

Die Klagen über die Menge der Bücher sind so alt, und zugleich so offenbar gegründet, daß niemand an der Nothwendigkeit, im Lesen eine Wahl zu beobachten, zweifeln kann; aber wenn man eine Wahl treffen will, so ist es auch nöthig, daß man sie mit Sorgfalt treffe, und daß derjenige, welcher andern hierinn Rathschläge geben will, nicht allein die hinlängliche Einsicht besitze, um Bücher gehörig beurtheilen zu können, sondern auch Belesenheit genug, um alle zu einem gewissen Theile der Gelehrsamkeit gehörige Schriften zu kennen, und Behutsamkeit genug, um nichts zu beurtheilen, als was er selbst gelesen, und nichts anzupreisen, als was des Anpreisens würdig ist. Es ist nöthig, daß er den Charakter der vornehmsten Werke entwerfe, damit derjenige, der seine

Vorschläge

Vorschläge mit Nutzen gebrauchen will, wisse, wozu ein iedes nütze.

Der Herr Verfasser der gegenwärtigen Schrift kennet zwar vielleicht Büchertitel genug; aber vielleicht fehlet es ihm doch an Belesenheit, und vielleicht auch an Geschmacke. Der Mangel an jener ist schuld, daß er viel Bücher gar nicht oder unrichtig anführt, und wir müssen es entweder dem Mangel an diesem oder an beyden zuschreiben, daß er viele Bücher nicht gehörig beurtheilt. Denn entweder muß er dieselben nicht gelesen haben, oder hat er sie gelesen, so ist sein Geschmack nicht fein genug gewesen, um sie richtig zu beurtheilen.

Soll iemand eine vernünftige Wahl in Büchern treffen, so kann dazu unmöglich hinlänglich seyn, daß man ihm bloß eine Menge Titel anzeiget, ohne die Schriften, darunter er wählen soll, zu beurtheilen oder zu charakterisiren. Kann man aber wohl sagen, daß man Bücher beurtheilet oder charakterisiret habe, wenn man nichts thut, als daß man zu iedem Titel ein kahles Lob oder einen kahlen Tadel hinzu füget, woraus man weder den Werth, noch den Inhalt, noch das Besondere eines Buches abnehmen kann? Gleichwohl thut der Herr Verfasser mehrentheils nichts als dieses. Er führt vortreffliche, gute, mittelmäßige Bücher unter einander an; aber, ob sie vortrefflich, gut oder mittelmäßig sind, wird man aus des Herrn Verfassers Beschreibung selten ersehen. Bey iedem steht eine kleine Anmerkung, die etwas allgemeines davon sagt, das man sagen kann, ohne das Buch gelesen zu haben, ja das öfters wirklich zeigt, daß man es nicht gelesen habe. Von mittelmäßigen Sachen macht der Herr

Verfasser

Verfasser oft viel Wesens, und redet dagegen von vortrefflichen Werken, welche vorzüglich und mit Nachdruck hätten sollen angepriesen werden, ziemlich in dem Tone des Landjunkers, der von dem großen Corneille sagte:

Le Corneille à mon gré est joli quelquefois.

Wer sollte wohl an den nachfolgenden Beurtheilungen merken, daß von unsterblichen Werken, welche in ihrer Art klaßische Bücher sind, die Rede sey?

S. 116. Horaz, Vida und Boileau haben in gebundener Schreibart Anweisungen zum Dichten gegeben, die Sie lesen müssen.

S. 123. Des Herrn von Hagedorns moralische Gedichte verdienen nach der strengsten Billigkeit auch in dieser Klasse eine Stelle.

S. 125. Herrn Rabeners satyrische Werke, die sonst recht viele Schönheiten haben. —

S. 146. Butlers Hudibras ist ein lebhaftes Stück voller Satyre.

S. 170. Des Grafen von Shaftesbury Characteristicks sind auch gut.

S. 177. Unter den Deutschen hat Herr Rabener in der Satyre einen sehr feinen Geschmack und lebhaftesten Witz gezeigt, u. s. w.

Ist es wohl erlaubt, von vortrefflichen Werken mit solcher Gleichgültigkeit zu reden?

Wir wollen nur einige Fehler und Unrichtigkeiten anzeigen, die uns bey der Durchlesung dieses Werkgens in die Augen gefallen sind. — Wir sagen, in die Augen gefallen sind: denn man dürfte noch Fehler genug darinnen finden, wenn man sich die Mühe geben wollte, alles Stück vor Stück zu untersuchen.

Obgleich

Obgleich das erste und dritte Sendschreiben, wie auch ein Theil des zweyten, nicht eigentlich zu unserer Absicht gehöret, so haben wir doch, um das ganze Buch zu beurtheilen, auch die Anmerkungen hersetzen wollen, die uns dabey eingefallen sind.

Erstes Sendschreiben von der Philosophie.

S. 6. Der Herr Verfasser hätte einem Anfänger oder bloßen Liebhaber der philosophischen Wissenschaften ein so tiefsinniges Werk, als Newtons Philosophiae naturalis principia mathematica, nicht anrathen sollen. Es erfordert gewiß einen sehr geübten Kopf, wenn man es verstehen und mit Nutzen lesen will; wenigstens hätte der Herr Verfasser doch anmerken sollen, daß die PP. le Seur und Jacquier *) über dieses Buch einen Commentarium geschrieben haben, der auch einem geübten Kopfe ein sehr wichtiges Hülfsmittel seyn wird. Gleich darauf wird von der Metaphysik des Newtons auf solche Art gesprochen, daß man glauben sollte, es sey ein wirkliches Werk Newtons; es weiß aber iedermann, daß es ein Werk des Herrn von Voltaire ist, aus welchem man sich einen ungefähren Begriff von Newtons Sätzen machen kann. Eben dieses gilt auch von des Herrn Grafen von Algarotti Newtonischer Weltwissenschaft für das Frauenzimmer.

S. 8.

*) Philosophiae naturalis principia mathematica auctore If. Newton, perpetuis commentariis illustrata communi studio P. P. *Thomae le Seur* & *Francisci Jacquier*, ex Gallicana Minimorum familiâ, Matheseos Prof. Genevae Typis Barillot & Filii 1739. 3 Bände in groß Quart.

S. 8. Es ist eine ziemliche Unverschämtheit, zu sagen, daß in Wolfs lateinischen Lehrbüchern nichts mehr zu finden sey, als in den deutschen; und daß jene nur bloß mit überflüßigen Erklärungen und Anmerkungen überschwemmet wären. Ohne auf den Werth oder Unwerth der wolfischen Lehren zu sehen, so muß man gewiß niemals die wolfischen Schriften gelesen haben, (eine Bemühung, die freylich nicht jedermanns Ding ist,) wenn man solche Unwahrheit behaupten will. Wolfs heftigste Gegner werden dieses nicht behaupten.

S. 8. Die Franzosen werden es dem Herrn Verfasser gewiß sehr übel nehmen, daß er ihre so gerühmte Encyclopädie für eine Uebersetzung von Chamber's Encyclopädie ausgiebt, welches sie auch wirklich nicht ist.

S. 18. In der Note heißt es: Herr D. Kypke habe eine deutsche Uebersetzung von Lockens Buche vom menschlichen Verstande heraus gegeben. Herr D. Kypke aber hat nur einen kurzen Auszug daraus übersetzt; hingegen ist das große Werk zu Altenburg durch die Bemühung des Herrn P. Poley heraus gekommen.

S. 19. Hätte man bey den Schriften des Abts Condillac wohl anmerken sollen, daß dieselben einem Deutschen nicht viel nützen können, indem das größte Verdienst dieses französischen Schriftstellers darinn besteht, daß er Wolfs lateinische Schriften gelesen, und nach seiner Art gebrauchet hat.

Ebendas. wird gesagt, daß die Theorie der angenehmen Empfindungen übersetzt worden sey, man hätte hinzu setzen sollen, ziemlich schlecht.

S. 25.

S. 25. wird bey der Naturgeschichte der Vögel Klein, Willoughby und Catesby, genennet, und ein wichtiges hieher gehöriges deutsches Werk, nämlich des sel. Frisch Beschreibung und Abbildung der Vögel, vergessen, welches noch bis iezt von dessen Herrn Sohne fortgesetzet wird.

S. 26. Bey den Mineralien wird an Wallerius Mineralogie nicht gedacht.

S. 27. redet der Herr Verfasser von Zusätzen des Herrn von Haller zu der französischen Naturgeschichte. Unsers Wissens hat man dem gelehrten Uebersetzer dieses Werks, Hrn. P. Kästner, die Anmerkungen, dem Herrn von Haller hingegen die Vorreden zu danken.

S. 34. wird zum Esprit des Nations, einem ziemlich seichten, und dem Esprit des Loix ganz unähnlichen Buche, ganz falsch der Herr von Montesquieu als Verfasser angegeben.

S. 35. Von Hutchesons Sittenlehre denkt nicht iedermann so, wie der Herr Verf. »Wenn dieses »Buch, sagt er, gründlich und ordentlich geschrieben »ist, so ist es auch mit einer Deutlichkeit und mit einem »Reize des Ausdrucks geschrieben, darinn der gründ»liche Gedanke noch einmal so lebhaft gefühlet wird.»

Zweytes Sendschreiben von den schönen Wissenschaften.

S. 44. heißt es: Langens lateinische Grammatik sey hernach noch brauchbarer, unter dem Titel; Grammatica marchica, heraus gekommen. Dieß sind zwey, so wohl in Ansehung der Einrichtung, als auch in Ansehung der Verfasser, gänzlich unterschiedene

Werke. Die Grammatica marchica ist nebst andern Schulbüchern bekannter maßen von den Rectoren der vier Gymnasien in Berlin verfertiget worden.

S. 45. Der Thesaurus linguae latinae kann mit größerm Rechte ein eigenes Werk des Herrn P. Geßners, als eine neue Ausgabe von Roberti Stephani Thesauro genennet werden.

S. 54. Gronovii Thesaurus Antiquitatum graecarum ist, so wie Graevii Thesaurus Antiqu. Rom. nicht ein Catalogus, sondern eine Sammlung verschiedener Schriften, so die Alterthümer angehen.

S. 61. Man muß entweder das mythologische Wörterbuch niemals gelesen haben, oder von der Malerey und Bildhauerkunst gar nichts verstehen, wenn man saget, daß dieses Buch für Maler und Bildhauer insonderheit zu gebrauchen sey. Alles, was nicht die Mythologie betrifft, und ins besondere die Artikel, so den Malern in der Allegorie und sonst Vorschriften geben sollen, ist größtentheils so abgeschmackt, daß es ein Maler zu nichts brauchen kann, als etwa darüber zu lachen.

S. 62. Bey den zur Münzwissenschaft gehörigen Schriften hätten wohl nebst andern die Werke eines Begers, Vaillants und Agostino, wie auch der Thesaurus Morellianus, nicht sollen vergessen werden.

S. 63. hätte von der Uebersetzung der Memoires de l'Academie des Belles Lettres mit Recht angemerket werden können, daß sie sehr schlecht ist, und man iedermann anrathen muß, wo möglich, lieber das Original zu lesen. Die Uebersetzung wimmelt dermaßen von Fehlern, daß man zu dem Supplementbande,

bande, den ein gelehrter Mann von den Fehlern der französischen Verfasser der Memoires gesammelt hat, noch gewiß mehr als einen Band von den Fehlern der deutschen Uebersetzer sammeln könnte.

S. 66. »Des sel. Buddeus allgemeines historisches Lexicon wird für sehr vollständig und »richtig gehalten.« Dieses stimmet gar nicht mit dem Urtheile eines andern Schriftstellers überein, der von iedem Artikel im Gelehrtenlexico, der das historische Lexicon zum Gewährsmann citiret, saget:

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

S. 69. werden Beyträge zur Historie der schönen Wissenschaften erwähnet, die uns gänzlich unbekannt sind; vielleicht meynet der Herr Verfasser die so genannte Kernhistorie.

S. 70. Herr Formey hat kein Dictionnaire des Auteurs François geschrieben, sondern nur ein in Paris herausgekommenes Werk, la France litteraire, zu Berlin wieder drucken lassen.

S. 71. Das Werk des Herrn D. Maty hieß nicht Bibliotheque Britannique, sondern Journal Britannique, und hat zween Fortsetzer erhalten.

S. 72. Wer sich aus der Bibliotheque Germanique einen Begriff von dem Zustande der deutschen Literatur machen wollte, würde sehr zu kurz kommen.

Drittes Sendschreiben von den historischen Wissenschaften.

S. 79. Von Salmons Historie der Europäischen Staaten ist bisher nur ein Theil, nämlich von Rußland, übersetzt, heraus gekommen.

S. 89. Da der Herr Verfasser die beyden grossen Sammlungen von Reisen anführet, nämlich die, so zu Leipzig und zu Frankfurt am Mayn heraus gekommen sind; so hätte er billig bemerken sollen, wie diese Werke im Plane und in der Ausführung unterschieden sind; denn sonst weiß niemand, ob ihm diese Werke dienlich seyn können oder nicht.

S. 90. »Andersons Beschreibung von Lapp»land und Horrebows von Jßland sind lesenswür»dig.» Hier macht der Herr Verfasser zween Fehler in einem Athem: 1) Hat Anderson keine Beschreibung von Lappland gemacht. 2) Horrebows Werk ist ausdrücklich geschrieben, um zu beweisen, daß Andersons Beschreibung von Jßland ganz und gar nicht lesenswürdig sey.

S. 95. Man hat eine Beschreibung der Orden vom Herrn von Rammelsberg.

Viertes Sendschreiben von den Romanen.

S. 108. St. Evremond hat nicht im Scherze, sondern in ganzem Ernste gesagt: daß, wenn auch in der spanischen Sprache nichts geschrieben wäre, als Don Quixote, so wäre es der Mühe werth, selbige zu lernen.

S. 109. Der französische Uebersetzer des Fündlings hat nicht nur einige anstößige, sondern auch viele der besten Stellen weggelassen, wenn sie nicht nach französischem Geschmacke zu seyn schienen.

S. 113. Die Oeuvres de Brantome sind kein Roman.

Fünftes

Fünftes Sendschreiben von der Dichtkunst.

S. 117. Auf die Art, wie der Herr Verfasser von Baumgartens und Meiers Aesthetik redet, sollte man glauben, Herr Meier sey der Ersinder dieser Wissenschaft, und Herr Baumgarten habe nur einen Auszug daraus gemacht.

S. 118. Pope hat nicht einen Versuch einer Critik, sondern über die Critik geschrieben, welches ein großer Unterschied ist.

Des P. Rapin Comparaison d'Homére & de Virgile ist so übrig lesenswerth nicht, sonderlich vor jemand, der die Alten noch nicht genugsam kennet. Wer sie aber kennet, der wird schwerlich, wie der P. Rapin, dem Virgil den Vorzug vor dem Homer geben.

„Des Boileau Anmerkungen über den Longin.„ Warum preiset der Herr Verfasser nicht lieber den Longin selber an? des Boileau Anmerkungen enthalten zum Theil nur unnütze Streitigkeiten.

S. 119. Herrn Trillers Ausgabe des Opitz ist nicht schön, und wegen vieler eigenmächtigen Veränderungen gar nicht zu gebrauchen. Herrn Bodmers schöne Ausgabe aber ist leider nicht ganz, sondern es ist nur der erste Theil heraus, also muß man sich bey den Werken dieses Vaters der deutschen Dichtkunst, welche gewiß lesenswürdiger sind, als die Geburten so vieler neuerer seichten Witzlinge, noch mit den alten Ausgaben behelfen, worunter die Amsterdamer von 1646 eine der bequemsten ist.

S. 121. Congreve hat niemals Lehrgedichte geschrieben, und von Dryden und Waller kann man dieses nur im uneigentlichen Verstande sagen.

S. 122. Die hannöverische Uebersetzung von Youngs Nächten, so mit der Urkunde vergesellschaftet ist, ist nicht vollständig; man erwartet aber eine neue vollständige Ausgabe von dem Herrn P. Ebert, mit dem engländischen Originale.

S. 127. Es wird nicht gesagt, daß die Amours de Catulle & de Tibulle ein elendes Werk sind, und also wird es stillschweigend angepriesen. War denn dem Herrn Verfasser nicht wenigstens Chaulieus Sinngedicht, wider den Herausgeber, bekannt, der die Reise des Bachaumont und des scherzhaften Chapelle, mit dem verliebten Catull des pedantischen La Chapelle, in einen Band gebracht hatte? *)

Grecourt ist noch von niemand für etwas anders, als für einen mittelmäßigen Dichter gehalten worden.

S. 130. Prior hat niemals etwas dramatisches, noch weniger ein Trauerspiel geschrieben. Warum mag doch wohl der Herr Verfasser nur die Trauerspieldichter und nicht die Lustspieldichter der Engländer anführen?

Des Brumoy Theatre des Grecs ist nicht bloß ein Werk von den Trauerspielen der Alten, sondern

*) Lecteur, sans vouloir t'expliquer
Dans cette Edition nouvelle
Ce qui pourroit t'alembiquer
Entre *Chapelle* & *la Chapelle*;
Lis leurs vers, & dans le moment
Tu verras, que celui, *qui si maussadément*
Fit parler Catulle & Lesbie,
N'est pas aimable genie,
Qui fit ce *voïage charmant,*
Mais *quelqu'un de l'académie.*

sondern handelt so wohl von der Tragödie, als von der Komödie.

S. 131. Crebillons Catilina ist zu Paris ausgepfiffen worden, und wenigstens hat sich noch niemand einfallen lassen zu sagen, dieses Trauerspiel »sey so »schön, als man etwas in dieser Art haben könne.»

Der Hr. Verfasser hätte mehrere italienische tragische Schriftsteller nennen können, als den Maffei. Aber er sagt: »Mehrere werden Sie in dem Theatre »Italien antreffen.» Welch ein grober Fehler! Weiß denn der Hr. Verf. nicht, daß das Theatre Italien französische, zu Paris aufgeführte Stücke, und zwar bloß Lustspiele enthält?

S. 135. Heißt des Hrn. Riccoboni Reformation du Theatre ein unvergleichliches Buch; freylich ist es unvergleichlich genug.

S. 145. Chapelain hat auch den zweeten Theil seiner Pucelle verfertiget, ob er gleich nicht ist gedruckt worden. Doch ist man iezt in Frankreich im Begriffe, diesen zweeten Theil nach der Handschrift des Verfassers herauszugeben.

Sechstes Sendschreiben von der Beredtsamkeit.

S. 152. Des Hrn. Esteve Werk sur la Diction hat lange nicht den Nutzen, den die Principes pour la Lecture des Orateurs haben, von welchen hier kaltsinnig gesagt wird, daß sie Anfängern nützlich seyn könnten. Es ist warlich nicht bloß ein Werk für Anfänger.

S. 158. Des Beausobre Predigten sind nicht ins Deutsche übersetzt.

Siebentes Sendschreiben von vermischten Werken zum guten Geschmacke.

S. 170. Charron hat das Leben des Sokrates beschrieben? Ein ziemlicher Fehler! Mehr als hundert Jahre nach Charrons Tode hat es Charpentier beschrieben.

S. 171. Rabeners Satiren sind vom Hrn. Sellius in das Französische übersetzt, und vom Hrn. du Jardin, der verschiedene Schriften unter dem Namen Boisspreaux hat drucken lassen, übersehen und heraus gegeben worden.

S. 185. Die Lettres Turques ou Lettres de Nedim Loggia sind ganz gewiß nicht einem Manne, wie Montesquieu, zuzuschreiben. Aus des Hrn. von Maupertuis Lobschrift des Hrn. von Montesquieu ist zu ersehen, daß auch der Hr. von Montesquieu nicht der einzige Verfasser der Lettres Persannes sey.

S. 192. Bey der Nachricht, daß die Briefe der Eloise und des Abelards übersetzt worden, hätte hinzugefügt werden sollen, elend; so wie bey mehrern deutschen Uebersetzungen, die der Hr. Verfasser anführet.

Achtes Sendschreiben von der Musik.

Wir haben uns gefreuet, daß der Hr. Verf. der Musik und Malerey einen Platz in seinem Vorschlage zu einer Bibliothek angewiesen hat; wir würden uns aber ohnstreitig noch mehr freuen, wenn die Nachrichten von diesen beyden Künsten vollständig, brauchbar und richtig genug wären; aber so scheinet es nicht allein, daß es dem Hrn. Verf. an der nöthigen Belesenheit

senheit fehle, sondern man muß auch öfters sehr stark zweifeln, ob er mit diesen beyden Künsten bekannt genug sey, um davon gehörig urtheilen zu können.

S. 200. Meibom hat keine Historie der Musik geschrieben, sondern nur die alten griechischen Schriftsteller von der Musik herausgegeben.

Ebendas. Nicht Herr Ramler, sondern Hr. Krause ist Verfasser der Abhandlung von der musikalischen Poesie.

S. 201. Hr. Mitzler hat die Uebersetzung von Fuxens Gradus ad Parnassum nicht allein versprochen, sondern auch längst wirklich geliefert. Es ist noch das beste Werk, was Mitzler jemals durch seine Feder gestiftet hat.

Ebendas. Wir sehen gar nicht ein, warum man sich vorher aus Sorgens Vorgemach unterrichten soll, ehe man Marpurgs Handbuch beym Generalbaß und der Composition mit Nutzen gebrauchen könne. Es ist vielmehr gewiß, daß man bey dem letztern sehr deutlich und ordentlich geschriebenen Buche das erstere gänzlich entbehren kann.

S. 202. Hrn. Bachs (Organisten und Musikdirectors zu Halle) Werk vom harmonischen Dreyklange ist noch nicht heraus. Er hat vor einiger Zeit Vorschuß darauf ausgeschrieben. Im übrigen hätte der Hr. Verf. wissen können, daß dieses in lateinischer Sprache geschriebene, und meist aus algebraischen Ausrechnungen bestehen sollende Werk einem bloßen Liebhaber der Musik keinen großen Nutzen verschaffen kann.

Ebendas. Hrn. Riedts Tabellen über alle drey- und vierstimmige Accorde sind in Hrn. Marpurgs

Beyträge

Beyträge eingerückt. Hr. Riedt hat aber auch sein System von dem Gebrauche der Intervallen in einem besondern Tractate der Welt vor Augen gelegt, unter dem Titel: Versuch über die musikalischen Intervallen, u. s. w. Dieses Werk hätte eine vorzüglichere Anführung verdienet, da sich selbst die obengedachten Tabellen darauf beziehen.

Hierauf hätten auch billig die besten theoretischen Schriften im eigentlichsten Verstande, sonderlich von Neidhart und Sorgen, sollen angeführet werden. Weil aber die Neidhartischen Schriften für jedermann nicht eben allzu deutlich, die Sorgischen hingegen mit Zänkereyen und lustigen Schwänken angefüllet sind; und dennoch diese Schriften nicht für vollständig können geachtet werden, so hätte der Hr. Verf. vorzüglich Hrn. Marpurgs Anfangsgründe der theoretischen Musik, nebst ebendesselben verdeutschter alembertischen Setzkunst empfehlen sollen, weil darinn alles deutlicher und dabey auf das genaueste und vollständigste gelehret wird.

S. 208. Graun und Hasse sind Italiener? warum? weil sie für die Singstimme am besten gearbeitet haben? Für die Singstimme schön setzen und Italienisch setzen, ist gewiß nicht einerley. Graun und Hasse haben den eigenthümlichen, männlichen, bündigen, deutschen Geschmack, und haben diesen Geschmack, den sich die neuern Italiener zum Muster vorsetzen, und sehr selten erreichen, selbst geschaffen. Man sehe hierüber Marpurgs Beyträge, V Band S. 37.

Ebendas. Albinoni Pergolese. Hier hätten die alten und neuern lyrischen Componisten von einander unterschieden werden, und verschiedene neue und alte

alte gar wegbleiben sollen. Von den neuern wollen wir nur den Rutini nennen, aus dessen unbiegsamen und durch keine Kunst aufgeräumten seichten Genie nichts als schlechtes kommen kann. Hätte der Hr. Verf. die neuern welschen schlechten Componisten (die zum Theil unsern Graun und Hasse ungeschickt genug bestehlen) zusammen haben wollen, so hätte er nur aus diesem Verzeichnisse den Namen eines würdigen Agricola, nebst ein paar guten Italienern weglassen, und dafür noch einen Jomelli, Fiorello, Sarti, Scalabrini, hinsetzen sollen, so hätte er die Leutgen alle beysammen gehabt.

S. 209. Sperontes Sammlung von Liedern ist so schlecht, daß sie nicht einmal verdienet hätte angeführet zu werden.

S. 210. »Hrn. Kunzens Oden sind ohne Streit schön.« Ey nun! so wollen wir denn nicht streiten!

Herr Schafrath hat keines unter denen von Hrn. Marpurg herausgegebenen Liedern componiret.

Bodens so genannte zärtliche und scherzhafte Lieder haben niemals den Beyfall der Kenner für sich gehabt, und werden ihn auch niemals haben. Es sind erbärmliche Misgeburten, die so gar von den gröbsten musikalischen Donatschnitzern wimmeln.

In Herrn Fleischers Oden hätten nach dem Urtheile wahrer Kenner des guten Gesanges die häufigen Auszierungen wegbleiben können. Man weiß nicht, ob man eine Opernarie, oder ein Trinklied singt. Zu den letztern sind sie zu bunt und gekünstelt, und zu den erstern sind sie nicht gut genug. Bey der ange-

maßten

maßten Vollstimmigkeit ist die Harmonie sehr unrein, und die Melodie mehrentheils unsingbar.

Hrn. Leydings Oden sind ziemlich steif, wenigstens nicht alle von gleichem Werthe. Seine Vorrede würde sich gut vor einer Sammlung von Recitativen oder Arien geschickt haben.

Hrn. Lambo Oden sind in mehr als einer Absicht besser und wenigstens fließender, eben so wie die Hertelischen, und allen fehlet es an der guten Harmonie.

S. 212. Gestehet der Hr. Verf. daß er wenig gute französische Chansons gesehen habe: das ist wirklich ein Unglück für ihn, andere Leute haben mehrere gesehen.

S. 213. Bey den Ouverturen müssen dem Hrn. Verf. des Hrn. Concertmeisters Graun vortreffliche Stücke von dieser Art unbekannt gewesen seyn, anderer, z. B. des alten berühmten Faschs und Graupners nicht zu gedenken.

Neuntes Sendschreiben von Gemälden und Kupferstichen.

Dieses Schreiben giebt an Seichtigkeit keinem im ganzen Buche etwas nach; man siehet es deutlich, daß der Hr. Verf. nur einigen wenigen Handbüchern gefolget, und in die Kunst selbst nicht Einsicht genug hat.

Viele zur Kenntniß der Geschichte der Malerey und der Kunst selbst unentbehrliche Bücher hat der Hr. Verf. nicht gekannt. Z. B. des Piles vortrefflichen Cours de Peinture, nebst dessen übrigen kleinen Schriften, das Abecedario Pittorico, welches seiner häufigen Fehler ohnerachtet doch bis jetzt nicht entbeh-

ret werden kann, die Tafeln der vornehmsten Maler, welche Harms herausgegeben, die historischen Werke eines Vasori, Ridolfi, Dati, Domenici, Lione, Pascoli, van Gool, Houbraken, Weyerman, Hagedorn, und anderer, welche billig hätten angeführet, und wenigstens der Zweck und ungefähre Inhalt eines jeden angezeiget werden sollen. In dem Anhange des Abecedario pittorico findet man ein alphabetisches Verzeichniß von Büchern, so zur Malerey gehören, es ist aber sehr unvollständig und unrichtig.

S. 218. Von Argenville Vies des Peintres sind 3 Theile heraus, davon der dritte Theil ein Supplement zu den beyden erstern ist.

Ebendas. »Piles nimmt in seiner Wage der Ma»ler ohngefähr den zwanzigsten Grad als den höchsten »an, den ein Maler erreichen könne.« Der Hr. Verf. hat dieß Werk gewiß nicht gesehen, sonst könnte er nicht so weitschweifig davon sprechen. Beym Piles ist der zwanzigste Grad die größte Vollkommenheit, davon wir uns gar keinen Begriff machen können, der 19te Grad diejenige hohe Vollkommenheit, davon wir uns einen Begriff machen können, die aber noch niemand erreichet hat; und der achtzehnte Grad ist der höchste, den ein Maler bisher erreichet. S. Cours de Peinture, S. 490.

S. 219. »Hogarth eignet bey der Schönheit »der krummen Linie die größte Wirkung zu.« Was heißt das? Hogarth beweist ja, daß der größte Theil der krummen Linien häßlich ist; und bestimmt nur eine einzige Linie der Schönheit.

S. 220.

S. 220. Der Hr. Verf. redet von dem Gedichte des du Fresnoy ganz gleichgültig, und gleichwohl ist es ein unentbehrliches Werk, das sonderlich durch die Anmerkungen des de Piles eines der nützlichsten Lehrbücher geworden ist.

Ist es wohl zu vergeben, daß der Hr. Verf. der ein Deutscher ist, bey diesem Artikel Winkelmanns Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke hat vergessen können?

Die S. 221 u. folg. stehende kurze Geschichte der Malerey nach den verschiedenen Schulen, die der Hr. Verf. Akademien nennet, ist eine elende Rhapsodie, worinn eine Menge unnützer Sachen und die Fehler, davon sie wimmelt, dem Leser gleich verdrüßlich fallen. Einem der Geschichte der Malerey ganz unkundigen Leser wird es unmöglich fallen, sich hieraus einen Begriff davon zu machen.

S. 223. Wie kommt wohl Maratti, ein ganz neuerer Künstler, zu Domenicchino und Guido Reni? Von dem Domenicchino heißt es, »er zeigte sich in Portraiten,» und vom Guido, »er erwarb sich Geld »und Ehre, da er die Gemälde von Albrecht Dürer »mit vieler Geschicklichkeit nach seiner Art wieder her»zustellen wußte.» Wer sollte unter diesen Zügen wohl zween berühmte Historienmaler erkennen?

S. 226. Der berühmte Albert Dürer hat sein Leben nicht selbst beschrieben, wohl aber seines Vaters, des Aeltern Albert Dürers Leben, aus dessen Schriften zusammengesucht, welches in Sandrats Akademie 2ten Theils 3 Buch S. 226 zu finden ist.

S. 227. Der Maler, den hier der Hr. Verf.

nach

nach Sandrat Candito nennet, heißet Petrus Candidus, alias Weiß oder Witte.

Ebendas. sind die berühmten Kupferstecher, die Sadeler, unter die Maler gerechnet worden.

S. 229. »Die historischen Stücke, so Rubens »gemacht, und Picart gestochen, sind etwas sehr »schätzbares.« Warum denn nicht eben so wohl die Stücke, die Vosterman, Pontius, Preisler und andere mehr nach Rubens gestochen haben.

Ebendas. heißt es vom Adrian Brouwer: »er malte mit so gutem Geschmacke,« daß man seine Stücke wie Gold schätzte. Man siehet, daß der Hr. Verf. gar nicht gewußt hat, was Brouwer malte, man schätzte desselben Stücke gewiß nicht des guten Geschmacks wegen. Der darauf angeführte Hales wird wohl Franz Hals seyn sollen.

S. 230. Von Landschaftenmalern weiß der Hr. Verf. keinen zu nennen, als Brill, Johann Jordans und Fouquier. Elsheimer, Swanevelt, Sachtleven, und andere, hätten ihm mit eben so vielem Rechte einfallen können.

Ebendas. »Vatau und Quellins haben die »Ehre ihrer Landesleute nicht fallen lassen.« Der erste Name wird vielleicht Watteau heißen sollen; aber überhaupt wird der, dem diese Künstler sonsten nicht bekannt sind, nicht wissen, was sie denn verrichtet haben, um die Ehre ihrer Landesleute nicht fallen zu lassen.

S. 231. Breugel und Poelenburg heißen hier Brugle und Polambourg, zum Zeichen, daß der Hr. Verf. einem französischen Schriftsteller nachgeschrie-

ben hat, und solche bekannte Künstler nicht einmal dem Namen nach kennet.

S. 235. »Die Aufmunterung, welche die Künste »in Dännemark genießen, erstreckt sich auch auf die »Malerey, Sculptur und Bildhauerkunst.« Was mag das wohl, die Sculptur, für ein Ding seyn, wenn sie nicht mit der Bildhauerkunst einerley ist? Soll es etwa die Kupferstecherkunst bedeuten, so ist dieses im Nennworte wider allen Sprachgebrauch; ob sich gleich die Kupferstecher abusive des Zeitworts sculpsit zu bedienen pflegen. S. Christs Erklär. der Monogrammen S. 44.

S. 238. »Ein Malen, welches mit einer Art »von Kreide geschiehet, und nur durch die Dünnigkeit »ihrer Theile anhänget, eine Kunst, die viele Schön»heiten hat, und beynahe verlohren gegangen war.« — Nun mögen unsere Leser rathen, was das für eine Art der Malerey sey! Sollte man sich wohl träumen lassen, daß durch dieses verwirrte Gewäsche das Pastellmalen gemeinet ist?

Den Hrn. Bachelier nennet der Hr. Verf. als den Erfinder der Wachsmalerey, und nennet den Grafen von Caylus nicht, der die ganze Erfindung zu Stande gebracht, und nach dessen Anleitung so wohl der Chymist, als der Maler, gearbeitet haben.

S. 240. Conrad Maier, der Kupferätzer, und Tobias Stimmer, der berühmte Zeichner und Holzschneider, werden zusammen genannt, als wenn sie Zeitverwandte gewesen wären, und auf einerley Art gearbeitet hätten.

S. 241. Unter den deutschen Kupferstechern wird Bernigeroth, Sysang und Fritsch genannt;

hingegen

hingegen aber ein Will, Preisler, Sedelmayr, Herz und andere mit keinem Worte erwähnet.

Von einem Kupferstecher Silvester in Dreßden haben wir niemals etwas gehört, aber wohl von einem Maler, welcher Director der königl. Akademie daselbst ist. Der Hr. Verf. hat vielleicht einmal den Kupferätzer Israel Silvester, der im vorigen Jahrhunderte lebte, nennen hören und ihn damit verwechselt.

Ebendas. »Picart, den die meisten berühmten »Männer zum Muster genommen haben.« Wir verstehen nicht, was dieses sagen solle; Picart hat vortreffliche Schüler gezogen, aber andere Meister, die nach demselben gekommen sind, haben gewiß nicht daran gedacht, Picarts Manier nachzuahmen.

Gleich darauf wird Edelink, ein Kupferstecher, aus dem vorigen Jahrhunderte, in Gesellschaft von Picarts Schülern, angeführet, gerade als ob auch derselbe sich Picarten könnte zum Muster genommen haben.

Der Hr. Verf. hat überhaupt eine ganz besondere Zuneigung zum Picart. Er sagt S. 242: »Picart übertraf alles, was man bis dahin gesehen hatte.« Picart war unstreitig ein großer Mann, aber man muß ihn nicht auf Unkosten aller andern Künstler loben. Vor ihm sahe man schon, nicht allein einen Marc-Antonio, Augustin Caraccio, Sadeler, Müller, Golzius, und de Gheyn, sondern auch einen Edelink und Oudran.

S. 243. Cochin so gar wird unter die Nachahmer Picarts gerechnet. Man muß beyder Werke nie gesehen haben, wenn man Cochin, der auch nicht

einmal in der Zeichnung Picarten folget, für einen bloßen Nachahmer Picarts ausgeben will. Aber Frankreich hat überhaupt noch viele brave Kupferstecher, von denen der Hr. Verf. wenigstens einige hätte anführen müssen.

Wir wollen überhaupt nicht läugnen, daß dieses Werkgen einigen Nutzen haben könnte; aber er könnte weit größer seyn, wenn es wirklich kritisch und mit mehrerer Einsicht und Ordnung abgefasset wäre.

Die Schreibart könnte auch besser seyn; sie ist sehr ungleich, voller Nachläßigkeiten und Fehler. Wo sie vollends witzig oder schön seyn soll, ist sie unerträglich fade und unschmackhaft. Kurz, es hätte auf allerley Art mehr Sorgfalt auf dieses Werk gewendet werden sollen.

E.



IV.

Le Commedie del Dottore Carlo Goldoni, Avvocato Veneto. Venezia &c. Tomo sesto, 288 Seiten, Tomo settimo, 287 Seiten, in groß Octav.

Das ist:

Die Lustspiele des D. Carl Goldoni, sechster und siebenter Theil.

In dem sechsten Theile sind folgende Lustspiele enthalten:

21) La Moglie amorosa, die zärtliche Gemahlinn.

Dieses Lustspiel ward zuerst den 27 Jan. 1752 zu Venedig aufgeführet und 13 mal wiederholet.

Der

Der Graf Ottavio, ein hitziger und leicht aufzubringender Mann, hat sich in die Marchesa Beatrice verliebet, und deßwegen ist ihm seine Gemahlinn Rosaura, eine Tochter des Pantalon, gänzlich verhaßt geworden, und er tractiret dieselbe sehr übel. Diese wendet alles an, um ihren Gemahl auf andere Gedanken zu bringen, und da nichts helfen will, so giebt sie es der Beatrice selbst auf eine verdeckte Weise zu verstehen, daß ihre Aufführung unrechtmäßig sey. Beatrice entrüstet sich darüber ungemein, und beklaget sich gegen Ottavio. Unterdessen ist Pantalon auch der üblen Begegnung überdrüßig, welche seine Tochter erleiden muß, und schlägt daher dem Ottavio vor, daß er dieselbe mit sich nach Rom nehmen wolle, und daß ihr Ottavio ein jährliches Gehalt aussetzen solle. Ottavio nimmt dieses mit Freuden an. Als aber Rosaura dazu kömmt, so zerreißet sie den deswegen schon ausgefertigten Contract, und erkläret, daß sie nichts als der Tod von ihrem Gemahle scheiden solle. Hierüber und über die Klagen der Beatrice wird der Graf Ottavio dermaßen erbittert, daß er beschließet, seine Gemahlinn zu vergiften. Er wirft auch wirklich heimlich Gift in eine Limonade, welche ihr Brighella bringen soll. Weil er aber vergißt, den Deckel wieder auf den Becher zu setzen, so merket Brighella Unrath. Kurz darauf kommt Ottavio in der größten Unruhe zurück; die Menschlichkeit ist in ihm aufgewacht, und er weiß nicht, wozu er sich entschließen solle. Indem läßt ihm seine Gemahlinn sagen, daß sie ihn sprechen wolle. Er will ihr entfliehen, und ruft den Bedienten, daß sie ihm Degen und Hut bringen sollen. Es kommt aber im

Fünften Auftritte

Rosaura mit munterm Angesichte zum Ottavio.

Rosaura. Wenn sie Bedienung nöthig haben, so bin ich da; niemand wird Sie mit so vieler Zärtlichkeit bedienen, als ich.

Ott. (Bey Seite.) Das ist ein verwünschter Zufall.

Ros. Liebster Gemahl, fürchten Sie gar nicht, daß ich Sie von Ihren Geschäfften abhalten werde. Ich will Ihnen nur zwey Worte sagen, wenn Sie mich anhören wollen. Liebster Graf, sagen Sie nicht nein!

Ott. (Bey Seite.) Sie ist sehr aufgeräumt; das würde sie nicht seyn, wenn sie den Gift schon getrunken hätte.

Ros. Aber ich merke, daß ich Ihnen verhaßt bin, ich sehe, daß Ihnen meine Worte mißfallen. Sie können doch wohl ein kleines Opfer thun, um Frieden zu erhalten.

Ott. Um Frieden zu erhalten?

Ros. Ja. Bloß deswegen bin ich gekommen, mit Ihnen zu reden. Ich habe ernsthaft über Ihre Entschlüßungen nachgedacht, und bin bereit, Sie zufrieden zu stellen.

Ott. Wollen Sie mit Ihrem Vater reisen?

Ros. Ich will Ihnen Ihre Freyheit wieder geben. Erlauben Sie, daß ich mich einen Augenblick niedersetze. (Sie setzt sich.)

Ott. Ist Ihnen nicht wohl?

Ros. O ja! Gott sey Dank!

Ottav. Seit dem Sie die Limonade trinken, scheinet es, daß Sie gesünder sind.

Ros. Ja, sie bekommet mir wohl.

Ott. Haben Sie sie heute schon getrunken?

Ros. Nein, noch nicht.

Ott. (Bey Seite.) Nun komme ich wieder zu mir selbst.

Ros. Nun setzen Sie sich, und hören Sie mich an, Sie werden mit mir zufrieden seyn.

Ott. Reden Sie, ich höre Ihnen zu. (Er setzt sich.)

Ros. Um meine Rede ordentlich anzufangen, sollte ich Sie erinnern, daß Sie mich zu einer Zeit iebten, da ich nicht wußte, was Liebe war. —

Ott. Die Rede würde ziemlich lang werden, ich möchte nicht Zeit haben, Ihnen zuzuhören.

Ros. Dieß wollte ich nur sagen, um Sie zu erinnern, daß Sie mich die Liebe gelehret haben.

Ott. Und was wollten Sie daraus folgern?

Ros. Daß, so wie ich angefangen habe, Sie zu lieben, um Ihnen zu gehorsamen, ich auch aufhören werde, Sie zu sehen, aus Gehorsam gegen Ihren Befehl.

Ott. Es läuft also alles darauf heraus, daß Sie entschlossen sind, mich zu verlassen, und mit Ihrem Vater zu reisen. Nicht wahr?

Ros. Wir sind noch nicht bis dahin. Corallina! (Corallina kommt mit der Limonade auf dem Schenkteller.)

Corall. Befehlen Sie die Limonade?

Ros. Ja, laß sie hier, und geh wieder. (Ottavio wird unruhig.)

Corall. (Bey Seite.) Was das für ein finsteres Gesicht ist. Man möchte dafür erschrecken. (Geht ab.)

Ott. (bestürzt) Was ist das?

Ros. Es ist meine gewöhnliche Limonade.

Ott. Warum wollen Sie sie hier trinken?

Ros. Nehmen Sie es nicht übel, ich habe vorher nicht Zeit gehabt.

(Ottavio stehet unruhig auf.)

Ros. Sehen Sie mich doch an. (Sie hält ihn beym Kleide.)

Ott. Lassen Sie mich gehen.

Ros. Nein, hören Sie mich an. Es wird Ihnen gereuen, wenn Sie mich nicht anhören.

Ott. Was wollen Sie mir sagen?

Ros. Setzen Sie sich nur.

Ott. Nun! (Er setzt sich.)

Ros. Liebster Graf, es höret uns hier niemand; wir sind allein, und können mit Freyheit reden. Sie sind meiner satt; Sie lieben die Marchesa Beatrice. Durch unsere Ehe werden Sie verhindert, sie zu besitzen. Meine Eifersucht fällt Ihnen in Ihrem Umgange beschwerlich. Ich selbst habe ihr Vorwürfe gemacht, und vielleicht hat sie Ihre Liebhaberinn meinetwegen weggejagt. Deswegen sind Sie über mich zornig, an allem bin ich Unglückliche schuld, aus allen diesen Ursachen wird mir der Tod gedrohet. Hier ist er: Sie, Herr Graf, haben ihn mir in diesem Gefäße zugerichtet. Wenden Sie das Gesicht nicht weg; scheuen Sie sich nicht mich anzusehen; ich weiß, daß dieses Gift ist, ich weiß, daß Sie ihn für mich bestimmet haben; ich wegere mich auch nicht, ihn zu trinken; aber ich will ihn in Ihrer Gegenwart trinken.

Ott. Ey! wer hat Ihnen solche Mährgen erzehlt?

zehlt? — — Glauben Sie nicht — — Es ist nicht — (Er will den Becher nehmen.)

Ros. Halten Sie ein, und lassen mich reden. Sind Sie schuldig, so bedauern Sie mich; sind Sie unschuldig, so trösten Sie mich. Wir wollen zu dem unglücklichen Anfange zurückkehren, dessen Sie sich so ungern erinnern. Erinnern Sie sich, wie sehr Sie mich liebten. Erinnern Sie sich, daß Sie mein erster und mein einziger Geliebter waren. Gedenken Sie nur auf einen Augenblick an die Zärtlichkeit, die Sie ein Jahr lang gegen mich gehabt haben. Ich war Ihr Vergnügen, Ihr Gut, Ihre Freude. O Gott, wenn fiengen Sie an, mich weniger zu lieben? Etwa da Ihnen meine Augen, mein Gesicht, meine Reden zu mißfallen anfiengen? Bekennen Sie es als ein Cavalier; bloß seitdem die Reize der Marchesa Beatrice Ihnen Gift ins Herz flößten. Was habe ich begangen, dadurch ich Ihren Zorn verdiente? Habe ich jemals aufgehöret, Sie zu lieben, Ihnen zu gehorchen und Ihnen nachzugeben? Also ist es nur bloß eine neue Liebe, die mich vor Ihren Augen verhaßt macht; und Sie schmeicheln sich, daß, wenn Sie von dem gehäßigen Bande, das mich mit Ihnen verbindet, los seyn werden, Sie mit meiner Nebenbuhlerinn glücklich seyn könnten. Nein! betrügen Sie sich nicht! Ein anderer wird mich rächen, und Sie werden vielleicht das Herz nicht behalten können, welchem zu gefallen Sie meines verlassen wollen. Dieses sage ich Ihnen nur aus Liebe, die ich noch zu Ihnen trage, nicht, um Sie zum Mitleiden gegen mich zu bewegen. Tödten Sie mich nur, tödten Sie mich, ich vergebe es Ihnen; denn ehe ich von Ihnen entfernet leben wollte, will

ich lieber sterben, da ich noch mit Ihnen verbunden bin. Ihr Wille soll geschehen; Beatrice soll zufrieden seyn. Melden Sie ihr meinen Tod. Grausamer Gemahl, ich trinke — —

Ott. Nein! halten Sie ein, liebste Rosaura — Ich bitte Sie um Vergebung — Ach! ich erkenne meinen Fehler — Ich begreife das Unrecht — Liebste Gemahlinn, haben Sie Mitleiden mit mir.

Ros. O Gott! ist es möglich, daß Sie von Herzen reden?

Ott. Ach! ich fühle tausend Furien, die mir das Herz zerreißen.

Ros. Beruhigen Sie sich.

Ott. Hassen Sie mich, ich verdiene es.

Ros. Nein, liebster Gemahl! Ich liebe Sie mehr, als jemals, u. s. w.

Doch wir gehen weiter in dem Inhalte dieses Stückes. Florindo und Lelio, zween Schmarutzer, haben die Beatrice beredet, daß sie die Rosaura besuchen soll, und haben ihr versprochen, daß sie wegen der Vorwürfe, welche ihr Rosaura gemacht hatte, Genugthuung haben sollte; sie findet aber an Rosaurens statt den Ottavio, welcher ihr auf ewig absagt. Sie fällt aus Zorn in eine Ohnmacht; Lelio giebt ihr, um sie zu erfrischen, von der Limonade zu trinken, welche von vorhero ist stehen blieben. Ottavio schickt nach einem Arzte, weil er glaubt, sie wäre vergiftet. Rosaura erscheint aber, und verkündiget, daß sie die vergiftete Limonade mit anderer vertauschet habe, um zu sehen, wie weit die Grausamkeit ihres Mannes gehen werde. Beatrice, welche erkennet,

daß

daß sie dieser Vorsicht der Rosaura das Leben zu danken habe, entsaget allen Ansprüchen auf den Ottavio.

22) Il Cavalier di buon gusto, der Cavalier von gutem Geschmacke.

Dieses Lustspiel ward den 11 December 1750 zuerst aufgeführt, und sechs mal wiederholt.

Der Graf Ottavio bezeuget in allen seinen Handlungen guten Geschmack und viel Verstand. Er ist gegen seine Bediente gerecht, mit den Damen scherzhaft, gegen seine Freunde aufrichtig, gegen Fremde gastfrey, in seiner Haushaltung prächtig, und dennoch wirthschaftlich, u. s. w. Daher wird er auch von iedermann hochgeschätzt, bloß seine Verwandtinn Beatrice ist mit ihm nicht zufrieden, weil sie glaubt, daß er durch seinen großen Aufwand die Güter ihres Sohnes Florindo, dessen Vormund er ist, verschwende. Er rechtfertiget sich aber am Ende, und zeiget, daß er durch eine Handlungsgesellschaft mit Pantalon, welchem er 40000 Dukaten Capital anvertrauet habe, in den Stand gesetzet werde, die Welt zu genießen, ohne seine Güter zu verschwenden.

23) Le Donne gelose, die eifersüchtigen Frauen.

Dieses Venetianische Lustspiel, in welchem alle Personen den venetianischen Dialekt sprechen, ward zuerst den 12 Februar. 1752 gespielt, und nur vier mal wiederholet, weil das Carneval geendiget war. Auch in Bologna und in Meiland hat es Beyfall gefunden. Es gehet mit diesem Lustspiele, wie mit den andern

andern für Venedig geschriebenen Lustspielen, es werden nämlich die Ausländer schwerlich Geschmack daran finden. Der Hauptinhalt ist, daß Siora Giulia und Siora Tonina auf ihre Männer, den Goldschmidt Boldo, und den Krämer Todaro, eifersüchtig sind, weil sie bey der Siora Lugrezia, einer Witwe, aus und eingehen; weil sich aber endlich zeiget, daß der erste wegen der Lotterie zu ihr gegangen ist, in welcher er 1800 Dukaten gewinnet, und daß sie dem andern Geld zum Spiele geliehen hat, worinn er 200 Zechinen gewinnet, so geben sie sich zufrieden.

24) Le Femmine puntigliose, die rangsüchtigen Frauenzimmer.

Dieses Lustspiel ward zuerst zu Mantua den 18 April 1750 mit großem Beyfall und öfterer Wiederholung aufgeführt. Hernach ward es in Meiland und endlich in Venedig aufgeführt, an welchem Orte es achtmal nach einander gespielet wurde.

Florindo, ein reicher Kaufmann aus Livorno, ist mit seiner Gemahlinn Rosaura nach Florenz gereiset. Rosaura hat die Thorheit, daß sie durchaus in Gesellschaft vornehmer Damen sich befinden will. Die Gräfinn Beatrice unternimmt auch, gegen ein Geschenk von 100 Doppien, welche ihr Rosaura in einer verstellten Wette muß gewinnen lassen, dieselbe in die Gesellschaft der Damen einzuführen. Die Damen bezeugen zwar im Anfange der Rosaura einige Höflichkeiten; weil sie es aber für schändlich halten, eine Kaufmannsfrau in ihrer Gesellschaft zu haben, so begegnen sie hernach derselben ziemlich verächtlich, und da bey einem angestellten Balle Rosaura zuerst aufgefordert

gefordert wird, so gehen sie alle weg. Rosaura entdeckt nachher den Damen, daß Beatrice von ihr 100 Doppien genommen habe, und daß sie ohne derselben Vorsprache nicht so kühn gewesen seyn würde, sich in die Gesellschaft des Adels zu mischen. Worauf Beatrice von dem ganzen versammelten Adel ihrer Gesellschaft unfähig erkläret wird.

Der siebente Theil enthält folgende vier Stücke:

25) La Gastalda, die Haushälterinn.

Dieses Lustspiel hat seinen Namen von des Pantalons Haushälterinn Corallina, welche derselbe heyrathet. Ein närrischer Lelio siehet dieselbe für Pantalons Tochter an, und will sie heyrathen; aber es entwickelt sich bald, und Pantalons Tochter, Rosaura, heyrathet den Florindo.

26) La Locandiera, die Gastwirthinn.

Der Marchese von Forlipopoli, und der Graf von Alba Fiorita, sind in die Mirandolina, eine schöne Gastwirthinn, verliebet, in deren Wirthshause sie wohnen. Der Ritter von Ripafratta, der ebenfalls daselbst wohnet, ist ein Verächter des Frauenzimmers, der alle Gelegenheit ergreift, um dasselbe zu verachten. Mirandolina nimmt sich vor, diesen bösen Menschen zahm zu machen. Die Art, wie sie es angreifet, um ihn gefällig, und endlich in sich verliebt zu machen, veranlasset verschiedene artige Auftritte, die wir aber nicht hier anführen können, weil wir alle ganz hersetzen müßten, welches zu viel Raum wegnehmen würde. Nachdem sie endlich ihren Zweck, ihn äußerst verliebt und eifersüchtig zu machen, erlan-

get hat, so bricht sie kurz ab, und verheyrathet sich an den Fabrizio, der bisher in ihrem Wirthshause als Kammerdiener gestanden. Zugleich giebt sie auch dem Marchese und dem Grafen ihren gänzlichen Abschied.

27) Il Marchese di Monte Fosco, der Marchese von Montefosco.

Der junge Marchese Florindo, Lehnsherr von Montefosco, kommt mit seiner Mutter Beatrice, um sein Markisat in Besitz zu nehmen. Er hat dasselbe von seinem Vater, dem Marchese Ridolfo, geerbet, welcher es von dem Marchese Ercole, dem Vater der Rosaura, gekauft hatte. Weil nun der Marchese Ercole noch dieses Kind gehabt; so hätte er dieses Lehnsgut von Rechtswegen nicht verkaufen können, und Rosaura wäre allemal im Stande, durch einen Proceß ihr väterliches Gut wieder an sich zu bringen. Um dieses zu verhüten, suchte es die Marchesa Beatrice dahin zu bringen, daß Florindo die Rosaura heyrathen soll, welche auch davon nicht abgeneigt ist. Weil aber Florindo mit den Weibern und Töchtern seiner Unterthanen allzu frey umgehet, so empöret sich die ganze Gemeinde, erkläret, daß Rosaura ihre rechtmäßige Oberherrschaft sey, und widersetzet sich der gerichtlichen Besitznehmung, welche eben im Werke ist. Rosaura, um zu bezeugen, daß sie an diesem Aufstande unschuldig sey, erkläret vor Gerichte, daß sie allen ihren Ansprüchen, aus Dankbarkeit gegen die von der Marchesa Beatrice empfangene Wohlthaten, entsage. Beatrice und Florindo werden durch diese Großmuth gerühret, und der letztere bietet der Rosaura seine Hand an, welche sie auch annimmt. Einige

Scenen

Scenen, welche das Betragen der Bauern, sonderlich das unrecht vornehme Wesen des Schulzen, seiner Beysitzer und Schöppen, nebst ihren Weibern schildern, sind ziemlich lustig, fallen aber ein wenig in das Possenhafte.

28) I Poëti, die Poeten.

Nachdem unser Verfasser so viele Stände auf das Theater gebracht, so war es billig, daß er auch seine Mitbrüder, die Poeten, aufführte, und sich ein wenig über sie lustig machte.

Ottavio ist ein Liebhaber der Poesie, in dessen Hause alles, so gar der Bediente, poetisch ist. Bloß seine Frau Beatrice widersetzet sich diesem Unwesen, kann aber nichts dagegen ausrichten. Ottavio richtet nach italienischer Gewohnheit in seinem Hause eine Akademie oder poetische Zusammenkunft auf, davon er der Vorsteher ist. Unter diesem Vorwande kann sich Florindo, der Liebhaber der Rosaura, der Tochter des Ottavio, beständig einfinden, und ihr so gar in Gegenwart des Ottavio seine Liebe in Versen vortragen. Nachdem er aber erlanget hat, daß ihm die Rosaura versprochen wird, so erkläret er, daß er um der Poesie willen seine häuslichen Geschäfte nicht versäumen wolle, und giebt zugleich sein und der Rosaura Patent, als Mitglieder der Akademie, wieder zurück. Die andern Mitglieder zerstreuen sich auch, zu großem Verdruß des Ottavio.

C.



V. Scherz-



V.

Scherzhafte Lieder. Leipzig in der Weidmannischen Buchhandlung 1758. 160 Seiten in klein Octav.

Deutschland ist mit Sammlungen von Gedichten überhäuft, welche Scherz, Freude, Vergnügen, Mägdgen, Wein und Liebe im Munde führen, und dennoch bey dem Leser keine freudige und vergnügte Empfindungen rege machen, sondern bloß Verdruß und lange Weile, als welche sicher zu folgen pflegen, wenn man sich von pedantischen und abgeschmackten Geburten plagen lassen muß. Die Dichter sind im Besitze verliebt zu seyn, und daher glauben junge Leute, sie würden Dichter, wenn sie sich anstellen, als ob sie verliebt wären. Sie thun daher zärtlich, so zärtlich, daß es selbst der Leser merken kann, wie übel aufgeräumt eine Schöne werden würde, der sie ihre Zärtlichkeiten vorsagen wollten. Unserm vor uns habenden Dichter kann man diesen Vorwurf nicht machen. Er hat sein Genie untersucht und gefunden, daß es nicht zur Zärtlichkeit geneigt ist, er hat sich also auch nicht gezwungen, zärtlich zu thun. Freude, Vergnügen, Scherz und zuweilen ein wenig Satyre scheinet des Verfassers Genie mit sich zu bringen, und er ist dieser Neigung gefolget. Daher haben seine Stücke nichts unnatürliches, nichts geschminktes an sich. Es ist wahr, sie sind nicht alle gleich gut erfunden, nicht alle gleich gut ausgeführt. — Es kann dieses unter einer ziemlichen Anzahl nicht anders seyn. Wenn wir dem Herrn Verfasser hätten rathen sollen, so würden wir ihm freylich gerathen haben, einen Theil dieser

Sammlung nicht drucken zu lassen, nicht, als ob wir ein einziges ganz schlechtes Stück darinn gefunden hätten, sondern weil wir es seinem Ruhme zuträglicher gehalten hätten, daß er bloß eine kleine Anzahl durchaus schöner Stücke lieferte. Wir sind immer der Meynung des du Bos, daß es den Schriftstellern zuträglich ist, wenn sie ihre Lehrlingsstücke für den Augen des Publici verbergen können: denn das Publicum ist ihnen nicht allein für diese Aufmerksamkeit verbunden, sondern zweifelt auch gar, ob sie iemals etwas mittelmäßiges gemacht hätten. Ein Zweifel, wobey der Schriftsteller immer gewinnen wird. Wir wollen nun einige der besten Stücke aus dieser Sammlung, nach den verschiedenen Arten, die wir angetroffen haben, hersetzen, damit unsere Leser urtheilen können. Einige sind dem Gotte der Freude geweihet. Z. B.

Die Gesellschaft.

Umringt von Scherz und Fröhlichkeiten,
Versammelt uns die Freundschaft hier,
Entweicht, ihr Klagen böser Zeiten,
Dem Gott der Freuden feyern wir,
Auch Liebe, du laß uns alleine,
Wir feyern ietzt dem besten Weine.

Zwar deine Freuden sind auch süße,
Und durch sie wird kein Herz entehrt:
Denn junger Schönen sanfte Küsse
Sind unsrer besten Stunden werth:
Doch ietzt möchtst du Verräther finden,
Und wir, wir fürchten uns der Sünden.

Komm, holde Freyheit, laß dich nieder!
Du bist die Freundinn von dem Wein:
Ertönt, ihr Chöre froher Lieder,
Ihr muntern Scherze, mischt euch ein!

Hier trinkt, hier scherzt man fern vom Neide,
Wo Bacchus wohnt, da wohnt die Freude!

Andere sind scherzhaft. Z. B.

Was ich will, und nicht will.

Berette mit den gelben Haaren
Und todtenfarbigem Gesicht,
Jung an Verstand, und alt an Jahren,
Will mich, allein ich mag sie nicht.
Themiren, die wie Rosen blühet,
Um die der Frühling Liljen flicht,
Nie Herzen preßt, nie spröd entfliehet,
Will ich, allein sie will mich nicht.

Megäre, die zu allen Dingen
Mit Fingern schnippt, und widerspricht,
Gebietrisch winkt, um uns zu zwingen,
Will mich, allein ich mag sie nicht.
Climenen, die die Macht nicht fühlet,
Wenn sie gefällig weichend ficht,
Und wenn sie zärtlich fleht, befiehlet,
Die will ich, doch sie will mich nicht.

Nerine, die in tiefen Schlüssen
Sich grundgelehrt den Kopf zerbricht,
Vom Grundtrieb redt, wenn sie soll küssen,
Will mich, iedoch ich mag sie nicht.
Lucinden, die vom Witz beseelet,
Vernünftig mehr, als witzig spricht,
Bescheiden urtheilt, niemals fehlet,
Will ich, allein sie will mich nicht.

Corinne, deren Zauberblicken
An Buhlern es niemals gebricht,
Doch neue stets sucht zu berücken,
Die will mich, doch ich will sie nicht.
Selinden, die die Herzen raubet,
Wenn iede Mine Seele spricht,
Und siegt sie, nie zu siegen glaubet,
Die will ich, doch sie will mich nicht.

Der

Der Schwur.

Du willst es, eine ewge Treu
Soll ich dir, schöne Doris, schwören:
Du dringst darauf? Wohlan es sey!
Doch mußt du meinen Wunsch erhören!

Eh hasse Freund und Jugend mich,
Eh sey mein Wein von Wasser trübe;
Eh ich nicht, schöne Doris, dich —
Wie alle Mägdgen, ewig liebe.

Der traurige Lukas.

Als Lukas bey der Flasche saß,
Da weint er laut bey iedem Glas,
Das er sich eingeschenkt;
Sein Nachbar sah ihm lange zu,
Und rief zuletzt: Was weinest du?
Mein, sag mir, Lukas, was dich kränkt?

Die Flasche, seufzt er, kränket mich,
Trink ich einmal, wie grämt sie sich,
Wie schrecklich nimmt sie ab!
Ach ja, rief Stax, iezt seh ichs ein,
Und half dem armen Lukas schreyn,
Wenn dieser ihm zu trinken gab.

Einige sind mehr anakreontisch. Wir führen davon drey schöne Stücke an, hier sind sie:

An den Amor.

Lieber Amor, leihe mir
Einen doch von deinen Pfeilen,
Ich will auch den Raub mit dir,
Chloens Herz selbst mit dir theilen. —

Du willst nicht? Dich solls gereun,
Ich wills deiner Mutter klagen,
Chloens Blick kannst du sie leihn,
Und mir willst du sie versagen?

Die Geburt der Venus.

Die Zephirs wiegten sich auf sanftgeschwollnen Wellen,
Und Frühling war ums stille Meer:
Der leichten Scherze flüchtigs Heer,
Die jungen Freuden ihre Gesellen,
Und Grazien mit sanftumschlungner Hand
Umringten den beblümten Strand:
Da sah die Fabel Cytheren
Vom Schaume des Meeres gebähren.

Doch Damon stöhret kühn den alten Aberglauben;
Bey einem Glase blanken Wein
Sah er das Ding weit besser ein:
Die frohen Winzer kelterten Trauben;
Es schäumete der Most mit Ungestüm,
Und Chloe zeigt es lächelnd ihm:
Da sah er ganz deutlich Cytheren
Vom Schaume des Weines gebähren.

Das Glück der Liebe.

Du kleine Heerde, welche Freude
Bringt dir des Frühlings junge Zier!
Auf einer blumenvollen Weide
Scherzt Lieb und Unschuld frey in dir.
Du buhlest nicht um Geld und Ehren,
Und bloß die Liebe lebt in dir:
Wir lassen uns die Klugheit lehren,
Und die Natur vergessen wir.

Satyrische Züge sind auch nicht selten.

Die Grausame.

Belind erzehlt, wenn sie mich spricht,
Wie viel sie Freyer abgewiesen,
Man hat sie zwar nie schön gepriesen;
Doch glaub ichs: Warum glaubt ichs nicht?

Nur

Nur wird Belinde mir verzeihn;
Wenn ich um sie nie werde werben:
Denn lieber wollt ich zehnmal sterben,
Als von ihr abgewiesen seyn.

Die stumme Schöne.

Als ich die junge Clitia,
Schön wie ein Tag *) des Frühlings sah,
Rief ich, welch reizendes Gesicht!
O Schade doch! daß sie nicht spricht!
Sie sprach, und nun war ich ganz Ohr,
Kaum stammelt sie zwey Worte vor;
So rief ich: welch ein schön Gesicht!
Nur ewig Schade! daß sie spricht!

Auch Beyspiele der Naivität haben wir gefunden. Z. B.

Ein Verweis.

Mein sag mir, Niklas, wie du bist;
Da weinst du, weil ich dir erzehlet,
Daß mich die Mutter ausgeschmählet,
Daß du mich, weißt du wohl, geküßt.
Du Narr, wie schmählt sie denn auf dich?
Ich will dir wieder was erzehlen —
Laß doch die Mutter immer schmählen,
Und komm du her, und küsse mich!

Die Eifersucht.

Ja, ja, ich weiß es, glaube mir,
Ich sah es selbst, daß Damon hier

*) Wir müssen hier beyläufig eine kleine grammatikalische Anmerkung machen: Es sollte hier stehen: Schön wie einen Tag des Frühlings, denn da hier, dem Sylbenmaaße zu gefallen, der Nennfall ein Tag stehet, so würde dieses der natürlichen Construktion gemäß auf den Verfasser gehen, welches doch wider dessen Absicht ist.

Vertraulich mit dir sprach:
Ich merkt es auch, daß er dich prieß,
Und sah es, da er dich verließ,
Sahst du, gestehs, ihm lächelnd nach.
Ich bin gutherziger Natur:
Dieß weiß der Schalk, o wüßt ich nur,
Wie man recht böse thut —
Geh mit den kleinen Schmeichelein:
Ich will nun nicht geküsset seyn,
Du küssest mich nur wieder gut.

Wir wollen auch ein Beyspiel anführen, wie unserm Verfasser ein zärtliches Lied gelinget.

An Chloen.

Ach Chloe! von der schönen Linde,
Die unsrer Lieb oft Schatten gab,
Fällt bleich, getödtet von dem Winde,
Das Laub, der Stolz des Frühlings, ab.
Doch wird nach langen Wintertagen
Für sie ein neuer Frühling blühn,
Und dieser Schmuck, den wir iezt klagen,
In voller Pracht sie überziehn.
Nur, Chloe, uns, wenn wir verblühen,
Keimt nie ein neuer Frühling auf,
Und Jahre, die uns iezt entfliehen,
Beschleunigen zum Herbst den Lauf.
Was ist zu thun? — Bleib mir ergeben,
Mir sollst du ewig reizend seyn:
So werden wir, wenn wir verleben,
Im Herbst uns eines Frühlings freun.

Das folgende Lied hat eine so eigenthümliche Wendung, daß wir in die Versuchung gerathen, nachdem wir von allen in dieser Sammlung enthaltenen Arten Beyspiele angeführt, dieses auch noch anzuführen. Es sind die Gedanken einer Geliebten bey Annäherung des Frühlings.

Schon

Schon ist er bald entflohen,
Der Winter meiner Lust!
Die sanften Weste drohen
Mir schrecklichen Verlust!
Umsonst blüht mir Betrübten
Die neugebohrne Welt,
Der Krieg ruft den Geliebten
Von mir ins rauhe Feld.

In ieder Blum' entschließet
Sich mir ein neuer Schmerz,
Der Zephir, der sie küsset,
Haucht Wehmuth in mein Herz:
Der Landschaft bunte Scenen,
Die blumenreiche Au,
Sehn meiner bangen Thränen
Mehr als des Morgens Thau.

Umsonst singt iede Kehle
Den Frühling froh bemüht,
Mir selbst singt Philomele
Ein banges Klagelied.
Des Leidens Melodien
Hör' ich im freyen Bach,
Es reißt der Nord im Fliehen
Mein ganzes Glücke nach.

O steig noch nicht hernieder,
Du Lenz, der Erde Lust!
Mir bringst du Blumen wieder,
Doch Gram in meine Brust.
Dich wünscht die Welt: die Freuden
Der Liebe bringst du ihr:
Sollt ich sie nicht beneiden?
Die meinen raubst du mir.

Dasjenige Gedicht aber, welches uns in der ganzen Sammlung am besten gefallen hat, ist gerade auch das ernsthafteste. Es zeiget an, daß der Herr Ver-

fasser sich auch höher schwingen könnte, wenn er wollte. Hier ist es:

Grablied

Auf einen in der Schlacht gebliebenen jungen Helden.

Ein Jüngling.

Hier fiel der Jüngling, unser Freund,
Der Held sank hier dahin!
Noch schlug er sterbend seinen Feind,
Fiel siegreich über ihn.

Ein Mägdgen.

Der Mägdgen stiller Wunsch war Er,
Der jungen Männer Neid:
Der Kriegesgott in Helm und Speer,
Apoll im Friedenskleid.

Chor der Jünglinge und Mägdgen.

Auf! stattet der Zärtlichkeit Pflichten ihm ab!
Umpflanzet mit düstern Cypressen sein Grab!
Erhebt ihn in Liedern, und baut ihm Altäre,
Und weint ihm der Liebe geheiligte Zähre!

Ein Jüngling.

Voll Schweiß und Blut riß seine Hand
Viel an ihr Lebensziel:
Für König und für Vaterland
Verblutet er und fiel!

Ein Mägdgen.

Da trug ihn hoch sein stolzes Roß,
Voll von des Jünglings Muth:
Für uns, für unsre Mütter floß
Sein edles Heldenblut!

Chor

Chor der Jünglinge und Mägdgen.

Des Jünglings Verdiensten und Thaten getreu,
Erbaut ihm Trophäen, und singt ihn dabey!
Und nennet ihn unter den Helden den Größten;
Und unter den Freunden der Menschen den Besten!

Ein Jüngling.

Nicht Wall, noch Mauern schreckten ihn,
Er schwung sich kühn darauf!
Zuletzt riß ihn sein Muth dahin
In seines Ruhmes Lauf.

Ein Mägdgen.

Noch todt, schön wie der Maja Sohn,
Lag er mit Blut bespritzt:
Ein ewger Nachruhm bleibt sein Lohn,
Man sing ihn spät, wie ietzt!

Chor der Jünglinge und Mägdgen.

Pflickt Rosen und Veilgen, sein Grab zu bestreun,
Umpflanzt es mit Rosen, begießt es mit Wein!
Umhänget die Urne mit blühenden Kränzen!
Sein Name wird bey den Unsterblichen glänzen!

Wir haben oben gesagt, daß der Herr Verfasser geschickt seyn werde, sich zu ernsthaftern und erhabenen Gedichten zu schwingen. Wir können nicht umhin, ihm solches anzurathen. Die kleinen scherzhaften Gedichte ergetzen einen Augenblick, und vergnügen uns in dem ersten Feuer unserer Jugend. In einem reiferem Alter aber können sie schwerlich unsern ganzen Geist erfüllen. Der Herr Verfasser hat Genie, Empfindung und eine ungezwungene Denkungsart, Eigenschaften, welche geschickt sind, den Weg zu größeren Verdiensten zu bahnen. Das letzte Lied an die Muse bekräftigt die Hoffnung, daß man der-

einst noch stärkere Stücke von dem Verfasser zu erwarten habe:

Hier nimm die sanfte Leyer wieder,
O Muse, die du mir geliehn,
Nun sing ich weiter keine Lieder,
Die von der Jugend Freuden glühn.
Verzeih, wenn ich zu schwach gespielet:
Die Liebe fordert unser Herz:
Das wenigste hab ich gefühlet;
Das meiste sang ich nur aus Scherz.
Von Waffen und vom Haß umgeben,
Sang ich von Zärtlichkeit und Ruh:
Ich sang vom süßen Saft der Reben,
Und Wasser trank ich oft dazu.
Kömmt einst der goldne Friede wieder,
Fühl ich einst gar der Liebe Glück!
Vielleicht wag ich denn schönre Lieder:
Denn, Muse, gieb sie mir zurück.

L.



VI.

An Essay on the Writings and Genius of Pope, Vol. I. London printed for M. Cooper at the Globe in Pater-noster Row. MDCCLVI. 334 Seiten in groß Octav.

Das ist:

Versuch über Popens Schriften und Genie. Erster Theil.

Der Name eines Pope ist auch unter uns allzu berühmt, als daß ein Werk über dessen Genie und Schriften, welches mit so vieler Einsicht abgefaßt ist, als das gegenwärtige, nicht einen jeden Liebhaber

haber der schönen Wissenschaften intereßiren sollte. Diejenigen von unsern Lesern, welche die Schriften dieses unsterblichen Dichters nicht in der Ursprache gelesen, werden ihn doch vermuthlich aus einigen guten und schlechten Uebersetzungen haben kennen lernen. Es ist wahr, die besten prosaischen Uebersetzungen eines Gedichts sind mit der umgekehrten Seite einer gewürkten Tapete zu vergleichen. Diese Vergleichung hat in Ansehung solcher Dichter, wie Boileau und Pope, die allergenaueste Richtigkeit; denn ein großer Theil ihrer Verdienste besteht in der überaus reinen Diction und in dem vortrefflichen Wohlklange ihrer Verse, und was kann hiervon in einer prosaischen Uebersetzung übrig bleiben?

Dem sey, wie ihm wolle, so glauben wir dennoch, daß ein Auszug aus diesem kritischen Versuche auch demjenigen Theile von unsern Lesern, welche der engländischen Sprache nicht kundig sind, angenehm seyn werde. Außer dem gründlichen Geschmacke und der wohlangebrachten Belesenheit, welche aus dieser Schrift allenthalben hervorleuchtet, werden sie nicht ohne Vergnügen bemerken, wie streng man außerhalb Deutschland die größten Dichter zu beurtheilen gewohnt ist, und wie sehr man einen Dichter verehren kann, ohne alles, was aus seiner Feder geflossen ist, für Meisterstücke zu halten. — Wir haben uns bemühet, die Stellen aus den engländischen Dichtern, die wir anführen mußten, in deutsche Verse, bald mit, bald ohne Reime zu übersetzen. Wer das Engländische versteht, der findet das Original dabey, und mag sich bey unserer Uebersetzung nicht aufhalten. Wer es aber nicht versteht, wird es uns vermuthlich Dank wissen, so unvoll=

unvollkommen auch unsere Uebersetzung gerathen seyn dürfte. Man mag uns auch allenfalls tadeln; wir wollen uns gewiß nicht mit der Herausforderung schützen, der Tadler solle es besser machen. — — Noch eine Entschuldigung für die Weitläuftigkeit dieses Auszugs — Doch wir werden entweder keine brauchen, oder man wird keine von uns annehmen. Wir eilen also zur Sache.

In der Zueignungsschrift an Dr. Young sagt unser Verfasser: »Ich habe Hochachtung für das „Andenken eines Pope, ich verehre seine Talente; „aber ich glaube nicht, daß er die Vollkommenheit in „seiner Kunst erreicht habe. — In derjenigen Art „von Gedichten, auf welche er sich vorzüglich gelegt, „sind ihm zwar alle andere Schriftsteller nachzusetzen, „aber eben diese Art, glaube ich, ist die vortrefflichste „nicht in seiner Kunst. Man giebt, wie es scheinet, „auf den Unterschied nicht genug Achtung zwischen „einem witzigen Kopfe, einem sinnreichen Schrift„steller, (a man of sense,) und einem wahren Dich»ter.» Donne und Swift, Fontenelle und La Motte hält unser Kunstrichter für witzige und scharfsinnige Köpfe, aber nichts weniger als für Dichter. Die allergründlichsten Beobachtungen des sittlichen Lebens der Menschen sind nach seiner Meynung, wenn sie auch noch so kurz und so lebhaft vorgetragen werden, moralische Ausarbeitungen, aber keine Poesie, und Boileaus gereimte Briefe verdienen ihm eben so wenig den Namen Poesie, als die Charaktere des La Bruiere in Prosa. »Eine schöpferische und glühen»de Einbildungskraft, setzt er hinzu, acer Spiritus ac „vis, und nichts anders, als diese, ist das wahre

»Kennzei-

»Kennzeichen eines gepriesenen und ungemeinen Ta»lents, das so wenige besitzen, und von welchem nur »so wenige urtheilen können.»

Wir wissen nicht, ob man mit dem Namen Poet nicht etwas freygebiger seyn könnte; ob ihn z. B. ein Haller nicht eben so gut verdiene, als ein Kloppstock. Vielleicht ist es überall nichts als ein Wortstreit; denn wer weiß, ob ein scharfsinniger Kopf in dem Verstande, in welchem dieses Wort hier genommen wird, nicht ein eben so großer Vorzug sey, als eine glühende und schöpferische Imagination? Indessen scheinet unser Schriftsteller von seiner Meynung so sehr überzeugt zu seyn, daß er in der Folge seiner Zueignungsschrift kein Bedenken trägt, zu dem berühmten Young zu sagen: »Hätten Sie nichts anders, als »Ihre Satyren geschrieben; so würden Sie sich zwar »den Titel eines witzigen und scharfsinnigen Kopfes »erworben haben; allein ich weiß gewiß, Sie würden »nicht darauf bestanden seyn, bloß um deßwegen ein »Poet genennt zu werden. Non satis est puris ver»sum perscribere verbis.»

Er beruft sich auf die Methode, die Horaz vorschreibt, wie man eine Stelle untersuchen soll, ob sie poetisch sey, oder nicht; nämlich man soll das Sylbenmaaß und die poetische Harmonie zerstören, die Ordnung der Worte umkehren, und alsdenn die Stelle überlesen. Wenn ein poetischer Geist darinnen ist; so wird er durch alle mögliche Versetzungen der Worte nicht können getilget werden, sondern gleich einem Diamant allenthalben hervorleuchten. Er macht die Probe hierauf mit einer Stelle aus Popens Epistle to Lord Cobham, und findet, daß es zwar vortrefflich gedacht,

gedacht, aber eben so wenig Poesie sey, als das »Qui „fit Maecenas„ desjenigen Schriftstellers, der diese Methode in Vorschlag gebracht hat — »Das Er»habene und das Pathetische, fährt unser Schriftsteller »fort, sind die Nerven der ächten Poesie. Wo findet »man im Pope das wahre Erhabene, oder das wahre »Pathetische? In seinen Schriften ist nihil inane, »nihil arcessitum; — puro tamen fonti quam ma»gno flumini propior, wie Quintilian vom Lysias »bemerkt — — Voltairs Urtheil vom Boileau »scheint ihm vollkommen auch auf Popen zu passen;» Incapable peut-être du sublime, qui eleve l'ame, sagt dieser berühmte Schriftsteller, & du sentiment, qui l'attendrit, mais fait pour eclairer ceux, à qui la nature accorda l'un & l'autre, laborieux, severe, précis, pur, harmonieux, il devint enfin le Poete de la raison. Diese Stelle führt unser Verf. französisch an, weil er sich scheuet, oder fürchtet, wie er sagt, im Engländischen seine Meynung rund heraus zu sagen.

Am Ende der Zueignungsschrift theilet unser Verf. die engländischen Dichter in vier Classen ein. In der ersten behaupten die drey erhabenen und pathetischen Dichter, Spenser, Shakespeare und Milton, den vornehmsten Rang. Diesen werden Otway und Lee nachgesetzt. Zur zwoten Classe rechnet er die Dichter, die zwar das poetische Genie in einem nicht so hohen Grade besitzen, aber vorzügliche Talente zur moralischen Dichtkunst damit verbinden, als Dryden, Donne, Derham, Cowley und Congreve. In der dritten Classe rechnet er die witzigen Köpfe, die einen feinen Geschmack besessen, und das gemeine gesellschaftliche Leben angenehm zu beschreiben gewußt haben,

haben, als Prior, Waller, Parnell, Swift und Fenton. In die letzte Classe endlich setzt er die blossen Versmacher, obgleich einige unter ihnen für noch so angenehm und sanftströmend gehalten werden, als Pitt, Sandys u. a. In welche Classe eigentlich Pope zu setzen sey, nimmt er sich vor, in seinem Werke selbst auszumachen — Dieser Rahgordnung der engländischen Dichter wird im Monthly Review for Juny 1756 (S. 534) weitläuftig widersprochen. Wir können uns in diesen kritischen Streit um so viel weniger einlassen, da diese Dichter einem großen Theile unserer Leser nur dem Namen nach bekannt seyn können, und schreiten vielmehr zu dem Werke selbst.

Der Verf. folget der Ordnung der Warburtonischen Ausgabe, und beurtheilet in dem ersten Abschnitte die vier Schäfergedichte und die Ecloge Messias. »Es befremdet uns einiger maßen, »sagt unser Kunstrichter, wenn wir in den Schäfer»gedichten eines jungen Dichters keine neue ländliche »Bilder antreffen, und ich befürchte, man wird den »Schäfergedichten des Pope diesen Vorwurf machen »können. Theocrits, Virgils und Spensers Ideen »findet man hier in der angenehmsten und fließend»sten Sprache ausgedrückt, aber die Beschreibungen »und Sentiments sind abgenutzt und gemein.« Er tadelt ferner an diesen Schäfergedichten die Vermischung der griechischen und brittischen Ideen. Der Fluß Pactolus wird mit der Themse, und Hybla mit Windsor verbunden. »Wenn die Einwohner »Griechenlandes, heißt es ferner, sich über unmäßige »Hitze beschwerten, und sich nach kühlenden Höhlen »sehnten;

»sehnten; so war dieses ihren Umständen angemessen, »und hatte bey ihnen das gehörige Decorum, das es »in dem Charakter eines brittischen Schäfers unmög- »lich haben kann. Theocrit muß in schwühlen Som- »mertagen das Murmeln eines Bachs, und das Rau- »schen der Fichte *) mit weit inniglicherem Vergnü- »gen gehört haben, als der engländische Dichter **) »bey einer solchen Gelegenheit jemals hat fühlen kön- »nen.» —— —— Pope selbst, fährt unser Schrift- steller fort, sagt in einer Note ***): er habe die bey- den Verse:

Your praise the tunefull birds to heav'n shall bear
And list'ning Wolves grow milder, as they hear;

das ist:

Die Vögel singen deinen Ruhm dem Himmel,
Die Wölfe hören zu, und werden zahm;

wegen der Ungereimtheit in England von Wölfen zu reden, in folgende Verse verwandelt:

Your praise the birds shall chant in every grove,
And Winds shall waft it to the pow'rs above;

das ist:

Das Vögelchor besingt dein Lob im Hayne,
Und Winde wehn es den Gestirnen zu;

Und in der Uebersetzung des Verses aus dem Virgil:

Audiit *Eurotas*, iussitque ediscere *Lauros*,

hat er aus eben der Ursache die Lorbeerbäume weg- gelassen, als welche sich nicht zu der Themse schickten, und dafür gesagt:

Thames heard the numbers, as he flow'd along,
And bade the *Willows* learn the moving song; ****)

das

*) Idyll. I. v. 1.
**) Past. IV. v. 1.
***) Past. II.
****) Past. IV. v. 14.

das ist:

Die Themse floß vorbey und hört ihn singen,
Und hieß die Wellen seine Lieder lernen.

Unser Schriftsteller glaubt aber, es sey eben so unschicklich, in dem Walde zu Windsor von dem brennenden Syrius, von köstlichen Weintrauben, von einer Rohrflöte, u. s. w. zu reden; welche Kritik aber einigen vielleicht allzu streng vorkommen dürfte. Eine Rohrflöte heißt im figürlichen Verstande nichts anders, als ein ländlicher Gesang.

Die Stellen, wo Pope den Theocrit oder Virgil nachgeahmt, verdienen nach unsers Verf. Meynung wenig Beyfall — „Ein Schäfer wünschet beym „Theocrit mit einer Zärtlichkeit des Ausdrucks, die „in einer wörtlichen Uebersetzung viel verlieren muß: „O könnte ich werden zur summenden Biene, in „deine Grotte fliegen, und mich in Epheu und „Farrenkraut verbergen, darauf du ruhest.*)„

Pope hat dieses Bild folgender gestalt verändert:

Oh! were I made by some transforming pow'r,
The captive bird, that sings within thy bow'r!
Then might my voice thy listning ear employ;
And I those Kisses, he receives, enjoy. **)

d. i.

O schaffte mich ein Gott zum Vogel um,
Der eingesperrt in deinem Kefich singt,
Damit mein Lied dein horchend Ohr vergnüge,
Und ich so oft, als er, geküsset würde.

Das erste Bild ziehet unser Verf. aus dreyen Ursachen dem letztern vor. Es hat das wilde und ungekünstelte Wesen des Schäferlebens, der Gedanke ist delicat und zugleich neu und ungemein — ob aber hiewider

*) Idyll. III. 12.

**) Past. II. 45.

hiewider zu Popens Vertheidigung gar nichts vorgebracht werden könnte, und ob überhaupt dieses und noch zwey andere kleine Exempel, die der Hr. Verf. anführet, hinreichen, alle Nachahmungen in Popens Schäfergedichten zu verurtheilen, erfordert eine Untersuchung, die uns zu weit führen würde. —

Ueberhaupt muß man zwar gestehen, Pope habe nicht viel neue ländliche Schilderungen; allein die Schäferpoesie bestehet nicht bloß in der Malerey schöner Landschaften; die ländlichen Sitten, und die feinen ungekünstelten Empfindungen haben eben so viel, wo nicht mehr Antheil an dieser Dichtungsart, und diese Vorzüge müssen Popens jugendlichen Schäfergedichten in einem merklichen Grade eingeräumet werden. Er hat seine Landschaften von andern geborgt; aber er hat Handlung, Schäferleben, sanfte Leidenschaften und feine Gesinnungen hinein gelegt, und ist dadurch beynahe ein Original worden.

Von der Ekloge, der Messias, urtheilet unser Verfasser, daß sie dem Pollio des Virgils weit vorzuziehen sey. Er vergleicht sie aber mit der Stelle aus dem Propheten Jesaias, welche Pope nachgeahmt hat, und findet, daß der engländische Dichter das Original zwar öfters verschönert, daß er aber nicht selten die Einfalt, Energie und Erhabenheit des heiligen Dichters durch allzu blühende Beywörter und unnützliche Umschreibungen geschwächt hat. Er schweifet zuletzt in eine kritische Betrachtung der angeführten Stelle des Propheten aus, womit er diesen Abschnitt beschließt.

Der zweete Abschnitt: Vom Windsor forest und den lyrischen Gedichten.

»Die

»Die malerische Poesie, sagt unser Kunstrichter, war »keinesweges Popens vorzügliches Talent. Dieses »Urtheil beweisen die wenigen Gemälde, die man in »dem Gedichte Windsor-Forest antrifft, welche nicht »eben so gut auf einen jeden andern Ort passen sollten. »Man findet allgemein ländliche Schilderungen, aber »keine Gemälde, die dem Walde zu Windsor eigen »wären — — Die Geschichte der Lodona ist in »dem ovidischen Geschmacke. Man wird aber wenig »Umstände darinn finden, welche nicht aus irgend ei»ner Verwandelung des Ovids geborgt seyn sollten. »Das Gemälde eines tugendhaften und gelehrten »Mannes in der Einsamkeit ist vortrefflich. Es ist »dem Dichter aus dem Herzen geflossen; denn er war »gleichsam in seinem Elemente, wenn er Wissenschaft »und Tugend zu rühmen hatte. Nirgend hat er »mehr poetische Begeisterung gezeigt, als da, wo er »von den Poeten redet, die sich an demselben Orte »aufgehalten haben, oder allda gestorben sind. Er »bricht in folgende Worte aus:

I seem through consacrated Walks to rove,
I hear soft Music die along the grove;
Led by the sound I roam from shade to shade,
By godlik poets venerable made *).

d. i.

Mich dünkt, ich wandle durch geweihte Hayne,
Und höre sanfte Töne langsam sterben.
Geführt vom Schall, durchirr' ich jeden Schatten,
Den heil'ge Dichter ehrfurchtsvoll gemacht, u. s. w.

»Die Gruppe der allegorischen Personen, fährt unser »Verf. fort, ist des Pinsels eines Rubens oder Ju»lius Romanus würdig, obgleich zu wünschen wäre,

*) v. 265.

»daß die Beywörter barbarische Zwietracht, tolle »Ehrsucht, und verhaßter Neid, nicht so allgemein »und unbestimmt, sondern eigenthümlicher und male»rischer seyn möchten.» Diesen Vorwurf, erinnert er, habe auch Virgil nicht selten verdienet; denn er begnügt sich mit den unbestimmten Beywörtern *ultrices* curae, *mortiferum* bellum, *mala* mentis gaudia, u. s. w. Endlich glaubt er im Virgil nirgend solche lebhafte und deutliche Bilder mit ihren eigenthümlichen Merkzeichen und Eigenschaften anzutreffen, als in folgenden Zeilen des Pope:

— *Envy* her own snakes shall feel, *)
And *Persecution* mourn his broken wheel;
There *faction* roar, *Rebellion* bite her chain
And gasping *furies* thirst for blood in vain.

Das ist:

— Den Neid zernagen eigne Schlangen;
Und die Verfolgung schleppt zerbrochne Räder;
Der Aufruhr brüllt, der Aufstand beißt in Ketten.
Von Blutdurst schnauben Furien, umsonst.

»Es ist ein großes und angenehmes Kunststück in der »malerischen Poesie, bemerket unser Kunstrichter, Sit»tenlehren und Sentenzen gleichsam unversehens und »durch eine Nebenbetrachtung an solchen Stellen an»zubringen, wo wir bloß angenehme Bilder vermuthet »haben.» Diese unerwarteten Betrachtungen erregen in uns, wie der Hr. Verf. an einem andern Orte erinnert, eben dasselbe Vergnügen, das wir empfinden, wenn wir durch einen Wald oder Hayn spatzieren, und plötzlich, indem sich der Weg herum lenkt, die Statue einer Tugend oder Muse erblicken. — Er sagt, Coopers-Hill habe vortreffliche Beyspiele von dieser Art gegeben;

*) v. 417.

gegeben; in Popens malerischen Gedichten aber, die er hier untersucht, habe er nicht so viel dergleichen Stellen gefunden, als man von einem Geiste, der zu moralischen Betrachtungen so sehr aufgelegt ist, vermuthen sollte. Wir wollen eins von den beyden Exempeln anführen, die er in seinem Dichter aufgesucht hat. »Nachdem Pope von der Hasenjagd geredet, »setzt er unmittelbar, recht in Denhams Geiste, hinzu:»

Beasts urg'd by us their fellow beasts pursue
And learn of man each other to undo. *)

Das ist:

Von uns gehetzt, verfolgt ein Thier das andre,
Und lernt vom Menschen Mitgeschöpfe morden.

Von den malerischen Beschreibungen der Natur kömmt unser Verf. auf Miltons jugendliche Gedichte, beurtheilet desselben Ode auf die Geburt Christi, findet überhaupt in Miltons vermischten Gedichten, die er in seiner Jugend ausgearbeitet, und besonders in dessen Allegorie, Il Pensoroso, und in der angeführten Geburt Christi mehr Kennzeichen eines künftigen großen Genies, als in Popens jugendlichen Gedichten, obgleich diese weit correcter sind — Hierauf schweift er in ein Lob der thomsonschen Jahrzeiten aus, das er mit folgender Betrachtung beschließt: »Pope scheinet geglaubt zu haben, die malerische Poesie sey so etwas ungereimtes, als eine Mahlzeit von lauter Brühen, und ich kenne verschiedene »andere Personen, die eben so verächtlich davon urtheilen; allein diese mögen bedenken, daß in einer »der Poesie verschwisterten Kunst die Landschaftsmalerey nach der Historienmalerey den nächsten Rang

*) v. 124.

»behauptet; und den einzelnen Portraits, den Stücken »aus dem niedrigen Leben, den drollichten Figuren, den »Frucht- und Blumenstücken weit vorgezogen wird; »daß Titian es für sein Genie nicht zu klein geachtet, »viel Zeit auf diese Gattung zu wenden, und daß sie »nach eben den Grundsätzen, nach welchen sie Thom- »son verurtheilen, auch Virgils Gedichte vom Land- »bau, und den größten Theil des alleredelsten maleri- »schen Gedichts, ich meyne den Lucrez, verurtheilen »müssen.» Ohne uns eigentlich wider die malerische Poesie zu erklären, glauben wir, daß die Gründe unsers Verf. nichts beweisen. Der Pinsel ist unstreitig weit glücklicher in der Vorstellung der Aussichten und Gegenden der Natur, als die Sprache. Die sichtbaren Gegenstände, welche bloß durch Ebenmaaß und Farben entzücken sollen, werden am lebhaftesten durch Farben und Ebenmaaß vorgestellt, da man sich in einer Beschreibung öfters ziemlich anstrengen muß, um sich durch die Association der Begriffe der beschriebenen Gegenstände mit ihren Farben und Verhältnißgrößen zu erinnern. Zudem ergetzen die schönen Landschaften mehrentheils im Ganzen, und verlieren ihre Annehmlichkeit, wenn sie durch Hülfe der Wörter nach und nach der Einbildungskraft vorgestellet werden. So verschwistert die Dichtkunst und die Malerey sind; so hat doch eine jede Kunst ihre angewiesene Grenzen, die durch das Werkzeug der Sinne, für welches sie arbeiten, bestimmt werden. Virgils Landbau und Lukrezens Natur der Dinge scheinen uns von Thomsons Jahrzeiten wesentlich unterschieden zu seyn. Die Römer wollen eigentlich unterrichten, und malen nur zur Veränderung; der Engländer

der hingegen hat keine andre Absicht, als zu malen. —

Unser Verf. kömmt hierauf zu Popens lyrischen Gedichten, und führet bey dieser Gelegenheit in einer Note eine Strophe aus einem unbekannt gewordenen Gedichte von Dryden auf die Musik an, die wir ihrer vorzüglichen Schönheit halber hieher setzen wollen:

What passion cannot music raise and quell!
When Jubal struck the corded shell,
His list'ning brethren stood around,
And wond'ring on their faces fell,
To worship that celestial sound;
Less than a God they thought there could not dwell,
Within the hollow of that shell,
That spoke so sweetly and so well.
What passion cannot music raise and quell!

Das ist:

Wie mächtig kann die Tonkunst das Gemüth bewegen!
Als Jubals Saytenspiel erklang,
Da horchten um ihn seine Brüder,
Und fielen auf ihr Antlitz nieder,
Vor diesem himmlischen Gesang;
Ein Gott, so dachten sie, muß sich hierinnen regen;
Denn sieh! das Zauberwerk ist hohl,
Das so begeisternd sprach, so wohl.
Wie mächtig kann die Tonkunst das Gemüth bewegen!

»Dieses ist ein so vollständiges und angenehmes Su»jet zu einem historischen Gemälde, setzet der Kunst»richter hinzu, daß ich einen Mann von gutem Ge»schmacke kenne, der entschlossen war, es malen zu las»sen, wenn er einen tüchtigen Künstler dazu gefunden »hätte. Der Maler, sagte er, würde nichts zu thun »haben, als die Worte in Farben zu verwandeln, denn »das Dessein ist völlig dazu angelegt. — — Der

»Leser wird ohne Zweifel bemerken, was die Wieder»holung des ersten Verses für eine gute Wirkung ha»be; wie nicht weniger, die Schönheit der natürlichen »Wendung, daß die unerfahrnen Zuhörer sich einbil»den, es sey ein Gott in dem musikalischen Instru»mente verborgen.» Drydens Alexander's Feast hält er für das vortrefflichste unter den neuern lyrischen Gedichten, und räumt der popischen Ode auf die Musik die zwote Stelle nach diesem Gedichte ein, propior tamen primo quam tertio, wie er nach dem Quintilian hinzusetzt.

Die erste Strophe, bemerkt er, macht ein vollkommenes Concert aus. Der Anfang der zwoten Strophe ist etwas platt, und nicht so gut als das Ende derselben. In der dritten ist der begeisternde Gesang des Orpheus zu den Argonauten vortrefflich gewählt. »Jedermann, der den Gesang hörte, ward »ein Held, und

Each Chief his seven-fold shield display'd
And half unsheath'd the shining blade.

Das ist:

Ein jeder Führer zeigt sein siebenfaches Schild,
Und zückt sein blitzend Schwerdt zur Hälfte aus der Scheide.

Diese lebhafte Beschreibung, sagt unser Kunstrichter, kömmt dennoch der Gewalt und dem Nachdrucke nicht bey, welchen Dryden dem Gesange seines griechischen Virtuosen zuschreibt. »Denn als Timotheus Ra»che ausruft, die Furien heraufsteigen läßt, und alle »die Geister von erschlagenen Griechen, die unbegra»ben, unrühmlich und vergessen herum liegen, den Au»gen des Alexanders vorstellet, wie ein jeder eine Fackel »schwingt,

»schwingt, auf die feindlichen Tempel der Perser zeigt, »und ihren Fürsten zur Rache auffordert; so springt »er plötzlich von seinem Throne auf,

— Seiz'd a flambeau with zeal to destroy,
— ergreift die Fackel, jähling zu verwüsten,

»Thais und die übrigen Fürsten, die um ihn sind, ei»len mit ihm fort, die Stadt in Brand zu setzen. — »

In der vierten Strophe, fährt der Verf. fort, ist die Ankunft des Orpheus in der Hölle vortrefflich angebracht, die Beschreibung der unterirdischen Gegenden sehr wohl ausgeführt, und die Wirkung der Leyer auf die Einwohner der Hölle überaus zierlich aus dem vierten Buche von Virgils Ackerbau übersetzt, und nach dem Gegenstande des Gedichts eingerichtet, den der Dichter hier behandelt. Der flehende Gesang beym Eingange der fünften Strophe ist ungemein pathetisch, besonders da, wo er die unterirdischen Geister beschwöret:

By the heroes armed shades
Glittering through the gloomy glades,
By the youths that dy'd for love
Wandring in the myrtle grove;

Das ist:

Bey Heldenschatten, die bewaffnet
Dort in dem düstern Durchgang glänzen,
Bey jedem Jüngling, der für Liebe starb
Und hier im Myrthenhayne wandelt.

Diese Bilder, sagt unser Verf., sind malerisch und der Sache angemessen; der Schluß von dieser Strophe aber hat einen so possierlichen und lächerlichen Numerus, daß er, wie der Kunstrichter bemerket, einem hudibrastischen Liede ähnlich sieht:

 Thus

Thus song could prevail
O'er death and o'er hell,
A conquest how hard and how glorious!
Tho' fate had fast bound her
With Styx nine times round her,
Yet music and love are victorious.

Wir wollen uns bemühen, die Poßierlichkeit des Numerus, die unser Kunstrichter in diesen Zeilen bemerkt, in der deutschen Uebersetzung einiger maßen nachzuahmen, aber nur einiger maßen.

So kams, ein Liedlein kriegte
Mit Tod und Höll' und siegte.
O was verdient der schwere Sieg für Lob!
Das Schicksal hatte sie gebunden,
Und neunmal mit Styxen umwunden;
Doch siegten Harmonie und Liebe ob.

Eben dasselbe Sylbenmaaß, bemerkt unser Kunstrichter, hat Addison gebraucht, bey dem komischen Charakter des Sir Trusty, mit welchem er seine Oper Rosamond so sehr verunstaltet. Nach Addisons Gehör also zu urtheilen, ist dieser Numerus geschickt, etwas niedriges und poßierliches auszudrücken, und Pope hat einen freudigen Triumph dadurch nachzuahmen geglaubt.

Die sechste Strophe ist gleichfalls eine Nachahmung des Virgils. Der Dichter beschreibet darinnen den Zustand des Orpheus, nachdem er seine Eurydice zum zweyten male verlohren. Indessen erinnert unser Verfasser, daß Pope einige von den vortrefflichsten Zügen in dieser Episode übergangen, und daß besonders die Oerter und Gegenden, in welchen Pope seinen Orpheus klagen läßt, nicht so wild, nicht so traurig, und nicht so öde wären, als diejenigen,

gen, deren Virgil erwähnet. Orpheus Tod ist zwar am Ende der Strophe mit einer odenmäßigen Kürze, und durch einen unvermutheten Schwung ausgedruckt:

Hark! Haemus resounds with the Bacchanal's cries,
Ah! see he dies!
Yet ev'n in death Eurydice he *sung*.

Das ist:

Hört, Hört! vom Hämus her erschallt ein wild Geschrey,
Ach! sieh! er stirbt:
Doch sterbend singt er noch, Euridice.

Jedoch Virgil sagt statt sung, vocabat, welches weit natürlicher und zärtlicher ist, und setzet ein rührendes Beywort hinzu, *miseram* Euridicen.

Im Anfange vor der letzten Strophe scheinet der Dichter bloß den Innhalt der zwoten Strophe zu wiederholen. Unser Kunstrichter hält dieses für eine tadelhafte Tautologie, besonders da folgende Zeilen, in welchen die Gewalt der Musik beschrieben wird:

Music the fiercest grief can charm,
And fate's severest rage disarm;
Music can soften pain to ease,
And make despair and madness please.

Das ist:

Die Tonkunst lindert herben Gram,
Bezähmt des Schicksals strengste Wut,
Versüßet Schmerz und Raserey,
Und macht Verzweiflung angenehm;

weit schwächer sind, als eben dieselbe Beschreibung in der zwoten Strophe, in welcher die Gemüthsbeschaffenheiten alle personificirt werden:

Melan-

Melancholy lifts her head,
Morpheus rouses from his bed,
Sloth unfolds her arms and wakes,
List'ning envy drops her snakes;
Intestine war no more our passions wage,
And giddy factions hear away their rage.

Das ist:

Die Schwermuth hebt ihr Haupt empor,
Und Morpheus steht vom Lager auf,
Die Trägheit dehnt sich aus und wacht.
Dem Neid entsinken seine Schlangen;
Kein innerer Zwist entsteht aus Leidenschaften mehr,
Und wilde Meuterey verhöret ihre Wut.

Der Verfasser betrachtet hierauf in einer Digression die Natur der Oden. Er behauptet, die Neuern hätten in keiner Dichtungsart mit schlechterm Erfolg gearbeitet, als in der Ode, und würden auch von den Alten darinnen am meisten übertroffen. Dieses schreibet er dem Uebellaute und der Rauhigkeit der neuern Sprachen zu. Diejenigen lebendigen Sprachen, welche der lateinischen am nächsten verwandt sind, hält er für die wohlklingendsten. Der lateinischen Sprache aber selbst zieht er mit dem Quintilian die griechische vor. Tanto est sermo graecus, sagt dieser, latino jucundior, ut nostri poëtae, quoties dulce carmen esse voluerant, illorum id nominibus exornent. Hierauf handelt unser Verfasser von dem Charakter der Oden des Petrarchs, Metastasio, Boileau, (in dessen Ode auf Namur er Schwulst, prosaische und kindische Stellen findet,) Malherbe, Lamotte, Rousseau, und Voltaire, dessen beyde Oden an den König von Preussen, und auf Maupertuis Reise nach Norden, sich ihm über die correcte Mittelmäßigkeit der gewöhn=

gewöhnlichen französischen Oden, zu erheben scheinen. Endlich preiset er einige Oden von Akenside und von Gilbert West mit großen Lobsprüchen an, welche man in Dodsley's Miscellanies findet, und kehrt zu den übrigen lyrischen Gedichten seines Pope zurück.

Die beyden Chöre in Lord Buckinghams Brutus nach dem Shakespear, welche Pope verfertigt hat, sind überaus schön und wohlklingend. Der Verfasser bemerkt aber eben den Fehler darinnen, den Aristoteles schon an einigen Chören des Euripides getadelt hat, daß sie nämlich mit dem Inhalte des Stücks gar nicht zusammen hängen, und nichts zur Handlung beytragen. Das Chor, sagt Aristoteles, muß ein Theil, ein Glied des ganzen Stücks seyn, und die Handlung befördern helfen. Bey dieser Gelegenheit weicht der Verfasser in eine Beurtheilung der Chöre des Sophokles und Euripides aus, und führt zum Beschlusse eine vortreffliche Stelle aus dem Pater Brumoy an, in welcher die Vortheile und Unbequemlichkeiten der Chöre gezeigt werden.

Die Ode über die Einsamkeit, welche in Popens Schriften unmittelbar auf den Chören folgt, ist die erste poetische Ausarbeitung dieses Dichters. Er hatte noch nicht zwölf Jahre erreicht, als er dieses Gedicht verfertigte. Die ersten Squizzen eines solchen Künstlers, sagt unser Verfasser, verdienen unsere ganze Aufmerksamkeit. Er findet in diesem Gedichte merkliche Proben von der Neigung zur Spekulation und zu moralischen Betrachtungen, welche sich nachher in dem Geiste des Dichters mehr entwickelt, und zum unterscheidenden Charakter seiner Gedichte geworden sind. Hiervon nimmt er Gelegenheit zu einer abermaligen

Digreßion, und erzehlet einige merkwürdige Umstände von Popens Leben, und von seiner frühzeitigen Fertigkeit zu dichten. Er beschließt diese biographische Nachrichten mit einer Stelle aus dem Quintilian, in welcher dieser unvergleichliche Kunstrichter von einem jungen Künstler, zum Kennzeichen des Genies, mehr uncorrecte Erfindsamkeit, als phlegmatische Richtigkeit fordert. »Ob Quintilian, setzt unser Verfasser hinzu, Popens frühzeitige Stücke nicht „für allzu rein, allzu correct, und allzu sehr ausgearbeitet gehalten, und was er daraus für Folgerungen „gezogen haben würde, mag ich hier nicht weiter untersuchen.„ Hierauf erzehlet der Verfasser die Geschichte des A. Caraccio und seiner beyden Schüler Domenicchino und Guido Reni, die unsere Leser oben in der Abhandlung des Abts du Bos vom Genie werden gefunden haben.

Das letzte Gedicht, das zu diesem Abschnitte gehört, ist die Ode mit der Ueberschrift, der sterbende Christ an seine Seele, welches Pope auf Steelens Ansuchen zur Nachahmung des bekannten Liedgens, (der Verfasser sagt Sonnets,) vom Hadrian, an seinen abscheidenden Geist, verfertigt hat. Der Dichter war der Meynung gewesen, die verkleinernden Beywörter, vagula, blandula, welche in dem Liedgen vorkommen, bedeuteten vielmehr Wehmuth und Zärtlichkeit, als Leichtsinn und Gleichgültigkeit, und daher war er von seinem Freunde um eine Nachahmung ersucht worden. Wir wollen das kleine Gedicht sammt einer etwas freyen Uebersetzung ganz hersetzen.

The

The dying Christian to his soul.

Ode.

I.

Vital Spark of heav'nly flame:
Quit, o quit this mortal frame:
Trembling, hoping, ling'ring, flying,
Oh the pain, the bliss of dying!
Cease, sound nature, cease the Strife,
Let me languish into life.

II.

Hark! they wisper, Angels say,
Sister spirit, come away.
What is this absorbs me quite?
Steals my senses, shuts my sight,
Drowns my spirit, draws my breath?
Tell me, my soul, can this be death?

III.

The world recedes, it disappears!
Heav'n opens on my eyes! my ears
With sounds seraphic ring:
Lend, lend your wings! I mount! I fly!
O Grave! where is thy Victory?
O Death! where is thy sting?

I.

Hauch Gottes! Der du in mir lebest,
Verlaß, verlaß, das sterbliche Gebein!
Du fliegest, säumest, hoffest, bebest,
Und fühlst des Todes Seligkeit und Pein.
Hör auf, Natur! zu widerstehen,
Laß mich ins Leben übergehen.

II.

Horch! Engel lispeln, komm von hinnen,
Wohlan! o Schwester! zögre nicht.
Was raubt mir plötzlich meine Sinnen?
In welche Nacht sinkt mein Gesicht?

Der

Der Puls hört auf; ich athme tief mit Noth;
O meine Seele! sprich, heißt das der Tod?

III.

Die Welt verschwindet tief ins Leere!
Der Himmel öffnet sich, ich höre
Das göttliche Gebot:
Empfangt ihn an der ewgen Schwelle!
Wo ist nunmehr dein Sieg? o Hölle!
Wo ist dein Stachel? Tod!

Unser Kunstrichter bemerkt, Pope habe diese Ode weniger dem Liedgen des Hadrians zu verdanken, als einer Ode eines alten unbekannten englischen Reimers, der zu Zeiten Carls des Zweyten gelebt, und Flatman geheißen. Nicht nur die Gedanken, sondern auch die Worte und Bilder sind in beyden Dichtern eben dieselben, und da die letztern keine unmittelbare sinnliche Empfindungen sind, die in alle Menschen einen ähnlichen Eindruck machen; so ist es nicht wahrscheinlich, daß beyde Dichter sollten von selbst darauf gekommen seyn. »Es kann indessen seyn, setzt er hin»zu, und dieses Urtheil scheinet uns am natürlich»sten, daß Pope ohne Vorsatz auf die Gedanken des »Flatman gefallen, den er vielleicht vor langer »Zeit einmal gelesen haben mag, (denn er hat die »schlechtesten Dichter gelesen, wie unser Kunstrichter «bemerkt, und Gold aus ihrem Kothe hervorgesucht,) «und er hat sie angenommen, ohne zu wissen, daß sie »einem andern zugehören.» Daß dieses möglich sey, beweiset er aus verschiedenen merkwürdigen Beyspielen, und führt zuletzt auch verschiedene Stellen aus dem Pope an, davon einige Kunstrichter bemerkt haben, sie wären von andern entlehnt. Er spricht indessen seinen

seinen Dichter von aller Beschuldigung eines gelehrten Diebstahls frey, und wendet auf ihn die Worte an, welche Dryden mit weniger Recht von einem andern gesagt hatte: »Wenn er von einem Dichter etwas »nimmt, so nimmt ers als König; was bey einem »andern Diebstahl seyn würde, ist bey ihm Sieg.« Man hat auch den Boileau einst des gelehrten Diebstahls beschuldigen wollen; allein Pope und Boileau hätten mit dem Virgil, dem man vorgeworfen, er habe seine beste Sache aus dem Homer genommen, antworten können, cur non illi quoque eadem facta tentarent? Verum intellecturos, facilius esse Herculi clavum, quam Homero versum surripere.*)

Der dritte Abschnitt enthält Anmerkungen über Popens Essay on Criticism. Diese hat er in ein und funfzig Artikel eingetheilt, und sie machen das stärkste Capitel im ganzen Werke aus. Wir müssen gestehen, daß viele von diesen Artikeln nicht so wichtig sind, als man sich von der kritischen Einsicht und Belesenheit unsers Verfassers versprechen sollte. Sie hätten vielleicht ohne sonderlichen Verlust für den Leser um den vierten Theil abgekürzt werden können. Eine Art von Einleitung aber, die der Herr Verfasser voransetzt, hat uns desto wichtiger geschienen. Wir wollen einige Stellen daraus anführen.

»Der Verfasser hält den Versuch über die Kritik »für ein Meisterstück in seiner Art, indem die Regeln „und Gesetze so vortrefflich zusammen hängen, daß „ein Ganzes daraus geworden ist. Nicht nur lucidus „ordo herrscht darinnen; sondern man findet in einer „so

*) DONAT. Ed. Ultraject. 1704. 17.

„so oft bearbeiteten Materie neue Gesetze und Bemer-
„kungen, und die alten sehr wohl erläutert, und glück-
„lich angewendet. —— Man muß erstaunen, so viel
„Kenntniß der Welt, eine so reife Beurtheilungskraft,
„und eine solche Einsicht in das menschliche Herz, bey
„einem jungen Schriftsteller anzutreffen, der wie Po-
„pe, als er diesen Versuch geschrieben, noch nicht
„zwanzig Jahre erreicht hatte. Man pflegt sonst nie-
„mals ohne Ausübung und Erfahrung in irgend einer
„Kunst einen richtigen und ausgebildeten Geschmack
„zu erlangen. Allein ein lauterer Verstand und ei-
„ne große Scharfsinnigkeit waren die charakterisi-
„renden Eigenschaften dieses Autors, und die herrschen-
„den Vollkommenheiten entwickeln sich iederzeit am
„früheſten.»

Nachdem der Verfasser die Stelle aus dem du Bos angeführt, worinn gezeigt wird, daß Virgil, Horaz, Racine, Corneille und Raphael schon mehr als dreyßig Jahre hatten, als sie ihre besten Stücke verfertiget, setzt er hinzu, daß Shakespear seinen Lear, Milton sein verlohrnes Paradies, Spencer seine Feenköniginn, und Dryden seine Ode auf die Musik in eben demselben Alter geschrieben. Hieraus folgert er, daß wenig Dichter so früh ihre völlige Reife erlangen, als Pope, welcher der Vorschrift des Horaz sehr genau nachgekommen ist:

Multa tulit fecitque *puer*, sudavit & alsit,
Abstinuitque venere & vino.

Unter andern Umständen, denen Pope die frühzeitige Reife seiner Seele zu verdanken hatte, erwähnt der Verfasser auch seine häßliche Leibesgestalt. »Ein »großer Kenner des menschlichen Herzens und der »geheimen

„geheimen Triebfedern der Handlungen, sagt er, hat „mit vieler Einsicht bemerkt, *) man habe die Häß„lichkeit nicht so wohl als ein Zeichen, welches öfters „trüget, sondern als eine Ursache anzusehen, die sel„ten ihrer Wirkung verfehlt. Wer so etwas an sich „hat, das ihm Verachtung zuziehen kann, der wird „sich selbst unermüdet anspornen, der gefürchteten Ge„ringschätzung zu entkommen.„ Es ist nicht unwahrscheinlich, setzt der Verfasser hinzu, daß dieser Umstand unsern Dichter angetrieben, seine Kräfte zu verdoppeln, um sich hervorzuthun, und in Ansehen zu setzen. Wer von der menschlichen Natur einige Kenntniß hat, der wird gestehen, daß öfters die niedrigsten und unerheblichsten Ursachen zu einem so vortrefflichen Endzweck, als die Begierde zur Vollkommenheit ist, das Ihrige beytragen können. — —

Unserm Schriftsteller soll versichert worden seyn, daß Pope sein Essay on Criticism anfänglich in Prosa abgefaßt, und hernach in Reime gebracht haben soll, welches aber fast unglaublich scheint. Er kann wohl, wie es Racine, nach dem Berichte unsers Verfassers, mit seinen Trauerspielen gemacht, den Hauptinhalt des ganzen Werks vorher überdacht, und die Folge der Gedanken ungefähr festgesetzt haben; alles aber vorher in Prosa aufzusetzen, wäre vielleicht eben so unnützlich als mühselig gewesen. Vida selbst redet in der von dem Verfasser angeführten Stelle von nichts als von der Anlegung des Plans, und von der Disposition der Theile überhaupt, welches in solchen poetischen Ausarbeitungen, in welchen sich die Theile

*) BACON's Essays 44.

auf einander so wohl, als auf das Ganze beziehen, freylich vorher wohl überlegt werden muß. — —

Wir kommen zu den Anmerkungen unsers Kunstrichters über einzelne Stellen aus dem Criticism, von welchen wir unsern Lesern einige zur Probe mittheilen, und mit folgenden vortrefflichen Zeilen den Anfang machen wollen:

Art. 5. In the soul while *memory* prevails,
The solid pow'r of *understanding* fails.
Where beams of bright imagination play,
The memory's soft figures melt away. (v. 56.)

Das ist:

Wenn das Gedächtniß in der Seele herrscht;
So fehlt die Kraft des gründlichen Verstandes,
Und spielt der rege Strahl der Phantasey,
So schmilzt der weiche Eindruck leicht hinweg.

Man wird kaum eine Metapher finden, sagt unser Kunstrichter, die richtiger angewendet, oder zierlicher ausgedruckt wäre, als diese, durch welche der Dichter die Wirkungen einer erhitzten Einbildungskraft ausdrückt. — Die Erfahrung, fährt er fort, bestätigt die Bemerkung unsers Dichters, indem man diese drey großen Eigenschaften der Seele selten in einer Person vereinigt findet. — Baco theilet die menschlichen Genies in zwo Classen ein. »Einige besitzen einen tro»ckenen und deutlichen Verstand, eine kalte Einbil»dungskraft und die Gabe sich anzustrengen. Diese »bemerken leicht die Verschiedenheiten der Dinge, sind »in Controversien Meister, und können vortrefflich »disputiren. Dergleichen Köpfe sind gemein. Zur »zwoten Classe aber gehören diejenigen, welche eine »feurige Einbildungskraft, erhabene Gedanken und eine

»weit-

»weitläuftige Wissenschaft besitzen. Diese können die »Aehnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen; Sie »werden Dichter, Schöpfer in den Wissenschaften, »Erfinder in den Künsten, und bringen allenthalben, »wo sie ihren Blick hinwerfen, ein neues Licht her»vor: *)

Art. 16. So pleas'd at first the towring Alps we try,
Mount o'er the vales, and seem to tread the sky,
Th' eternal snows appear already past,
And the first clouds, and mountains seem the last;
But those attain'd, we tremble to survey,
The growing labours of the longthen'd way;
Th' increasing prospect tires our wand'ring eyes,
Hills peep o'er hills, and Alps, on Alps arise.
(v. 225.)

Das ist:

So reizen Anfangs hochgethürmte Alpen;
Man wagts, und glaubt iezt Himmelan zu steigen.
Uns dünkt, der ew'ge Schnee sey nun vorüber,
Dort sey der letzte Berg, die letzte Wolke.
Man klimmt hinauf; und neue Arbeit, neue Reisen,
Entwölken sich dem schwindelnden Gesicht.
Das müde Aug durchirrt die grause Ferne,
Sieht Berg auf Berg gethürmt, auf Alpen, Alpen.

»Diese Vergleichung, sagt der Kunstrichter, wird »gemeiniglich als ein Exempel von einer starken Ein»bildungskraft angeführt. Allein die Bilder schei»nen zu allgemein, zu unbestimmt zu seyn, und der »letzte Vers giebt der Seele kein neues Bild.» Vielleicht ist der Verfasser allzu sehr von seinem festgesetzten Grundsatze eingenommen, keine schöpferische Bilder im Pope zu suchen. Indessen zieht er dieser

*) Nov. Orig. pag. 40.

Vergleichung ein Gemälde aus dem Shaftesbury vor, welches allzu schön ist, als daß wir es übergehen können. Der Lord vergleicht, so wie Pope in den angeführten Zeilen, den Fortgang in den Wissenschaften mit einer Reise über ein hohes Gebirge. »Am Fuße »des Berges, sagt er, ragen einige Hügel aus dem »felsichten Boden hervor, und legen einen anständigen »Grund, für die schwere Last, die darauf ruhet, wo »ungeheuere Felsen auf einander gethürmet liegen, und »das hohe Gewölbe des Himmels zu stützen scheinen. »Der arme Mensch wandelt mit wankenden Schrit»ten auf dem engen Rande des gähen Absturzes. Mit «Schaudern und Schwindel sieht er unter sich, und »trauet dem Boden nicht, der ihn trägt, da er indessen »von unten das hohle Rauschen der Ströme ver»nimmt, von oben die Ruinen der herüber hangenden »Felsen erblickt, und die umgestürzten Bäume, die »mit ihren Wurzeln aufwärts gekehrt sind, mehrere »Ruinen nach sich zu ziehen drohen.» *)

Art. 31. If wit so much from ign'rance undergo.
(v. 508.)

Wenn die Unwissenheit den Witz so plaget.

»Die Ungemächlichkeiten, welche den Witz zu beglei»ten pflegen, sind in diesen vortrefflichen Zeilen sehr »wohl aus einander gesetzt. Die Dichter, welche sich »für sehr bekannt und bewundert halten, werden »öfters sehr gedemüthiget. Boileau gieng eines »Tages seine Pension zu holen. Der Rentmeister »las folgende Worte in dem Patente: »Wir be»willigen dem Boileau diesen Gehalt, wegen der Zu»friedenheit, die wir über seine Werke empfunden,» »und

*) The moralists Characteristics Vol. II. pag. 253.

»und fragte ihn, von was für Art denn seine Werke »wären? »Es sind Gebäude, antwortete der Dichter, »ich bin ein Baumeister.„ Racine hielt die Lobeser»hebungen der Unwissenden für die vornehmsten Quel»len des Mißvergnügens, und pflegte zu erzehlen, »daß eine alte Magistratsperson, die niemals das »Theater besucht hatte, eines Tages mit in die Komö»die genommen ward, und seine Andromacha auf»führen sahe. Der Rathsherr war sehr aufmerk»sam auf das Trauerspiel, auf welches das Lustspiel »les Plaideurs folgte. Im herausgehen sagte er zu »dem Dichter: »Ihr Trauerspiel, mein Herr! hat »mir außerordentlich gefallen: mich wundert nur, »daß es sich so lustig endiget: J' avois d'abord eu „quelque envie de pleurer, mais la vûe des petits „chiens m'a fait rire.„

Art. 33. When love was all an easy monarch's care,
Seldom at Council, never in a war.
(v. 537.)

Das ist:

Ein König, der für nichts, als Liebe sorgte,
Im Rathe selten war, und nie zu Felde.

»Man hält durchgehends die Regierung Carls II. »sagt der Verfasser, für die Zeiten des Augustus in »England, aber ohne Grund. Man legte sich damals »auf nichts, als auf die Art von Witz, den sie Sheer»wit nannten. Man sagt, Rochester habe sich nicht »vorstellen können, daß es einen bessern Dichter gebe, »als Cowley. Der König führte beständig den Hu»dibras an. Die Vernachläßigung eines solchen »Gedichts, als das verlohrne Paradies, wird ein »ewiges Monument von dem schlechten Geschmacke »der damaligen Zeiten bleiben. — Unser prosai»scher

»scher Styl fieng sich damals erst an zu bilden, ob»gleich die Sprache des Hobbes schon rein genug ist. »Dieser Weltweise, und nicht der blühende Spratt, »war der klaßische Schriftsteller dieser Zeiten.»

Art. 38. Horace still charms with graceful negligence,
And without method talks us into sense.
(v. 654.)

Das ist:

Horazens schöne Unordnung gefällt,
Und bringt uns ohne Zwang die Lehren bey.

»Daß in Horazens Briefe an die Pisones wirklich ei»ne Methode anzutreffen sey, hat letztlich ein Schrift»steller *) deutlich gezeigt. Es ist aber ungegrün»det, daß dieser Brief eine vollständige Dichtkunst »enthalten sollte; denn er schränkt sich bloß auf den »Zustand, und auf die Fehler der römischen Schau»bühne ein. — — Ein anderer eben so gemeiner »Fehler scheinet es zu seyn, wenn man glaubt, das »Erhabene sey der Unterscheidungs-Charakter des »Horaz. Die wenigen erhabenen Züge, die wir bey »ihm finden, sind aus dem Pindar, und vermuth»lich aus dem Alcäus entlehnt. Seine Vorzüge »sind auserlesene Beobachtungen über das menschli»liche Leben, und eine delicate und höfliche Züchtigung »der menschlichen Schwachheiten. Man merkt in »allen seinen Schriften seine Neigung zu moralischen »Betrachtungen. Der Verfasser der Briefe ist auch »in den Oden zu erkennen. Nicht die Erhabenheit, »die Eleganz war sein großer Unterscheidungs-Cha»rakter, u. s. w.» Dieses Urtheil über den Horaz ist im Monthly Review **) so gründlich widerlegt worden,

*) Herr Hurd. **) For July 1756. S. 58.

den, daß wir uns nicht enthalten können, die Gegengründe dieser einsichtsvollen Journalisten anzuführen. „Es ist wahr, sagen sie, Horaz besitzt die Eleganz „in einem vorzüglichen Grade, und verschiedene von „seinen Oden sind moralisch und satyrisch; kann er „aber nicht deswegen immer noch erhaben seyn? Was „wollen wir denn aus dem Pindar machen, dessen „Oden voller Sittensprüche sind? — Und warum „muß Horaz seine wenige erhabene Züge vom „Pindar und Alcäus geborgt haben? Da der „Kunstrichter nicht bestimmen kann, was der Römer „von dem lesbischen Dichter entlehnet hat; so hätte er „ihn dessen gar nicht beschuldigen sollen. Die alten „Scholiasten erwähnen nur zwo Zeilen, die Horaz „aus dem Alcäus übersetzt haben soll. Wären ihrer „mehr gewesen; so würden diese Gelehrten die Gelegenheit gewiß nicht haben vorbeygehen lassen, ihre Belesenheit zu zeigen. — Mit dem thebanischen Dichter ist Horaz zwar etwas freyer umgegangen; allein wie viel Nachahmungen haben denn „die Kritiker in dem römischen Dichter finden können, „so sehr sie auch nachgesucht haben? —„ Sie glauben, und vielleicht mit Recht, daß die Ode: Pindarum quisquis studet aemulari, beweise, Horaz habe so erhaben seyn können, als Pindar, und verlangen, der Kunstrichter solle ihnen eine pindarische Ode zeigen, welche den folgenden Oden des Horaz vorzuziehen wäre, nämlich der 15, 35, 37 des ersten Buchs, der 1, 13, und 19 des zweyten Buchs, und vornehmlich der 1, 3, 4, dem Charakter des Regulus in der 5ten, und der 25ten Ode des dritten Buchs; der 4, 9, und 14ten des vierten Buchs, ohne einiger

von den Epoden zu gedenken. — Unser Verf. scheinet nur kühne Metaphern und Bilder einer überaus erhitzten Einbildungskraft für erhaben zu halten, weshalb er mit seinem Lobe so sehr sparsam ist; allein die mehresten Kunstrichter nehmen dieses Wort in einer etwas weitern Bedeutung, und sie haben die Autorität des **Longins** auf ihrer Seite.

E.

(Der Beschluß folgt künftig.)



VII.

Vermischte kritische und satirische Schriften, nebst einigen Oden auf gegenwärtige Zeiten, herausgegeben von Joh. Jak. Dusch, der Alton. Christian. Akad. Prof. der schönen Wissenschaften. Altona bey David Iversen 1758, 303 Seiten in Octav, ohne die Vorrede.

Der größte Theil dieses Bandes ist wider Schriftsteller gerichtet, von denen die Herren Verfasser, obgleich ohne allen Grund glauben, daß wir mit denselben in einer besondern Verbindung ständen; wir werden also davon ganz stille schweigen, theils gehen uns die darinn erregten Streitigkeiten gar nichts an, theils, wenn wir unsere wahre Meinung davon sagen sollten, so würde man nicht ermangeln, uns für partheyisch zu erklären. Diejenigen, die es angehet, mögen sich vertheidigen, wenn sie es für nöthig finden.

Der Hr. Prof. Dusch berichtet in der Vorrede, daß nur drey Stücke in dieser Sammlung von ihm selbst,

selbst, die übrigen aber von einem ungenannten Freunde herrühren. Wir glauben Ihm dieses gern auf Sein Wort; denn man bemerkt in den Stücken des Ungenannten eine nicht selten mit etwas Ungezogenheit vermischte Seichtigkeit, die man unmöglich dem Hrn. Prof. zutrauen kann.

Der Hr. Prof. hat sich in der Vorrede, wegen einiger von uns in dem ersten und dritten von seinen **drey Gedichten** getadelten Stellen vertheidiget; dieses ist uns sehr angenehm: denn, wenn dieser Streit von einiger Wichtigkeit wäre, so hat das Publicum nunmehr den andern Theil auch gehöret, und kann also desto sicherer urtheilen. Da Er aber sich die Mühe gegeben hat, unserer Unwissenheit zu gute, eine gewisse Gegend in Kupfer stechen zu lassen, so wünschten wir wirklich, daß er einen Kupferstecher oder Zeichner gefunden hätte, der im Stande gewesen wäre, eine vernünftige Landschaft zu zeichnen, damit dieser Kupferstich, der uns nicht sonderlich unterrichtet hat, Seinem Buche wenigstens zur Zierde gereichen möchte.

Ueber die Partheylichkeit, die uns in dieser Vorrede vorgeworfen wird, kann das unpartheyische Publicum am besten urtheilen. Denn man urtheilet nicht mit kaltem Blute, wenn, wie in dieser Vorrede sehr merklich geschehen ist, sich etwas Unwillen in den Vortrag mischet. Allenfalls wollten wir uns lieber nachsagen lassen, daß wir für große Dichter, wie Uz und Lessing, partheyisch gewesen, als daß wir uns aus Freundschaft oder Nachläßigkeit hätten bewegen lassen, jedem halbgelehrten Witzlinge eine Anweisung auf die Unsterblichkeit zu geben. Unsere Absicht ist gewesen,

allenthalben unpartheyisch zu seyn; es kann aber seyn, daß es uns nicht allenthalben gelungen ist, denn man kann partheyisch werden, ohne daß man es selbst merket. Was aber die Herrn Utz und Leßing betrifft, so haben wir nie anders als beyläufig von ihnen gesprochen, und zwar als von großen Genies, die Deutschland Ehre machen, und diese Reden gereuen uns noch nicht, weil die Kenner gewiß damit übereinstimmen. Hierinn wird niemand Partheylichkeit finden. Es wird aber nöthig seyn, daß man nicht, wie der Hr. Prof. Dusch, Worte, die wir an unterschiedenen Orten gesagt haben, zusammenziehe oder uns Verbindungen andichte, die niemals gewesen sind. Wir haben gesagt, daß man Herrn Utzens Sieg des Liebesgottes ein Original nennen könnte, im Gegensatze gegen ein Gedicht, dessen ganzer Plan und Einrichtung aus Popens Lockenraube genommen war. Wir haben an einem andern Orte bemerket, daß Utz ein Dichter erster Größe sey, da ihn ein erhitzter Tadler unter mittelmäßige und schlechte geworfen hatte; aber welcher Mensch, der mit kaltem Blute urtheilet, wird diese Urtheile dahin auslegen können, als ob wir Hrn. Utzen wegen seines Sieges des Liebesgottes einen Dichter erster Größe genennet hätten, oder als ob, wenn wir angemerket, daß dieses Gedichte nicht sclavisch nach Popen nachgeahmet sey, wir damit mehr hätten entscheiden wollen, als daß es ein Original zu nennen seyn, ohne daran zu denken, ob es ein gutes oder schlechtes Original wäre. Wir glauben, daß Hr. Utz vielleicht selbst nicht läugnen wird, daß der Plan dieses Gedichtes fehlerhaft sey; aber man muß so erhitzt seyn, wie der Freund des Hrn. Prof. Dusch, wenn man

man behaupten will, daß es sich nicht lesen lasse. Uebrigens haben wir nicht die Ehre, mit Hrn. Utz weder durch Briefwechsel, noch sonst in der geringsten Verbindung zu stehen, und wenn wir unternommen haben, ihn gegen eine gewiß unverdiente Zunöthigung zu vertheidigen, so ist dieß bloß aus dem Unwillen geschehen, den jedermann empfinden muß, wenn er siehet, daß man einen großen Dichter und einen ehrlichen Mann seiner Verdienste und seines ehrlichen Namens berauben will, bloß weil er so kühn gewesen ist, einige bittere Wahrheiten zu sagen, und daß man den ehrwürdigen Namen eines Gottesgelehrten, der gewiß ein Feind von aller Gehäßigkeit und allen Zänkereyen ist, zum Deckmantel eines schändlichen Privathasses zu gebrauchen suchet.

Wir haben das Trauerspiel Miß Sara Sampson ein vortreffliches Stück genannt, in dem Augenblicke, da wir einen Fehler desselben anklagten. Und wir sind noch der Meynnng, daß ein Trauerspiel vortrefflich seyn kann, wenn es auch alle die Fehler hätte, die der Freund des Hrn. Prof. Dusch der Miß Sara Sampson aufbürden will.

Im übrigen wird in dem vor uns habenden Bande nicht selten zu verstehen gegeben, als ob Herr Lessing nicht allein ein Mitarbeiter, sondern gar der Haupt- und einzige Verfasser unserer Bibliothek wäre; und es scheinet fast, als ob die wider denselben gebrauchte Bitterkeit aus dieser Vermuthung geflossen sey. Nun ist es zwar sehr gleichgültig, wer der Verfasser eines Buches, wie das unsrige ist, sey; damit aber doch nicht andere Schriftsteller unsertwegen ferner unangenehmen Anfällen ausgesetzet werden mögen, so sind

so sind wir genöthiget, zu bemerken, daß Herr Leßing niemals ein ordentlicher Mitarbeiter an unserer Bibliothek gewesen sey, und es auch noch nicht ist. Zugleich können wir uns auch nicht entbrechen, hier die Erklärung bekannt zu machen, welche uns Hr. Leßing zukommen lassen, daß er nämlich »niemals ein Ge»dicht des Herrn Dusch beurtheilet habe, und auch »niemals eines zu beurtheilen gedenke. *)«

Wenn es endlich der Hr. Prof. Dusch mit der Hochachtung, der wir Ihn öffentlich mit Vergnügen versichert haben, und die sich haupsächlich auf seine schönen Lehrgedichte gründet, nicht vereinigen zu können scheinet, daß wir seine Gedichte offenherzig beurtheilet haben, so irreten wir vielleicht, da wir glaubeten, wir dürften in diesem Falle handeln, wie wir mit unsern Freunden handeln, denen wir bey aller Freundschaft und Hochachtung, die wir für sie haben, ihre Fehler nicht zu verschweigen pflegen.

Unsere Leser werden verzeihen, daß wir sie mit dieser abgenöthigten Rechtfertigung so lange aufgehalten haben; wir versichern sie dagegen, daß sie keine fernere Vertheidigung wegen dieser Streitigkeit lesen werden.

Wir kommen zu dem vor uns habenden Buche selbst. Es bestehet aus Briefen, Abhandlungen und Uebersetzungen. Der Briefe sind drey: 1) Ueber Herrn Utzens Gedicht, der Sieg des Liebesgottes;

*) Die beyden Recensionen, die den Hrn. Prof. Dusch angehen, sind so gar von verschiedenen Verfassern, wie es sich zeigen wird, wenn man am Schlusse dieser Bibliothek die unterzeichneten Buchstaben (über die der Freund des Hrn. Prof. ganz zur Unzeit gespottet hat) allemal wird erklären können.

desgottes; 2) über das Trauerspiel Miß Sara Sampson; 3) des Herrn Prof. Duschs Beantwortung des vorigen Briefes. Der Abhandlungen sind vier: 1) des Hrn. Prof. Duschs Abhandlung von der komischen Heldenpoesie. „Dreyerley, sagt der Hr. Prof. wird von allen komi-„schen Heldengedichten nothwendig verlanget, sie sol-„len eine komische Handlung erzehlen, deswegen heißen „sie komisch; sie sollen dieselbe vollkommen sinnlich „und in abgemessenen Worten erzehlen, deswegen heis-„sen sie ein Gedicht; sie sollen sie in Form einer Epopee „erzehlen, deswegen heißen sie ein Heldengedicht.„ Der Hr. Verf. beschreibet also ein komisches Heldengedicht, es sey: „Eine komische Handlung sinnlich in „abgemessenen Worten in Form einer Epopee erzehlet.„ Hierauf beschreibet Er das Komische nach den Grundsätzen des Batteux, daß es darinn bestehe, „wenn „man Dinge übel zusammenpaart, die nicht bestimmt „sind, sich zusammen zu finden.„ Hierauf schlüßt er, solle die Handlung komisch seyn, so müsse sie nach dem Begriffe des Komischen klein seyn, damit „das merk-„lich kleine mit dem merklich großen vereiniget werde; „die Kräfte der Centauren und Titanen mit den Mäu-„sen und Fröschen; Götter, die die Welt regieren, „und sich nicht gegen Mäuse in den Kampf wagen; „ein aufgerichtetes Pult, weswegen die Zwietracht in „die Trompete stößt; ein Streit um eine Haarlocke, „den zu entscheiden, Jupiter mit der Wageschale her-„absteiget.„

Der Hr. Verf. sucht hierauf die Meynung zu widerlegen, daß es zwo Arten komischer Heldengedichte gebe, die eine, wenn man eine kleine Handlung

groß,

groß, die andere, wenn man eine große Handlung klein machet, und behauptet, daß die Handlung beständig klein seyn müsse; wenn man aber eine grosse Handlung in einem komischen Heldengedichte vorstellen wolle, so werde das Gedicht allegorisch: man verstecke nämlich die wahre Handlung unter eine andere, die kleiner ist, und die wahren Personen unter andere Personen, wovon Er den Hudibras und Dom Quixote zum Beweise anführet.

Eine kleine Handlung ist, die an sich keinen Einfluß auf andere hat, wenn diese der Dichter nun mit einer wichtigen Mine erzehlt, und ihr die Form eines Heldengedichtes giebt, so wird sie komisch. Hierauf werden die Gedanken des Hrn. Prof. Gottscheds von dem komischen Heldengedichte widerleget.

Der Hr. Verf. theilet endlich die komischen Heldengedichte in drey Arten ein, davon wir seine Worte hersetzen wollen: »Ich nehme, sagt er, drey Arten des »komischen Heldengedichtes an, nach drey verschiedenen »Absichten, die der Verfasser dabey haben kann. Man »erlaube mir, diejenige Art, worinn der Dichter seine »kleine Handlung mit einer gewissen Ernsthaftigkeit »erzehlet, die ironische, zur Unterscheidung von den »andern zu nennen: denn die Ironie hat doch in Ansehung dessen, der sie sagt, ein Ansehen des Ernstes. »Die andere Art nenne ich das satirische Heldengedicht: Es ist ganz Satire, das laute Gelächter herrschet darinnen, das Komische von der niedern Gattung hat seine Stelle in demselben. Die dritte Art »verdienet mit Recht den Namen eines scherzhaften »Heldengedichtes; Witz, munterer Scherz, der am »wenigsten beleidiget, und die Sitten artiger Leute,

das

„das feine und hohe Komische hat in demselben seinen „Platz. Alle diese Gattungen können aber allegori„sche Gedichte werden, wenn man nämlich eine andere „kleine Handlung erzehlet, und eine größere darunter „verstehet, der man jene so viel ähnlich gemacht hatte, „als es möglich ist.“ Als Beyspiele der ersten Art führet der Hr. Verf. die **Batrachomyomachie** und die **Scriblariade** an, als Beyspiele der zwoten die **Dunciade** und den **Hudibras**, als ein Beyspiel der dritten den **Lockenraub**.

Wider diese Eintheilung wäre viel einzuwenden, welches uns hier aber allzu weit führen würde. Wir haben übrigens in dieser Abhandlung verschiedene gute Anmerkungen angetroffen; aber es scheinet, daß diese Materie noch nicht erschöpfet ist, und dieses hat der Hr. Verf. vermuthlich auch nicht verlanget. Der Verf. hätte unsers Erachtens nicht so sehr dem Batteux folgen sollen, mit dessen Philosophie man gar nicht zufrieden seyn kann; daher scheinet er die wahren Eigenschaften des Naiven, Komischen, Lächerlichen und Possierlichen verfehlet zu haben. Wenn man die Gedichte der berühmtesten Meister untersuchte, und entwickeln wollte, wie sie es angefangen, um uns zu gefallen, und zugleich mit Genauigkeit zu bestimmen suchte, was in unserer Seele vorgehet, wenn uns ein komisches Heldengedicht von dieser oder jener Art gefällt, so würde man zu einer sichern Theorie dieser Art von Gedichten gelangen können. Ja wir sind überzeugt, daß, wenn man bey allen Theilen der schönen Künste also zu Werke gehen wollte, die Theorie derselben, und natürlicher Weise auch die Ausübung großen Vortheil davon ziehen würde.

2) Ein Traum vom Hrn. Prof. Dusch. Es ist eine ganz artige Allegorie über die verschiedenen Arten sein Glück zu machen. Die beyden übrigen Abhandlungen sind wieder von dem Ungenannten. 3) Betrachtung der Einwürfe des Hrn. Leßings gegen den Anfang der Messiade. Von diesem Stücke sagen wir nichts, wie wir schon oben angemerket haben. 4) Vertheidigung der schlechten Schriftsteller. Dieses Stück mag recht schön seyn, wir wissen nur nicht, wie es kam, daß wir gleich bey der zwoten oder dritten Seite einen Widerwillen bekamen, und nicht weiter lesen konnten. Vielleicht fürchteten wir, entweder, daß der Hr. Verf. uns, oder daß er sich selbst vertheidigen wolle. Doch vielleicht war es keines von beyden, und die einzige Ursache davon war, daß die Schrift sehr langweilig ist.

Die Uebersetzungen bestehen aus zwey Stücken vom Hume. Das 1) handelt vom Trauerspiele. Diese Abhandlung ist bestimmt, die berufene Schwierigkeit aufzulösen, warum wir an der Abbildung unangenehmer Gegenstände Vergnügen finden. Der Verfasser ist der Meynung des du Bos zugethan, führet auch dasjenige an, was Fontenelle hinzugethan, und füget eine etwas nähere Erklärung von dem Seinigen hinzu, die gelesen zu werden verdient. Daß das Anschauen wirklich unangenehmer Gegenstände, auch ohne Hülfe der schönen Künste, gefallen könne, scheinet Hume nicht zugeben zu wollen, aber die Erfahrung bestätiget es. Ein jeder ist begierig, eine verwüstete Stadt oder ein Schlachtfeld in Augenschein zu nehmen, so lange er sich die allzu heftige Rührung, die ihm der Anblick gewähren wird, nicht lebhaft ge-

nug

rung vorstellen kann. 2) Von der Regel des Geschmackes. In dieser Abhandlung wird der anscheinende Widerspruch mit vieler Scharfsinnigkeit aus einander gesetzt, daß, von einer Seite betrachtet, man eine allgemeine und feste Regel für den Geschmack zugeben müsse, von der andern Seite aber es scheinen sollte, als wenn die verschiedenen Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit bloß auf einem inneren Gefühle beruheten, welches sich so wenig, als das Gefühl in Ansehung des körperlichen Geschmacks, auf unumstößliche Gründe und Regeln zurück bringen läßt. Hume erklärt sich für die Wirklichkeit eines allgemeinen Probiersteins der Schönheit, und will so gar aus der Erfahrung beweisen, daß er zwar in der Theorie für unsicher gehalten, in Praxi aber sicherer und unveränderlicher befunden werde, als der Probierstein der Wahrheit, weil sich die Systeme und Theorien in den höhern Wissenschaften mit den Zeiten verändern, die Werke des Witzes aber zu allen Zeiten in ihrem Werthe erhalten.

Den bekannten Streit über den Vorzug der Alten und Neuern entscheidet er dahin, daß zwar die unschuldigen Sitten und Gebräuche, wie nicht weniger die Grundsätze der Religion, in so weit sie in die Sitten keinen Einfluß haben, nach der Verschiedenheit der Zeiten und der herrschenden Gewohnheiten beurtheilt werden müßten; daß aber weder das Alterthum der Zeiten, noch die Entlegenheit der Oerter wahre unanständige Sitten, und Religionsmeynungen, die in Schwärmerey und unedle Gesinnungen ausbrechen, entschuldigen könnten. Homers Helden, glaubt er, hätten nicht bloß einfältige, sondern öfters ungezoge-

 ne

ne Sitten, und die Schriftsteller einer gewissen Religion fülleten ihre Gedichte mit Glaubensgrundsätzen an, die zu Schwärmerey und Menschenhasse verleiten.

Endlich folget noch ein Anhang einiger Oden. Wir glauben, der Hr. Verf. werde es uns Dank wissen, wenn wir davon stille schweigen.

J.

✻ ✻

VIII.

Oden und vermischte Gedichte 1757. 187 Seiten in groß Octav.

Ein gewisser Schriftsteller hat wohl nicht unrecht gehabt, wenn er saget, daß sehr viel darauf ankomme, zu welcher Zeit man in der Welt auftrete. Wer mit den größten Gaben gezieret, zu einer Zeit in die Welt kommt, da sie nicht brauchbar sind, der wird unberühmt bleiben, und wer mit mittelmäßiger Geschicklichkeit zur rechten Zeit erscheinet, kann wenigstens auf eine Zeit zu einem großen Ruhme gelangen. Der größte Fehler des Verfassers der gegenwärtigen Gedichte ist, daß er dreyßig Jahre zu späte in die Welt gekommen ist. Wäre er vor dreyßig Jahren aufgetreten, so wäre er gewiß ein geschickter Mann, ein vortrefflicher Dichter genennet worden, und seine Gedichte würden unter den Oden und Cantaten der deutschen Gesellschaft einen ansehnlichen Platz einnehmen. Ja wenn er nur vor ohngefähr zwanzig Jahren erschienen wäre, so hätte ihn vielleicht die eine Parthey heimlich gelesen, wenn ihn gleich die andere Par-

then an den Pranger gestellet hätte. Aber ietzt in die Welt zu treten! da der Geist der Spötterey allenthalben aufs Höchste gestiegen ist! Was kann der ehrliche Mann ietzt wohl erwarten, als von allen Seiten her ausgepfiffen zu werden? Wir zweifeln zwar nicht, daß unser Dichter sehr wohl mit dem Geizigen des Plautus werde ausrufen können: Populus me sibilat, at mihi plaudo ipse domi; denn seine Gedichte, davon ein großer Theil in fremdem Namen überschrieben ist, haben vollkommen das Ansehen, als wenn sie um baares Geld nach dem marktgängigen Preise gemacht worden wären. — Doch wir müssen einige Stellen hersetzen, damit wir unsern Lesern etwas zu lachen verschaffen. Siehe denn da! den Anfang einer Lobode:

Wird auch, berühmter Mäcenat,
Die Kühnheit schwacher Pierinnen,
Die dich noch nicht gestöret hat,
Jetzt ein geneigtes Ohr gewinnen?
Mir deucht, ich hör ein heitres Ja!
Du winkst, ich komm, und trete nah,
Und schwör auf deine seltnen Gaben:
Mein künftig Glück und Wohlergehn
Muß, anders kann es nicht bestehn,
Bloß dich mein N* ! zum Gönner haben.

Item ein Hochzeitgedicht:

Beglückte Wahl! vergnügter Bund!
Dein Beyspiel thut uns ietzo kund,
Es sey des Höchsten Hand im Spiele.
Ja! ja! vergnügter Bräutigam!
Der Himmel führt dich wundersam,
Und immer zum erwünschten Ziele.

Ich freue mich zugleich mit dir,
Und nehme Theil an deinem Glücke,
Nur schade, daß ich kalt Papier
Zu heißen Hochzeitflammen schicke.

Ein anderes dito, extrafein!

Abschiedslied an Muthgen.

Im Namen eines andern.

Hier hast du noch, mein Kind, ein Zeichen
Von meiner Treu und Redlichkeit,
Ich muß aus diesen Mauern weichen,
Und morgen ist die bange Zeit.
Ach Muthgen, morgen
Muß ich für Sorgen
Und Schmerz vergehn.
Mein Unstern treibet;
Wiewohl es bleibet
Die Liebe wie ein Fels im Sturme stehn.

Ferner etwas ganz niedliches; es sind **verliebte Seufzer:**

Ihr sanften Winde,
Weht meinem Kinde
Die Seufzer zu;
Ach! sieh und höre,
Wie ich dich ehre.
Ach! lieb und störe
Nicht meine Ruh.

Die Seltenheiten,
Die dich begleiten,
Seh ich mit Lust.
Ich bin verliebet
Und doch betrübet:
O wann ergiebet
Sich deine Brust? u. s. w.

Weiter

Weiter ein Stückgen verliebter Verzweifelung!

An Marianen,

als er sie meiden wollte.

Da nimm nur vollends noch das Leben,
Verhängniß wilder Tygerart!
Ich will, und will es gern verlieren;
Doch laß dich noch mein Sterben rühren,
Wenn dir die Wehmuth offenbart,
Was mir den letzten Stoß gegeben.

Die Liebe. Hörst du, was ich sage?
Die Liebe, die dein Grimm verzehrt.
Ach, daß ich Marianen kenne!
Nun hörst du, wen ich lieb und nenne,
Nun weist du, wen mein Herz verehrt.
Nur daß ich tauben Ohren klage, u. s. w.

Unser Verfasser ist ein vollkommener Horaz; er hat nicht allein Oden und Lieder, sondern auch Briefe und Satyren geschrieben, zwar meistens in Form von Glückwünschungs- und Hochzeitgedichten, wie es die Küche erlaubet hat; aber auch hierinn ist der Hr. Verfasser ein Original. Eines von diesen Stücken ist überschrieben:

Er entschließet sich, die Poesie eifriger zu treiben.

Hieraus wollen wir eine Stelle anführen, woraus man schlüßen müßte, daß der Verfasser vor dreyßig Jahren gedichtet hätte, wenn uns nicht die über den Gedichten stehenden Jahrzahlen eines andern überführten:

Im Opitz will ich mir die lange Zeit verkürzen,
Im Flemming, Caniz, Gryph, soll sich mein Geist bemühn,
Des Hofmannswaldau Scherz soll mir das Essen würzen,
Und Günthers netter Vers die Ohren an sich ziehn.

Das schlecht und kleine Pfund, das etwa in mir lieget,
Soll, wenn es deine Gunst zum Wuchern würdig schätzt,
Nicht mehr vergraben seyn: Und wenn es dich vergnüget;
So hat es auf der Welt genutzet und ergetzt.
Ach! aber darf ich noch die süße Hoffnung fassen?
Ja, wenn ich eifriger, und klug gewesen wär!
Nunmehro haben mich die Grazien verlassen,
Das Feuer ist erstickt, der Kopf ist wüst und leer.

Dem Apollo sey Dank! das ist doch ein Dichter, der sich selbst kennet. Wir müssen noch etwas nettes anführen:

Auf den Geburtstag
der Mademoiselle Sch***

Gepriesne Sch***! da Dero Gütigkeit
Und unschätzbare Gunst den Musen Kraft verleiht,
Die Schönheit dieses Tags recht feurig zu besingen;
So störet keine Furcht das würdige Vollbringen.
Und selbst die Hoffnung bringt mir die Versichrung bey,
Daß Ihnen mein Bemühn nicht ganz zuwider sey.
Wiewohl ich gern gesteh, daß ich mit meiner Stärke
Mich dennoch viel zu schwach zu Dero Lobe merke:
Das Antlitz voller Reiz trifft keines Dichters Fleiß
Und keine Malerkunst. Wer es zu schildern weiß,
Der spricht verwundrungsvoll: Die schöne Jungfer Muhme
Braucht wie der Sonnen Glanz kein fremdes Licht zum Ruhme, u. s. w.

In einem Schreiben an ein Frauenzimmer finden wir folgende allerliebste Zeilen:

Dann du gabst mir die Erlaubniß, als ich dich ergebenst bat,
Dir im Zimmer aufzuwarten, welches ich in kurzem that.
Dieses war ein Tag der Lust, derer mir in meinem Leben
Des erzürnten Cypripors flaezer Geist nicht viel gegeben.

Das

Das beste haben wir zuletzt verspatet, im rechten Ernste das beste. Es sind ein paar Lieder, die wegen der Naivität, womit darinnen die Empfindungen ausgedrückt sind, Vergebung wegen einiger schlechten Stellen verdienen. Sie bekräftigen übrigens die Anmerkungen des Abts du Bos, daß jemand einige gute Verse machen kann, ohne ein Dichter zu seyn.

Damon und Doris.

Wo giengst du gestern hin,
Geliebte Schäferinn?
Vielleicht soll ich nicht fragen?
Allein du kannst mirs sagen,
Weil ich verschwiegen bin.
Was Damon wissen kann,
Erfährt nicht jedermann.

Nicht wahr, du giengest ja,
Du giengst zur Sylvia?
Ich sah dir nach und lachte;
Doch weißt du, was ich dachte?
Philet ist doch wohl da.
Und wo der Schäfer ist,
Wird auch gespielt, geküßt.

Warum verfärbst du dich?
Dein Argwohn störet mich.
Ich gieng in jene Linden,
Um dich allda zu finden. —
Wie bald verspricht man sich!
Du meynest den Philet,
Der in die Linden geht.

Mein Damon scherzt mit mir.
Philet scherzt nur mit dir.
Mich nennen, diesen denken —
O schweig, willst du mich kränken;

So bleib alleine hier.
Wo Wahn und Argwohn spricht,
Da bleibet Doris nicht.
Vergieb, erzürntes Kind.
Wer liebt, ist öfters blind,
Ein Strauch wird seine Schöne,
Ihn täuschen iede Töne,
Es täuscht ihn Thal und Wind.
Wer weiß, was ich gesehn;
Vergieb, es ist geschehn.
Nicht Damon, nur sein Wahn,
Hat dir zu viel gethan.
Nimm, hier bey diesen Eichen,
Ein neues Liebeszeichen,
Statt der Versöhnung an.
Nimm schöne Schäferinn,
Nimm tausend Küsse hin.

An Marianen.

Die Liebe will Violen
Für Marianen holen,
Und ihr in Busen streun,
Die Wolken werden trübe;
Soll nun die treue Liebe,
Hier nicht verdrüßlich seyn?
Ich kanns ihr nicht verdenken,
Es muß sie freylich kränken,
Wenn Regen, Schnee und Wind
Den guten Vorsatz hindern,
Und wie den Frühlingskindern,
Ihr auch zuwider sind.
Wiewohl, was kann sie machen?
Gedultig seyn und lachen;
Es ist ein Uebergang.
Die Sonne scheint schon wieder,
Das leichte Luftgefieder,
Erhebt den Lobgesang.

Drum sey nur guter Dinge,
Mein Amor! scherz und singe,
Und spotte den April,
Der deine heiße Flammen
Durch seinen Blitz verdammen,
Und regnend dämpfen will.
Denn was bezwingt die Liebe? —
Wie? wird es wieder trübe?
Und donnert es denn noch?
So sollst du nicht Violen
Für Marianen holen?
Ja, Amor holt sie doch.

Die träumende Eifersucht enthält verschiedene schöne Stellen, wir wollen nur den Anfang hersetzen:

Kühner Zephir! spiele nur,
Spiele nur auf dieser Flur,
Aber nicht auf Doris Munde,
Der nur mir gewidmet ist,
Und den ich in jenem Grunde
Heute früh recht zart geküßt.
Doch du folgst der Liebe Spur,
Kühner Zephir! spiele nur.
Wiederhole meinen Kuß,
Den ich ietzt entbehren muß.
Schläfre mit entzücktem Scherze
Meiner Doris Geister ein,
Raube mir nur nicht ihr Herze,
Das gehört für mich allein.
Hast du doch genug Genuß,
Wiederhole meinen Kuß.

Am Ende hat der Hr. Verf. ein alphabetisches Verzeichniß hinzugesetzt, dergleichen in den neuern Gedichten nicht leicht vorzukommen pflegt. Wir wollen es ganz hersetzen; denn es enthält die Quintessenz des ganzen Bändgens, und unsere Leser mögen sich den Anfang heraus

heraus suchen, der ihnen am besten gefällt; es ist einer immer schöner, als der andere.

Register
dieser Gedichte,
nach alphabetischer Ordnung ihrer Anfangszeilen.

Kühner

J.

‡‡

IX.

Von dem Nationalstolze. Zürich bey Heydegger und Compagnie 1758. 312 Seiten in klein Octav.

Der Verfasser dieser Schrift ist der Herr Dr. Zimmermann, denn er führt S. 171 das Leben des Herrn von Hallers, als ein von ihm verfertigtes Werk an.

Die

Die philosophischen Betrachtungen der Gesetze, der Sitten, Gebräuche und Regierungsformen der Völker, machen einen Theil der Weltweisheit aus, in welchem die Politik, die Moral und die schönen Wissenschaften zusammen kommen, die verschiedenen Genies der Nationen zu beurtheilen, und ganze Reiche mit ihren Beherrschern vor den Richterstuhl der Vernunft zu fordern. Die Alten haben uns vortreffliche Schriften von dieser Art hinterlassen, welche die Schule der Fürsten, der Gesetzgeber, der Historienschreiber, des Dichters und des Weltweisen geworden sind. In den neuern Zeiten sind so wohl die Engländer als die Franzosen in die Fußtapfen der Alten getreten, und haben ihre Vorgänger beynahe erreichet. Ein Montesquieu, Shaftesbury und Bolingbroke haben sich unsterblich gemacht. Die Deutschen hingegen, welche vermöge ihrer Regierungsform zwar nicht so frey, als die Engländer, aber doch auch nicht allenthalben so eingeschränkt sind, als die Franzosen, haben nicht eine einzige Schrift von dieser Gattung aufzuweisen, wenn man nicht die Schriften eines Friedrichs mit zu den deutschen Geburten rechnen will. Ihre Weltweisen schränken sich in dem engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick auf die große Welt zu thun, erschöpfen können, und ihre Publicisten sind weder Philosophen noch schöne Geister. Die einzigen freygebohrnen Schweizer fangen seit einiger Zeit an, uns Proben von dieser Art zu liefern, die zwar ihre Originale nicht erreichen, aber dennoch gegründete Hoffnungen von sich blicken lassen. Alsdenn nur, wenn dieser Theil der Weltweisheit mehr cultivirt seyn wird,

wird, können wir hoffen, lehrreiche Geschichtschreiber zu bekommen, die sich angelegen seyn lassen, die Geschichte nicht bloß authentisch, sondern mit Geschmack und Einsicht vorzutragen.

Wir rechnen gegenwärtige Abhandlung zu der Art von Schriften, die wir im Deutschen bisher noch vermisset haben. Sie ist nicht nur mit Geschmack, sondern auch mit Einsicht, Freyheit und Beurtheilungskraft geschrieben, und der Verfasser scheuet sich nicht, Könige zu beurtheilen, und die Thorheiten ganzer Nationen zu bestrafen. Etwas mehr Zusammenhang hätten wir aber in der ersten Abtheilung anzutreffen gewünscht, damit die häufigen Exempel aus der Geschichte, die darinn angeführt werden, ein Ganzes ausmachen, und nicht gleichsam von ungefähr neben einander gestellt seyn möchten. In der zwoten Abtheilung hat der Herr Verfasser diesen Fehler vermieden.

Die Abhandlung ist, wie der Herr Verfasser in der Vorrede versichert, durch ein bloßes Ohngefähr und ohne die nöthige Vorarbeit entstanden. Er hat eine Vorrede zu einer Sammlung von Lebensbeschreibungen und Bildnissen berühmter Schweizer schreiben sollen. Der Gedanke vom Nationalstolze schien ihm zu diesem Zwecke bequem. Er fieng aber kaum an zu schreiben, so ward die Einleitung bald so groß, als das Buch, dem sie sollte vorgesetzt werden. Die Vorrede unterblieb, und aus dem Gedanken vom Nationalstolze ward ein Buch. Man muß gestehen, das Ohngefähr hat sich für diesesmal selbst übertroffen. Ihre Geburt macht dem Herrn Dr. Zimmermann weit mehr Ehre, als alle kleine Schriften, die vielleicht

leicht mit aller nöthigen Vorarbeit aus seiner Feder geflossen sind.

Seine Sprache ist zwar die reinste nicht. Dieses gestehet er in der Vorrede selbst: »Ich bin ein Schwei-»zer, sagt er, und von einem Schweizer läßt sich die »Reinigkeit der Sprache eben so wenig fordern, als »vormals die atheniensische Annehmlichkeit von einem »Böotier.» Allein man wird die kleinen Beleidigungen, die er öfters den Ohren zufügt, leichtlich verschmerzen. Seine männliche Denkungsart erzwingt ihm Verzeihung wegen des Mangels einer Vollkommenheit, die, wie er bemerkt, von einem ieden Frauenzimmer in Leipzig oder Dreßden ohne Mühe erreicht wird.

Wir wollen dem Verfasser folgen, die Stellen, die uns am merkwürdigsten scheinen werden, anführen, und wo es nöthig scheinen wird, unsere Erinnerungen hinzuthun. »Was ich den Nationalstolz nenne, heißt »es in der Einleitung, ist ein Gefühl von den beson-»dern Vorzügen, die sich ein Volk beymißt, sie mögen »nun eingebildet oder wahrhaft heißen. Ich werde »diese Art des Stolzes zuerst auf der bestrafenswürdi-»gen, und nachher auf der vortheilhaften Seite be-»trachten. Ich werde denselben in dem einen Ge-»sichtspunkte als ein Vorurtheil, in dem andern aber »als eine Tugend schildern.» Wir wissen nicht, ob man hier mit Recht das Vorurtheil der Tugend entgegen setzen könne. Es giebt einen Nationalstolz, der sich im Grunde auf ein Vorurtheil stützt, und dennoch bey dem Volke, das ihn besitzt, sehr gute Tugenden hervorbringen kann. Viele von den Beyspielen, die

die der Herr Verfasser anführt, werden diese Anmerkung bestätigen. Sollte diese Art des Nationalstolzes nicht eine besondere Ausführung verdient haben?— Wir kommen zur ersten Abtheilung.

»Unsere Urtheile, sagt der Verfasser, hangen allzu »sehr von dem Einflusse der äußerlichen Dinge, und »von dem unendlich großen oder unendlich kleinen »Umfange der Sphäre, in welcher ein ieder lebt, ab, »als daß sie so genau nach einer unverfälschten und »geläuterten Vernunft könnten abgemessen seyn. — »— Das oberste Wesen, sagt ein berühmter Mann, »ist oft bey den Dienern der Religion zornig, rachgie»rig, unversöhnlich; und wenn die Dreyangel sich »einen Gott erwählen sollten; so würden sie demsel»ben drey Seiten geben. — Eben so ist der Mensch »gewohnt, in allem, was ihn umgiebt, eine Erhaben»heit zu finden, **die nichts überwiegen könnte,** »**was außer ihm ist.**» Dieser Ausdruck scheinet etwas unangemessen zu seyn. Ohne die Zweydeutigkeit aufzumutzen, welche in den Worten, **die nichts überwiegen könnte,** einige Dunkelheit verursacht; so kann, **was außer uns ist,** demjenigen, **welches uns umgiebt,** nicht entgegen gesetzt werden, wie solches allhier von dem Herrn Verfasser geschieht. Vielleicht leidet auch der Gedanke an sich selbst einige Einschränkung. Wir setzen nur alsdenn die größte Erhabenheit in den kleinen Zirkel der Dinge, der uns umgiebet, wenn uns außer denselben nichts bekannt ist, das ihn übertrifft, um die gehörige Vergleichung anstellen zu können, ohne welche wir niemals von relativen Begriffen richtig urtheilen können. —

»Es giebt auch eine Art von Verachtung, die auf

 »sehr

»sehr mannigfaltigen Grundsätzen beruhet. — Ein »Nouvelliste sieht den Elenden für einen Dummkopf »an, der seine Parten nicht für unüberwindlich hält. Ein »großer verachtet den Liebhaber der Wissenschaften, »ein Kleinmeister *) den Helden, ein Dichter den Dich- »ter, ein Mathematicus alles, und ein Metaphysicus »den Mathematicus. Der Zergliederer, der durch »sein Scalpel, der Kräuterkenner, der durch seine »Beine, — und ein Sammler, der durch zwanzig »Folianten groß geworden, wollen nicht begreifen, »wie Leßing seine Zeit mit Kleinigkeiten, d'Allem- »bert mit Aufsuchung krummer Linien, Haller im »großen Rathe, und Diderot in einer Handwerksbu- »de verderben können. — Die Anzahl der aufge- »klärten Geister ist sehr geringe, die ihre anererbten »Vorurtheile abwerfen, mit einer philosophischen »Stärke aller Dinge Gewicht erforschen, und dersel- »ben wahren Werth vom Wahn und Tand zu tren- »nen wissen.» Man muß gestehen, daß nichts so sehr den Fortgang in den Wissenschaften hemmt, als der thörichte Eigendünkel, mit welchem die Anhänger einer Wissenschaft alle übrige verachten. Eine vor- zügliche Zuneigung zu einer besondern Wissenschaft, nebst der geziemenden Hochachtung für alle übrige, ist die gehörige Verfassung für ein wahres Genie. Nicht nur der Weg zur Erfindung wird ihm da- durch leichter gemacht, sondern seine Bemühungen hören auf, einseitige Absichten zu haben, und werden wahre Wohlthaten für das menschliche Geschlecht. — »Die Denkungsart von besondern Personen, fährt »unser Verfasser fort, dehnet sich sehr leicht auf die

»Den-

*) So hat der Hr. Verf. das französische Petit-Maitre geben wollen.

»Denkungsart eines Volks aus. Man könnte den »Stolz einer ganzen Nation die Summe der Eigen»liebe ieder besondern Person nennen, die dieselbe aus»macht.» Dieser Gedanke hat einigen Schein. Im Grunde aber dürfte das Wort Eigenliebe hier im uneigentlichen Verstande genommen worden seyn. Der Stolz einer ganzen Nation beruhet auf Eigenliebe. In Ansehung einzelner Personen aber beziehet sich der Nationalstolz mehr auf Vorzüge der Vorfahren und Mitbürger, an welchen wir durch eine Art von Reflection Theil zu nehmen glauben, als auf unsere persönliche Vollkommenheiten. — Nach einigen Exempeln von dem Nationalstolze der Engländer, eifert der Herr Verfasser wider die Unthätigkeit dieser verdienstvollen Nation, in welcher sie schlummert. »Wäre es nicht besser, fragt er, wenn die aufgeklär»testen Köpfe derselben suchten, die Gemüther ihrer »Mitbürger zu besänftigen, damit sie ihre Augen über »ihre wahren Vortheile öffnen möchten? Wäre es »nicht besser, dieselben von bloßen Declamationen zu »Wirksamkeit und Thaten zu führen, anstatt die Fran»zosen in Drurilane und Haymarket zu bekriegen, »indem St. Philipp im Sturme fällt, und der britti»sche Scepter in America zerschmettert wird?» Der Herr Verfasser würde, wenn er iezt schriebe, eine andere Sprache führen, da diese Nation sich plötzlich aufgemacht, und ihren alten Ruhm wieder zu behaupten gesucht hat. »Der Nationalhaß, heißt es »ferner, fließt aus eben den Quellen, die dem National»stolz, den ich hier verhandele, ihren Ursprung ge»ben.» Jener kann zu den erschrecklichsten Leidenschaften Gelegenheit geben, die nur so lange ersticket

werden, als manchmal die Gewinnsucht die Herzen zweyer Völker vereiniget. »Man pflanzet uns in »unsrer Jugend, sagt der Verfasser, einen Abscheu für »dem Teufel ein. Würde ein Holländer wohl anstehen, »sich mit demselben in einen Handlungstractat einzu»lassen, wenn es möglich wäre, daß er (so gräßlich man »sich immer denselben vorstellen mag) in Amsterdam »auf der Börse erschiene?» Der Verf. kömmt auf die eingebildeten Vorzüge zurück, darauf sich mehrentheils der Stolz der Nationen gründet. »Die Spa»nier und die Portugiesen, heißt es, sollen alle Natio»nen des Erdbodens verachten, und bloß den Franzo»sen die Ehre erweisen, sie zu hassen. — Der Adel »läßt einem spanischen Bauer nicht zu, seine Aecker zu »pflügen, weil es nur einem Sklaven ansteht zu arbei»ten. — Er sucht sich einen Fremdling auf, der sei»nen Landbau mit dem Gewinne zugleich übernimmt, »und belustigt sich unterdessen zu Hause, eine elende »Laute zu schlagen; oder wenn er den Pflug ergreift, »so steckt er seine Hahnenfedern auf den Hut, hat Man»tel und Degen neben sich liegen, und läßt den Pflug »so gleich stehen, schwinget den Mantel über sich, nimmt »den Degen unter den Arm, streicht den Knebelbart, »und thut, als ob er bloß auf dem Felde spatzierte, »wenn ein Reisender vorübergeht.» In der Folge zeiget der Herr Verfasser den Ungrund der Einbildung der Chineser auf ihr Alterthum, welches er in den Zusätzen, die er dem Werke angehängt hat, weitläuftiger ausführt. Die Malabaren und Japoneser sind nicht weniger für ihr Alterthum eingenommen. So gar bis in den äußersten Norden ist diese Schwachheit gedrungen. »Die Schweden haben, fast wie die »Chineser,

»Chineser, eine Reihe von Monarchen, die den Noa »mit Adolph Friedrichen in einer ununterbrochenen »Kette zusammenhängt. — Rudbeck giebt der »schwedischen Monarchie vor Christi Geburt ein Alter »von zwanzig Jahrhunderten, und man kann ihm »gleichwohl zeigen, daß dieses Land nur vierhundert »Jahre vor Christi Geburt erschaffen worden sey.» — Der Verfasser kömmt hierauf auf die Begriffe von Vorzug und Würdigkeit, die aus der Religion entspringen. »So sehr sich ein Jude heilig glaubt, »heißt es, weil er ein Jude ist, so sehr erhebt sich ein »Spanier oder Portugiese, weil er es nicht ist. — »Die Vorzüge der persischen Religion ruhen auf »Grundsätzen, die von einer besondern Stärke schei»nen, die Persianer stellen alle Jahre ihrem Propheten »Ali zu Ehren ein Fest an. Man läßt zwey Ochsen »kommen; der stärkere kriegt den Namen Ali, der »schwächere wird Oßman genannt; sie müssen sich »schlagen, und weil Ali allemal der Ueberwinder ist; »so gehen alle Zuschauer mit der vollkommensten Ueber»zeugung von diesem Zweykampfe weg, daß sie Ortho»doxen, und die Türken Ketzer seyn.» Wir wissen nicht, ob es eben so ungereimt sey, zween Disputanten von ungleicher Stärke auftreten zu lassen, um das Volk durch den Sieg des Stärkern in seiner Religion zu befestigen. Eine Thorheit, von welcher iedem unsrer Leser Exempel bekannt seyn werden. Der Partisan des Oßmans kann noch vielleicht durch einen Zufall so glücklich seyn, seinen stärkern Gegner zu besiegen. Der schwächere Disputant aber wird allenfalls zu schweigen wissen, wenn es Zeit ist, den Kampf zu endigen. »Die Religion der Muselmänner, fährt der

»Herr Verfasser fort, wirkt einen solchen Stolz in »ihren Gemüthern, daß sie den Ungläubigen die ver»ächtlichsten Beywörter geben, und sich zu verunehr»ren glaubten, wenn sie mit denselben in einer genauen »Gemeinschaft wären. — — In dem Königrei»che Tanschaur würden die Braminen, die von dem »Gotte Bruma herzustammen, und über den König »selbst erhaben zu seyn glauben, sich für befleckt hal»ten, wenn iemand aus einer niedrigen Classe, ein »Pareier, der sich nicht einmal unterstehen soll, die »gleichen Götter anzubeten, sie nur berührt hätte.» — In den Zusätzen betrachtet der Herr Verfasser den Religionsstolz der Japoneser, wo einige sehr merkwürdige Beyspiele vorkommen, wie wenig der menschliche Verstand Grenzen kennt, wenn er in Religionssachen auszuschweifen anfängt.

Der Herr Verfasser kömmt auf die übrigen Quellen des Nationalstolzes, als Größe, Reichthum, Macht und Ruhm. »Frankreich, sagt er, ist groß, reich und »mächtig, und es wird ihm niemand leicht die Ehre »streitig machen können, daß es immer bereit sey, alle »Nationen zu verschlingen, indem alle Nationen im»mer bereit sind, sich unter einander zu verschlingen. »Deutschland wäre groß und mächtig, wenn die Be»herrscher desselben ihren Vortheil in der Eintracht »fänden. England ist reich, und es sollte groß und »mächtig seyn, wenn seine Regenten Patrioten wären; »gleichwohl glaubt keine von diesen Nationen, daß sie »der andern weder an Größe noch an Macht etwas »nachgebe. — — Die heutigen Italiener setzen »sich gelassen den alten Römern an die Seite, und »erinnern sich nicht, daß die Nation, die ehemals die

»Erde

»Erde bezwungen, nunmehr die Sklavinn aller an»dern ist. — Die ehemaligen Tugenden derselben »sind erloschen, und ihr Stolz ist ein Stolz, der sich »auf Ruinen gründet. — Die Tongusen, eine »sibirische Nation, die dem rußischen Reiche unter»worfen ist, halten sich für so merkwürdige Leute, daß »sie fast glauben, ihr mächtiger Gott, (dem sie übri»gens weder Gebete noch Opfer bringen,) werde noch »einst den Gott der Russen aus dem Himmel jagen, »und ihnen ihren alten Glanz wieder geben. Wenn »der Chan der Tartarn, der nicht einmal ein Haus »besitzt, und bloß vom Raube lebt, in seinem Gezelte »bey Milch und Pferdefleisch gespeist hat; so läßt er »öffentlich durch einen Herolden verkündigen: Allen »Potentaten, Fürsten und Herren dieser Erde, »sey nun auch vergönnet, ein gleiches zu thun.« Auf dem Titelkupfer ist dieses vorgestellet worden.

»Sehr oft, heißt es ferner, stehen Stolz und Un»wissenheit bey einer Nation in einem sehr genauen »Verhältnisse. — Spanien zeuget ohne Zweifel in »seinem heißen und trockenen Climat sehr feine und »scharfsinnige Geister, und das aufgedunsene und hy»perbolische Wesen dieser Nation könnte leicht in das »wahre Große und Erhabene verwandelt werden, wenn »es in allen Theilen der schönen Wissenschaften, wie »neulich in der Dichtkunst, durch die kritische Bemü»hung des Herrn von Luzan gemildert wäre.« — Wir glauben nicht, daß man den Schwulst und das aufgedunsene Wesen in Erhabenheit sollte mildern können. Der Schwulst ist mehr ein verfehltes, als ein übertriebenes Erhabene. — »Die Wissenschaften »sind gleichwohl in Spanien in einem ziemlich betrübten

»Zustande, und die eigentlichen Hindernisse derselben »sind auch nicht unbekannt.« Der Herr Verfasser suchet sie in den hochmüthigen Vorurtheilen, die diese Nation für ihre Sprache, für ihre Wissenschaften, und für alles, was ihr ist, heget. »Die Freunde des P. »Torrubia, *) sagt er, geben den vollkommensten »Beweis, wie sehr man durch eine mittelmäßige »Kenntniß die Achtung eines Volkes erwerben kön»ne, welches so günstige Vorurtheile für sich hat. »Wenn ich hundert Zungen hätte, sagt der entzückte »P. Hieronymus von Salamanka in einer Lob»schrift, die nebst einer fast unzählbaren Menge an»derer diesem Werke vorgesetzt ist, wenn ich hundert »Zungen hätte, wenn alle meine Glieder, wenn die ge»ringsten Aedergen meines Körpers fähig wären, die »Sprache der Beredtsamkeit zu reden, so würde ich »das ungeschickteste Werkzeug zu den Ausdrückungen »des Vergnügens seyn, das ich bey den Lehren des »P. Torrubia empfunden habe. — Er ist der ge»krönte Löwe von Spanien, ein neuer Gerion, ein »Weiser, der die Natur im Werke gesehen, ein Riese, »der nichts als seinen Apparat über sich hat. Die »Vorsehung hat ihm alle ihre Vorzüge verliehen, und »was über alle ihre Vorzüge heraus ist, sie hat ihn »in Spanien gebohren werden lassen, u. s. w.« Ist es aber nicht etwas unbillig, von der Exclamation eines Lobredners auf das Urtheil einer ganzen Nation zu schließen? Wir wissen, wie leicht es einem Panegyricus wird, alles bis an die Sterne zu erheben.

»Die

*) Er ist der Verfasser des Aparato para la Historia natural Espagnola etc. davon der erste Theil An. 1754 in Madrit gedruckt worden.

»Die Bewohner der entferntesten Gegenden von »Asien, fährt unser Verfasser fort, haben sich in Kün»sten und Wissenschaften unendliche Vorzüge zu allen »Zeiten beygemessen, weil sie nicht wußten, oder nicht »wissen wollten, wie sehr sie von den Europäern über»troffen wurden.» — Von den Chinesern glaubt der Herr Verfasser, daß ihre Bemühungen und Anstalten, wie auch die äußere Einrichtung ihres Staats fähig wäre, einem Fremden sehr große Begriffe von ihren Wissenschaften beyzubringen. Man muß erstaunen über die Menge von großen und prächtigen Bibliotheken, über die große Anzahl graduirter Personen, der Schulgebäude und der Sternwarten, die allda anzutreffen sind. Nach den Grundgesetzen des Reichs kann kein anderer, als ein Gelehrter, zu der Stelle eines Befehlshaber über Städte und Provinzen kommen. Alle Tribunalien des Hofes müssen mit Gelehrten besetzt werden. Was für einen Begriff wird man sich also nicht von den Wissenschaften einer solchen Nation machen müssen? — Allein unsere Bewunderung fällt, sobald wir ihre Bücher und Gelehrten näher betrachten. »Die Arten von Gelehrsam»keit, denen sie vornehmlich obliegen, sind die gänzli»che Kenntniß ihrer Sprache, worüber schon eine »merkliche Zeit ihres Lebens verstreichet, die Kenntniß »der Gesetze und Geschichte des Reichs, und die Sit»tenlehre; sie gehen nicht weiter, weil sie gerade nur »so viel bedürfen, ihr Glück zu machen.» Der Herr Verfasser führet hierauf die Nachrichten an, die der Herr von Voltaire von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in diesem Lande mittheilet. »Die »Chineser, sagt er, haben die Verfertigung der seidenen

»Stoffe erfunden; ihr Papier ist gar viel schöner, als »das unsere, und zu den Zeiten des Cäsars haben sie »schon Druckereyen gehabt, aber diese ganze Kunst »besteht in hölzernen Bretern, auf welchen ihre Cha»raktere gegraben werden, eine Kunst, die Guttenberg in Maynz in den rohen Anfängen der europäi»schen Buchdruckerkunst schon besaß, und von unsern »Schriftgießereyen wissen sie nichts. Sie kannten »die Tonkunst, aber sie war grob und unvollkommen; »sie schreiben sich die Erfindung der Glocken und des »Pulvers zu, dessen wahren Gebrauch sie aber erst »von den Portugiesen erlernt haben; ihre Geometrie »blieb bey den ersten Grundsätzen stehen; ihre Astro»nomie war besser; sie kannten den Kompaß, doch »wußten sie denselben nicht zu seinem eigentlichen Ge»brauche anzuwenden; alle Künste und Wissenschaf»ten, die sich bey ihnen finden, sind ihnen seit undenk»lichen Zeiten bekannt, aber sie werden nichts zu einer »gewissen Vollständigkeit erheben, und ihre Sprache »wäre ein unwiderstehbares Hinderniß, wenn die Ge»lehrtheit bey ihnen aufkommen sollte.» Die Verachtung, welche diese Nation gegen alle andere hegt, glaubt unser Verfasser, sey Schuld, daß sie nicht einmal zum Nachahmen geschickt ist. Kein chinesischer Künstler soll noch eine Taschenuhr oder eine gute Flinte haben zu Stande bringen können; ihre Malerey läßt sich aus ihrem Porcellan beurtheilen; die Farben sind lebhaft, aber ihre Erfindungen sind steif und geistlos. Wenn ihre Maler schon bey Blumen, Bäumen, Thieren und Landschaften noch so ziemlich zu recht kommen, sagt der Herr Verfasser in den Zusätzen, so scheinet es für sie doch unmöglich, eine ordentliche

mensch-

menschliche Figur hervorzubringen. Sie verdrehen ihre eigene Gesichter, sie geben sich selbst Gestalten, die sie niemals gehabt haben. »Könnten die Erfindungs»kräfte bey einer Nation so groß seyn, fragt er endlich »in der Schrift selbst, die sich auf ihr Gedächtniß so »viel zu gute thut? Man hält sich in China berechti»get, einen Europäer zu verspotten, wenn er nicht »ganze Bücher von Wort zu Wort herzusagen weiß.»

»Die Japaneser, heißt es ferner, sind ganz ande»re Leute, aber im Stolze kommen sie den Chinesern »auf das genaueste bey. Sie übertreffen diese in den »Künsten und sind überaus tapfer, daher auch der »Selbstmord bey ihnen eben so gemein ist, als er es »in England, oder, wo er mir noch gemeiner zu seyn »scheinet, in der Schweiz ist.» — Ist es aber ein ausgemachtes Zeichen der Tapferkeit eines Volks, wenn der Selbstmord bey ihm gemein ist? » Diese Japa»neser nun sind wegen ihrer bekannten Enthaltung »alles Umgangs mit den Fremden so sehr überzeugt, »daß sie die einzigen Menschen auf Erden seyn, daß sie »auch deswegen alle übrigen Länder die Wohnung der »Teufel und der unreinen Geister nennen.» Vielleicht sind sie durch die Aufführung der Europäer in ihrem Lande in ihrer Meynung bestärkt worden.

Von den Japanesern kömmt der Verfasser auf die Franzosen, die alle Bewohner des Erdbodens außer Frankreich auf gut Japanesisch verachten. »Sie »erweisen uns aber doch lange die Ehre nicht, setzt er »hinzu, uns für Teufel zu halten, weil es einem Frem»den unmöglich ist, so viel Witz zu haben, als ein »Franzose hat. Oldmixon gedenket eines karaibi»schen Menschenfressers, der dem Fleische eines Fran-

zosen

»zosen so gar eine besondere und vor andern Völkern »vorzügliche Annehmlichkeit zuschrieb.«

Hierauf beurtheilet der Verfasser die hochmüthige und zuversichtige Art, mit welcher die ersten Verfasser des Journal étranger diese periodische Schrift angekündiget, und hält sich mit dem Verfasser der Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland über das Wort étranger auf, worunter ein jeder verstanden wird, der kein Franzose ist, so wie vormals ein jeder, der kein Grieche war, ein Barbar hieß. Bey dieser Gelegenheit erzehlet unser Verfasser in der Note eine artige Anekdote: »Einmal, da am Cellischen Hofe der letzte Herzog, die »Herzoginn (aus der Familie d'Olbreuse) und einige französische Herren an der Tafel saßen, rufte einer »unter diesen plötzlich aus: Cela est fort plaisant! »Was? sagte der Herzog: C'est, Monseigneur, qu'il »n'y a, que vous, d'*étranger* içi.«

»Künste und Wissenschaften, heißt es ferner, legen »in Frankreich mehrentheils ihre Ernsthaftigkeit ab, »weil es in diesem Lande nur in lächerlichen Dingen »ernsthaft zu seyn erlaubt ist. Man schreibt in Frankreich um zu gefallen, und läßt es den Fremden über, »schlechtweg vernünftig zu seyn, weil es sich da der »Mühe nicht verlohnete, denken zu lernen, wo es oft »schon genug ist, daß man reden könne. — Ein »Sternkundiger wacht allda seine Nächte für das »Frauenzimmer durch; ein Chymist sitzt für das Frauenzimmer bey seinem Ofen; ein Metaphysicus fängt »Grillen für das Frauenzimmer; — das Frauenzimmer erhöhet die Erfindungskraft eines Servandoni, »giebt in dem Louvre den Malern Gesetze, und ver-

»wandelt

»wandelt die große Manier ihrer Vorgänger in ge»ringschätziges Pastell — Alle Arten von Wissen»schaften werden in diesem Lande in ihrem ganzen Um»fange in kleinen Kalendern oder Taschenwörterbü»chelgen vorgetragen, und wenn alle Bibliotheken der »Erde in Brand geriethen, so ließe sich in Frankreich »der Kern des menschlichen Erkenntnisses in einer »Schürze retten.» Der Hr. Verfasser beschließt seine Betrachtungen über den Nationalstolz der Franzosen mit folgender Anmerkung des großen Verfassers der persianischen Briefe, die, wie er bemerket, uns zu einem besondern Troste dienen kann, in so fern wir ihn annehmen wollen. »Wenn ich spreche, sagt »der Herr von Montesquieu, daß die Franzosen »alles verachten, was fremde ist, so spreche ich bloß »von Kleinigkeiten; denn in großen Dingen scheinen »sie bis zur Erniedrigung gegen sich selbst mistrauisch »zu seyn. Sie gestehen wohl, daß andere Völker klü»ger sind, so bald man ihnen zugiebt, daß sie sich besser »zu kleiden wissen; sie wollen sich gerne so lange den »Gesetzen eines nacheifernden Volks unterwerfen, als »man ihre Perrückenmacher in einem gesetzgeberischen »Tone der Perrückenmacher allen andern Nationen »befehlen läßt. Nichts scheinet ihnen so schön, als »den Geschmack ihrer Küchenmeister vom Mittage bis »in den Norden herrschen, und die Befehle ihrer Krä»merinnen über alle Nachttische von Europa sich er»strecken zu sehen.»

Nach einer kurzen Betrachtung des Nationalstolzes der Italiener, und ihrer Verachtung gegen die Verdienste der übrigen Nationen, und vornehmlich der

der Deutschen, bemerkt der Verfasser, daß die Deutschen, um ihren Nationalstolz auch jemanden empfinden zu lassen, mit ihrem Witze gegen die Schweizer besonders, und oft auf eine sehr besondere Weise spielen. Bey dieser Gelegenheit verweiset er dem Verfasser der vorhin angeführten Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland zwey Sinngedichte wider die Schweizer, die, wenn man nicht dem scherzenden Epigrammatisten etwas zu gute halten will, der Nation unsers Verfassers, einer Nation, die so viele große Geister hervorgebracht hat, wirklich zu viel thun. Endlich beschließt der Hr. Verfasser die erste Abtheilung mit einer allgemeinen Betrachtung, die ihm den Weg zur zwoten Abtheilung bahnet. »Eine jede Nation, sagt er, glaubt vor andern gewisse Vorzüge zu haben, und diese sind freylich manchmal so sehr in der Natur gegründet, daß sie »nicht den geringsten Widerspruch leiden. Die Wärme und Kälte einer Gegend, die Schwere und Leichtigkeit der Luft, die Natur des Erdreichs, der Gewässer und der Winde, mit einem Worte, alles, was man »unter dem Worte Clima verstehet; die Lebensart, »die Auferziehung, die Regierungsform, die Religion »selbst haben zusammengenommen einen so besondern »Einfluß auf alle Völker, daß sich in ihrem Gemüthscharakter, in ihren Sitten und Gewohnheiten, »und überhaupt in ihrer Denkungsart wirklich ein »merklicher Unterschied finden muß, — aber es sey ferne, setzt er hinzu, daß ich ein Lobredner der Temperamentstugenden werde; soll ich es meiner Taschen-Uhr verdanken, wenn sie mir richtig die Stunden »zeigt? Um wie viel mehr war Lais über die Xan-

»tippe,

»tippe, und Newton über einen Affen, als durch »eine glückliche Organisation, im Grunde erhoben?« In der zwoten Abtheilung wird der Nationalstolz von der löblichen Seite betrachtet. Der Hr. Verf. der sich mehr in dem Lobe, als in dem Tadel dieser Nationaleigenschaft zu gefallen scheinet, erhebet hier den Ton, und preiset diese Tugend mit so vielem Feuer und Nachdrucke an, daß man ihm selbst in die poetischen Ausschweifungen der Einbildungskraft, die er sich öfters erlaubt, mit Vergnügen folgt, und den wahren Republicaner, den Liebhaber der Wissenschaften und den Verehrer der Tugend zugleich in ihm hochschätzet. Wir können hieraus unmöglich einen zusammenhangenden Auszug liefern. Die Beredtsamkeit des Hrn. Verfassers ist allenthalben gleich stark, gleich erhaben, und wir machen uns ein Gewissen daraus, dieselbe in einem kurzen Auszuge zu entstellen. Wir müssen uns also begnügen, nur den Innhalt anzuzeigen, und hier und da einige Stellen, die uns am ersten in die Augen fallen werden, zur Probe herzusetzen.

Beym Eingange bemerkt der Hr. Verf. die deutsche Sprache gebe uns keine Ausdrücke an die Hand, den verwerflichen Stolz von dem tugendhaften zu unterscheiden, so, wie es im Französischen durch Orgeuil und fierté, oder Grandeur d'ame geschiehet. Vielleicht aber kann dieser Unterschied im Deutschen durch **Hochmuth** und **Stolz** gegeben werden; iedoch würde das Wort **Hochmuth**, welches dem Wortverstande nach mit Grandeur d'ame übereinkömmt, im Deutschen in dem üblen Verstande genommen werden müssen. »Der Stolz, sagt der Verfasser, dessen Vertheidigung »ich

»ich auf mich nehme, ist bey einem rechtschaffenen Manne »das Gefühl der Würdigkeit seiner Seele, das vor»mals bey dem Pythagoras für den größten Reiz »zur Tugend gehalten wurde, und in unserm Gemüthe »allerdings den edelsten Eindruck behaupten soll, es ist »eine Wache, die der Urheber der Natur in dasselbe »gelegt hat, die alles, was klein, was niedrig und der »Größe unsrer Seele unwürdig ist, verdringet; kein »gemeiner, kein schädlicher, kein lasterhafter Gedanke »wird in uns aufsteigen können, so bald wir diese Ach»tung für uns tragen, so bald wir nach derselben un»sere Triebe auf dem Richterstuhle der Vernunft be»urtheilen, und der Lehre des Pythagoras zu folge, »uns, am meisten, für uns selbst scheuen.« Der Hr. Verfasser beweiset, daß auch die Religion diesem tugendhaften pythagorischen Stolze nicht zuwider sey, und daß er durch die Liebe zum Ruhme zuwege gebracht, unterhalten und verstärket werde. »Man »hat mit dem größten Rechte bemerket, setzt er hinzu, »daß Cicero die Liebe zum Ruhme adelt, indem er sie »durch die Vergleichung mit der überirdischen Glück»seligkeit erniedrigen will, weil er die Schranken des »Ruhms bis dahin setzet, wo die Natur sich verlieret, »und seine Dauer nur damit einzuschränken sucht, daß »er sie in den Augen der Bürger des Himmels als »klein vorstellt.« — So wie nun die Achtung für sich selbst, fährt der Verfasser fort zu schließen, für besondere Personen vortheilhaft ist, so ist sie es auch für ganze Nationen. Dieses ist der edle Stolz, den er hier anpreiset, und welcher bey einer Nation durch die großen Verdienste seiner Voraltern erweckt wird. »Die heutigen Nachfolger der alten Lacedämonier,

»die

„die man Mainotten *) nennet, sind bis auf diesen „Tag das tapferste Volk unter den Griechen. — Die „alten Gesänge der scandinavischen Dichter haben auf „die Gemüther ihrer Nachkommenschaft eben derglei„chen Wirkungen gehabt, die die Denkmäler der größ„ten Geschichtschreiber in den Gemüthern der gesitte„ten Völker hervorbrachten: man weiß von den Hun„nen, daß ihre Kinder in eine Art von Raserey gerie„then, wenn man ihnen die großen Thaten ihrer Vor„fahren erzehlte, und die Väter selbst zerflossen in „Thränen, so oft sie sahen, daß sie nicht mehr fähig „waren, ihren Kindern gleich zu seyn.„ — Hierauf handelt der Verfasser von der Tapferkeit der nordischen Völker, der Tartarn überhaupt, der Scythen, Sueven, Sachsen, Jüten und Angeln, mit so vieler Gründlichkeit und Beredtsamkeit zugleich, daß wir die Stelle mit Vergnügen hersetzen würden, wenn sie nicht zu viel Raum einnähme. — Endlich kömmt er von der Tapferkeit auf die Künste und Wissenschaften. „So „weit vielleicht die Seele eines Pope oder Newtons „über die Seele eines alten Scandinaviers erhoben „war, eben so weit sind die Begriffe von den Künsten „und Wissenschaften über die Begriffe erhoben, die „einem Volke seine Tapferkeit einpflanzt. Wer hat „dem rohen Marmor das Leben gegeben; wer hat die „Majestät der Götter in einem irdischen Stoffe nach„geahmt; wer hat aus den Sayten die Töne geschaf„fen, die uns aus finstern Wildnissen zu den angenehm„sten Scenen der schönern Natur heraufrufen, die „unsere

*) Von Mania (Unsinnigkeit), weil sie im Gefechte in die Feinde hinein rennen, als ob sie unsinnig wären.

»unsere Schmerzen besänftigen, und unsere Herzen zu
»großen Gedanken und edlen Entschließungen erhö-
»hen; wer hat der himmlischen Tugend irdische Ge-
»stalten gegeben; wer hat ihr bald in entzückenden Ge-
»sängen, bald in ernsthaften Gesprächen, bald in hin-
»reißenden Reden alle Wege der Herzen geöffnet, und
»das Angedenken der erhabenen Thaten der Vorwelt
»zum Dienste der Nachkommenschaft verewiget; wer
»hat uns in den Gränzen unserer Einsichten die größ-
»ten Beweggründe zur Erkenntniß unserer selbst ge-
»geben; wer hat mit einer wahren Zauberhand die
»Menge unserer Gebrechen vermindert, und uns an
»dem Rande des Todes das Leben gezeigt; wer hat
»die Bande der Gesellschaft geknüpft, und uns aus
»Barbaren zu Menschen geschaffen; wer hat in den
»ungesittetsten Weltaltern die Begriffe von der wah-
»ren Würdigkeit der Seele in einem kleinen Lande
»ausgedehnet; wer hat die blutigen Siegeszeichen krie-
»gerischer Völker mit anmuthsvollen Blumen um-
»wunden; wer hat uns nicht die neue Welt, die ihre
»Laster mit den unsern vermehret, und die Einfalt
»unserer Sitten durch ihr Gold verdorben hat, sondern
»die Welten, die aus unbegreiflichen Fernen durch
»bloße Gläser zu uns strahlen, zur Ehre des Schö-
»pfers entdeckt? O Rousseau - - -! Künste und
»Wissenschaften haben es gethan.« In diesem Tone fähret der Hr. Verfasser fort, die Künste und Wissenschaften zu erheben, und zeiget, wie aus den Vorzügen in denselben ein löblicher Nationalstolz entspringen könne. Die Stelle, in welcher gezeigt wird, wie die Künste diese Art des Stolzes besonders hervorbringen können, ist allzu schön, als daß wir sie über-

gehen

gehen könnten. »Athen, heißt es, hat in dem Cera»mico die Statuen seiner erlauchten Bürger aufgefüh»ret, und Griechenland ist mit den Ehrensäulen seiner »Helden angefüllt gewesen; das Angedenken ihrer »Thaten war bey jedem Blicke rege, den man auf diese »sichtbaren Zeugnisse ihres Ruhmes warf. Bey dem »bloßen Anschauen der Bildsäulen des Harmodius »und des Aristogiton erneuerte sich in den Gemü»thern der Athenienser der Abscheu für die Tyranney, »und machte täglich die Dankbarkeit gegen diese Ver»fechter ihrer Freyheit lebhaft. Die allergrößten »Männer des alten Roms bekannten, daß sie bey dem »Anblicke der Bilder ihrer erlauchten Voreltern die »außerordentlichsten Triebe zur Tugend empfanden. »Man hätte denken sollen, die Gräber haben sich ge»öffnet, und die Seelen der Helden seyen wiederum »auf der Erde erschienen, um in der Sprache der »Unsterblichen die Wege zum Großen, zum Schönen »und zum Edlen zu lehren, so sehr wurde die römische »Jugend mit den Trieben zur Ehrbegierde angefeuert, »wenn sie die Bildnisse dieser Männer bey gewissen »feyerlichen Anlassen erblickte.» — Hierauf handelt der Verfasser von dem edlen Stolze, der hierdurch bey den Griechen und Römern entstehen mußte. Von diesen kömmt er plötzlich auf unsere Zeiten, und zwar erstlich auf die Franzosen, denen er das größte Recht zueignet, wegen der Aufnahme der Künste und Wissenschaften in ihrem Lande stolz zu seyn. »Ich bin eben »so geneigt, sagt er, die wahren Vorzüge dieser Nation »zu erkennen, als ich mir oben ein Vergnügen machte, »den eingebildeten Vorzügen derselben ihr Recht wi»derfahren zu lassen.» Er vertheidiget die ietzigen

Franzosen wider die Klagen, die einige von ihren Landsleuten selbst führen, daß der wahre Geschmack und die Liebe zu den Wissenschaften bey ihnen seit den Zeiten Ludewigs des vierzehnten gefallen wäre, und erhebt die neuern Schriftsteller über die gepriesenen Schriftsteller aus den Zeiten Ludewigs des vierzehnten; besonders ist der Herr von Montesquieu sein Held, von welchem er sagt, daß er allein im Stande sey, einer ganzen Reihe von Gelehrten, die unter der vorigen Regierung lebten, die Wage zu halten. Ueberhaupt glaubt er, müßten die ietzigen Zeiten sehr viel in der Vergleichung gewinnen, wenn man dem nicht seltenen Gewäsche der größten Schriftsteller aus den Zeiten Ludewigs des Großen die gedankenreiche und wahrhaftig philosophische Schreibart eines Diderot, eines d'Alembert, eines Rousseau, eines Voltaire, eines Maupertuis, oder eines Montesquieu entgegen setzen wollte. — Von den Franzosen kömmt der Hr. Verf. zu den Engländern, und von diesen zu den Schweden, denen er auch wegen der sorgfältigen Verbesserung ihrer bürgerlichen und Landöconomie einen Nationalstolz erlaubet. Mit welchem Rechte dieses geschiehet, wollen wir nicht ausmachen. Wir sollten glauben, eine Nation könne wohl auf große Genies, aber nicht auf fleißige Oeconomisten stolz seyn. Das Genie ist eine angebohrne Eigenschaft der Seele, die sich öfters fortpflanzet, und wie ein lebendiger Quell immer mehr und mehr ausbreitet. Der Fleiß und die Sorgfalt hingegen sind erworbene Fertigkeiten, die wie das Wasser in einem Teiche an dem Orte stehen bleiben, wo sie die Arbeit hervorgegraben hat. Die Enkel und Nachkömmlinge können wohl die Wohlthaten

thaten davon genießen, aber ihrer Nation deswegen keine Vorzüge zuschreiben, die ihr gleichsam eigen seyn, und sich allen Mitbürgern in einem gewissen Verhältnisse von Natur einpflanzen sollten. —

Ferner handelt der Hr. Verf. von dem Nationalstolze, der aus der Regierungsform eines Landes entsteht. Man kann sich leichtlich vorstellen, daß er diesen Stolz bloß den freyen Staaten erlauben wird. Er weiß die Vortheile der Freyheit, der Mittelmäßigkeit und Gleichheit, welche in einer wohleingerichteten Republik herrschen, und die Liebe zum Vaterlande, die daraus entspringet, so feurig und so lebhaft zu beschreiben, als nöthig ist, wenn man nach dem, was die Alten über diese Materie geschrieben, noch immer lesenswürdig bleiben will. Besonders ist die Lobrede auf die Liebe zum Vaterlande mit vieler Beredtsamkeit ausgearbeitet. »Der gerechte, der erlaubte, der vernünf»tige Nationalstolz, heißt es, ist in den Republiken die »Liebe zum Vaterlande, und die Liebe zum Vaterlande »ist der eigentliche Nationalstolz. Was war diese »süße Empfindung, die alles, was uns angenehm und »reizend ist, die die Liebe zu unsern Eltern, zu unsern »Kindern, zu unsern Anverwandten und zu unsern »Freunden in sich hält, die den Tod, den bittern Tod, »leicht, die ihn ruhig, die ihn angenehm machte, so bald »er diesem geheiligten Namen ein Opfer war? Was »war die Liebe zum Vaterlande anders, als ein wahrer »Nationalstolz? War sie nicht in dem Herzen eines »Römers ein Gefühl des vorzüglichen Werthes dieser »Königinn der Städte, die ihr Haupt über alle Reiche »der Erden empor hob, die mit ihrem Scepter den »Meeren befohlen, die den Orient und Occident nach

 »ihrem

»ihrem Willen gebogen, die die Belohnerinn aller »Künste, die Beschützerinn aller Wissenschaften geworden, welche ihre lachende griechische Gestalt in derselben ernsthaften Schooße mit der römischen Majestät »verwechselt hatten? Was ist in den kleinsten Republiken das Wort Vaterland? Noch ist es nicht veraltet, — — es hält Liebe, es hält Hochachtung, es »hält Dankbarkeit, es hält Entzückung in sich;» und an einem andern Orte: »Kein innerlicher Trieb des »Menschen kann nach der Aussage der wenigen großen »Seelen, die von dieser rührenden Empfindung durchdrungen sind, der Liebe zum Vaterlande verglichen »werden; weder Montagne, da er seine Versuche »schrieb, weder Descartes, da er neue Welten aufführte, weder Burnet, da er den Bau der Erde bestimmte, noch Newton, da er die wahren Gesetze »der Natur so wohl durch Erfahrungen, als durch »die Kraft seiner Meßkunst entdeckte, fühlten, nach »dem erhabenen Ausdrucke des Mylord Bolingbroke, eine größere Freude, als derjenige fühlt, der »ein wahrer Patriot ist, der alle Kräfte seines Verstandes, seine Gedanken, seine Thaten alle den Vortheilen des Vaterlandes aufopfert. Diese Regung »bemächtigt sich mit einer unwiderstehlichen Kraft des »ganzen Menschen, sie unterdrückt alle andere Leidenschaften, sie hebt unsere Augen von der sanften Aussicht in die Thäler der Ruhe weg, sie reißt uns durch »die gedrungenen Schaaren, durch gezückte Schwerdter und feurige Wetter, und welches noch mehr ist, »durch den dunkeln Hinterhalt der Feindschaft, der »Rache, der Mißgunst und des Neides unserer eigenen Mitbürger hindurch, und bereitet uns die Triumphe,

»phe, die nur das Herz des Patrioten fühlt.« Wir wissen nicht, mit welchem Rechte man den Patrioten, in der weitläuftigsten Bedeutung genommen, deren dieses Wort fähig ist, dem Lehrer der Weisheit vorziehen will. Sie sind beyde Wohlthäter der Menschen, sie opfern beyde ihre Gedanken, ihre Ruhe und Bequemlichkeit dem Besten des menschlichen Geschlechts auf; aber die Wohlthaten des Patrioten sind in dem kleinen Bezirk seiner Mitbürger eingeschränkt, und stürzen vielleicht einen großen Theil der übrigen Menschen in den Untergang; der Weise aber erhebt seine Absichten zu dem Besten des gesammten menschlichen Geschlechts, und schließt niemanden von der Zahl derjenigen aus, die er glücklich zu machen wünscht. Die Bemühungen des Patrioten betreffen nur zeitliche Vortheile, die doch endlich der Veränderung und dem Wechsel der Zeiten unterworfen sind; der Weise hingegen verschafft ewige unvergängliche Vortheile, die den spätesten Enkeln noch nützen, die die Besserung der Seele zur Absicht haben, und öfters in die ganze Seligkeit des Menschen einen nicht geringen Einfluß haben. — — Jedoch es ist hier der Ort nicht, sich hierüber weitläuftiger einzulassen. Beym Schlusse des Werks erinnert der Hr. Verfasser selbst, der zweete Theil seiner Abhandlung gefalle ihm besser, als der erste. »Carl der andere, thut er hinzu, warf dem berühmten »Dichter Waller vor, er habe in seinen Versen den »Cromwell weit besser gelobt, als ihn; ja, gab dieser »zur Antwort: Wir Dichter kommen besser in der »Erfindung, als mit der Wahrheit zurechte.« Die Zusätze, welche dem Werke angehängt worden, enthalten einige nähere Nachrichten und Betrachtungen

gen über die asiatischen Völker, nachdem der Verfasser in währendem Drucke der Abhandlung aus andern Absichten sich mit ihnen näher bekannt zu machen gesucht hat. Wir haben in unserm Auszuge einige Gedanken daraus an den Stellen, die ihnen der Verfasser angewiesen, einverleibet.

M.



X.

Vermischte kritische Briefe. Rostock verlegt von A. F. Röse 1758. 247 Seiten in Octav.

Diese Sammlung bestehet aus dreyßig Briefen, deren Innhalt wir kürzlich anzeigen wollen.

Der erste Brief preiset die Schönheit von Popens Uebersetzung des Homers an, und es wird zum Beweise gerade eine Stelle angeführet, wegen welcher ein schweizerischer Kunstrichter *) Popen angefochten hat. Es ist das Gleichniß am Ende der achten Ilias, wo Homer die von den Trojanern angemachten Feuer mit einem hellgestirnten Himmel verglich. Wir können aber dem Herrn V. wegen dieser Stelle nicht beyfallen, sondern glauben, daß der schweizerische Demodocus nicht allein wegen dieser Stelle, sondern auch überhaupt in der Anklage wider den allzuvielen Glanz, welchen Pope dem Homer geliehen hat, recht hat. Wir glauben nicht allein, mit dem schweizerischen Kunstrichter, daß dieses Gleichniß beym Pope für ein Nachtgemälde viel

zu

*) S. Bodmers Gedichte S. 162.

zu viel Farben habe, und einen stärkern Glanz ausstreue, als dienlich ist, sondern wir getraueten uns auch aus malerischen Gründen zu beweisen, daß die beyden Verse:

Ἔκ τ᾽ ἔφανον πᾶσαι σκοπιαὶ, καὶ πρώονες ἄκροι καὶ νάπαι·

in welchen in diesem Gleichnisse das tertium comparationis enthalten ist, eine ganz widrige Wirkung thun, so wie sie Pope giebt:

O'er the dark trees a yellower Verdure ſhed
And tip with ſilver ev'ry mountains head.
Then ſhine the vales the roks in proſpect riſe.

Nicht zu gedenken, daß das folgende:

οὐρανόθεν δ᾽ ἄρ ὑπερράγη ἄσπετος αἰθήρ,

für ein Nachtgemälde viel zu stark gegeben ist:

A flood of glory burſts from all the ſkies.

Wodurch der Begriff, den man sich nach dem Homer machen kann, wie die umliegende Gegend, eben wie von dem Sternenhimmel, von den angemachten Feuern, erleuchtet wird, gänzlich zerstöret ist.

Uns dünkt auch, daß das dem Herrn Verf. so entzückend scheinende

Around her throne the vivid planetes role,

außerdem, daß es im Homer wirklich nicht befindlich ist, in diesem Gleichnisse ganz am unrechten Orte stehet. Inzwischen sagen wir dieses, ohne Popens vortreffliches Werk verachten zu wollen; wir wünschten vielmehr herzlich, daß man nur im Deutschen eine solche Uebersetzung Homers aufweisen könnte. Ein Urtheil über Popens Homer, welches dem Hrn Verf. S. 9. von ohngefähr entfähret, scheinet uns vollkommen richtig zu seyn. »Seine Fehler sind so lange unver-

 »besser-

»besserlich schön, bis man das griechische Original »lieset.« Wenn aber der Herr Verf. nachher den Homer mit einem reinlich gekleideten Bauermägdgen, und Popens Uebersetzung einem Fräulein vergleichet, deren Schönheit durch kostbares Geschmeide noch mehr erhöhet wird, so ist diese Vergleichung gänzlich unrichtig.

Der zweete bis fünfte Brief beurtheilet Herrn Leßings Kritik der Anfangszeilen des Meßias, und eben desselben Versuch einer lateinischen Uebersetzung dieses Gedichts. Eben die Ursache, warum wir von einer ähnlichen Beurtheilung haben stille schweigen müssen, machet, daß wir von dieser lieber auch stille schweigen wollen. In dem sechsten Briefe wird gesagt, daß das Heldengedicht, der Meßias, dem Heldengedichte Noah vorzuziehen sey. Der siebente Brief enthält eine Probe einer Uebersetzung von Ovids Verwandlungen; der Herr Verf. berichtet seinem Freunde, er habe diese Uebersetzung unterdrücket. Wir glauben, daß er daran nicht übel gethan habe. Wir haben sie zwar nicht gegen die Urkunde gehalten, aber sie ist sehr unharmonisch und hart, und es ist bekannt, daß eine sanfte und weichliche Harmonie eines von den Unterscheidungszeichen von Ovids Versen ist. Im achten Briefe wird etwas von des Herrn Prof. Gellerts geistlichen Oden und Liedern gesagt. Wir hoffen, es wird ein Lob seyn sollen; denn allzu deutlich kann man des Herrn Verf. Meynung nicht errathen. Der neunte Brief sagt etwas, oder vielmehr, sagt so viel als nichts von dem Streite Herrn Leßings mit Herrn Langen. Ein Streit, von dem überhaupt ein

dritter

dritter wohl hätte schweigen können, da die beyden streitenden Partheyen selbst schon seit langer Zeit geschwiegen haben. In dem zehnten Briefe wird die zu Braunschweig in groß Octav gedruckte Uebersetzung der Oden des Horaz mit dem verdienten Tadel beleget, und gezeiget, daß sie gar nichts von Horazens Geiste an sich habe. In dem eilften Briefe soll untersucht werden, ob man die besten gereimten Gedichte mit mehrerm Vergnügen lesen würde, wenn sie nicht gereimt wären. Der Herr Verf. trägt kein Bedenken, solches zu behaupten, und gebraucht sich dazu mehrentheils schon bekannter Gründe; einige neue Gründe aber, die er anführen will, sind so beschaffen, daß sie füglicher hätten wegbleiben können. So heist es z. B. S. 94: »Ich »will nur des einzigen Stückes Erwähnung thun, »daß der Reim uns der poetischen Schönheiten be»raubt, welche wir durch die Umbildung der Sprach»regeln erhalten können. Eine reimfreye Ode kann »durch dieses Hülfsmittel voll Begeisterung werden. »Der gereimten Ode ist dieser Zugang verschlossen.« Kein Mensch von Geschmacke wird dem Herrn Verf. zugeben, daß durch die Vernachläßigung der Sprachregeln eine Ode voll Begeisterung werden könne. Die poetische Schreibart hat an sich vor der Prosa viel Freyheiten und besondere kühne Wendungen voraus, welche allerdings die Schreibart nachdrucksvoll und körnig, keineswegs aber die Ode voll Begeisterung machen. Diese Freyheiten der poetischen Schreibart sind eben so wohl dem reimenden, als dem reimfreyen Dichter, offen. Es ist zwar auch richtig, daß ein erhabenes Genie, dem die Sprache zu enge

enge wird, große Gedanken auszudrücken, sehr öfters, ohne daß er es selbst merket, neue Wendungen in der Sprache erfindet; und dieß ist eine Freyheit, die einem großen Dichter ansteht; den kleinen Geistern aber, welche zu glauben scheinen, daß das Erhabene der Dichtkunst in fremden Ausdrücken bestehe, denen soll es gänzlich verboten bleiben, Aenderungen in der Sprache zu machen. Im übrigen ist es verdrießlich, daß der Herr Verf. die abgedroschenen Sätze wieder hervorbringt, welche durch die Erfahrung der größten Dichter widerleget werden, nämlich »daß auch der beste Gedanke sich vor dem »Reime schmiegen, und nach dessen Hartnäckigkeit »alle mögliche Verschlimmerungen erfahren muß: ja »daß das Genie gefesselt ist, und unter dem Joche, »worunter es keichet, seinen Gedanken keinen freyen »Lauf lassen kann.« Wenn der Dichter, welcher Genie hat, sich eine gereimte Versart wählet, so ist es ein Zeichen, daß er überzeuget ist, er werde in derselben seine Gedanken am besten ausdrücken können. Hierin ist die Empfindung des Dichters weit feiner, als die Theorie des Kunstrichters; daher scheinet es uns eine große Verwegenheit zu seyn, wenn man die Frage aufwerfen will, ob ein gewisses gereimtes Gedicht ohne Reim besser klingen werde? Dieses wird fast niemals möglich seyn; denn ob man gleich zugeben kann, daß bey größern Werken ein vortreffliches Gedicht ohne Reime, wenn alles andere gleich ist, harmonischer seyn wird, als ein gereimtes, so wird es doch niemals möglich seyn, ein schon gereimtes Gedicht der Reime zu berauben, oder ein reimfreyes Gedicht zu reimen. Dieses ist schon

einiger

einiger maßen aus demjenigen klar, was wir S. 116 des zweeten Bandes von der Einrichtung der gereimten und reimlosen Gedichte erinnert haben, und könnte allenfalls noch weiter ausgeführet werden. Daher werden auch meistens Versuche von dieser Art mislingen, wovon selbst des Herrn Verf. Versuch, eine Fabel von Gellerten in Verse ohne Reime zu übersetzen, ein würdiges Beyspiel ist. Nichts ist harmonischer geschrieben, vortrefflicher und ungekünstelter erzehlt, als die gellertsche Fabel; nichts ist hingegen unharmonischer und härter geschrieben, und langweiliger und gezwungener erzehlt, als des Herrn Verf. Uebersetzung. Selbst das Silbenmaaß, welches der Herr Verfasser gewählet hat, ist zur Fabel ganz und gar nicht bequem; ja es ist nicht einmal richtig: denn man kann verschiedene Verse auf zweyerley Art scandiren, oder vielmehr sie lassen sich auf keine von beyden Arten richtig scandiren. Wir wollen beyde Fabeln hersetzen, damit unsere Leser, wenn sie beyde gegen einander halten, mit Verwunderung sehen können, wie sehr ein einmal angenommener Satz einen Kunstrichter verblenden könne.

Das Schicksal.

(S. Gellerts Fabeln erster Theil der Leipz. Ausgabe. S. 116.)

O Mensch, was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?

Du

Du siehst bey Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht und auch die Folgen nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschicht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen;
Die siehst du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müstest du, was Gott ist, seyn.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn zu blöd am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beyspiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und wanns dir grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

* * *

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bey dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bey der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn und entwich;
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greiß gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greiß mit wildem Ungestüm,
Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wütend tod.
Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt.
Denn wiß: es hat der Greiß, der ietzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlohrnen Raub davon getragen.

Das Schicksal.

(S. die vermischten kritischen Briefe S. 98.)

Mensch, was grübelt dein Tiefsinn doch,
Jenen Rathschluß zu sehn, welcher die Welt regiert?
Deine Vernunft, die endlich ist,
Sucht die Absichten auf, die der Unendliche
In der Schickung verborgen hält?
Du, du hoffest den Grund dennoch recht einzusehn,
Warum das, was geschah, geschicht;
Der du das, was geschicht, nach dem Vergangenen,
Nach der Folge nicht bestimmen kannst?
Jeder mächtige Schluß, welchen die Vorsicht fällt,
Ist ein Zug der Gerechtigkeit.
Zwar hier scheitert noch oft zweifelsvoll dein Verstand;
Doch verlangst du den Grund zu schaun,
Der ins Schicksals Geweb künstlich geflochten ist;
So must du, was Gott ist, seyn!
Sey im Staube gebückt, mit den Verehrungen
Jener Absicht allein begnügt,
Die mit Klarheit zu schaun, du allzu endlich bist.
Sieh ein jüdisches Beyspiel an,
Welches lehrt, daß das, welches ein Gott verhängt,
Alles aus weisen Gründen flüßt,
Und was grausam dir scheint, heiße Gerechtigkeit.

* * *

Einst trat Moses auf einen Berg,
Wo vom ewigen Rath, der unser Schicksal lenkt,
Er um größere Kenntniß bat.
Schau! so rief ihm sein Gott, von dieser Höh hinab,
Wo du stehest, ins Ebne hin!
Hier durchrieselt das Feld eine kristallne Quell.
Und ein reisender Kriegesmann
Stieg vom Pferde herab, löschte den Durst mit ihr,
Und setzt eilend die Reise fort.
Von der Heerd lief ein Knab, welcher der Hitze Durst
In der silbernen Quell enttrank,
Und fand janchzend das Geld, das der entwichene
Krieger daselbst fallen ließ.
Voll Entzückung nahm ers, bracht es der Mutter zu;
Da nach eben der Stelle hin
Ein gebeugter Greiß kriechend am Stabe schlich,
Und da trank und sich setzete.
Schon entzitterte ihm, in das bethaute Gras
Sein beschwertes Haupt dahin;
Bis im laulichten Schlaf er seines Alters Last
Und die Sorgen verschlummerte.
Doch der Reuter kam nun wieder zur Quell zurück:
Will mit drohendem Ungestüm
Von dem Greise sein Geld; doch der beschwöret es,
Daß er es nicht gefunden hab.
Hiemit fleht er und weint, da indeß jener flucht,
Und mit häufigen Wunden ihn
Bey der Quelle ersticht, daß er die Seele da
An dem Ufer loßröcheln muß.
Moses schaut dieß, und bebt hin auf sein Angesicht.
Doch die göttliche Stimme rief:
Sieh hier, wies in der Welt weise und recht sich fügt.
Dieser Greiß, der im Blute schwimmt,
Bracht den Vater des Kinds, das hier das Geld fand, um.

Wir

Wir dürfen wohl für jeden Menschen von Geschmack nicht ein Wort hinzu thun, um das Abgeschmackte dieses mißlungenen Versuches aus einander zu setzen; aber wir erstaunen wirklich über den Herrn Verfasser, daß er so elende Zeilen gegen die Arbeit eines berühmten Dichters zu setzen sich unterstanden hat.

Der zwölfte Brief will die neuern französischen Lustspielschreiber gegen den Tadel des Freyherrn von Holberg vertheidigen, und schiebet den Tadel auf die Lustspiele des Freyherrn zurück. Der dreyzehnte Brief erwähnet einer Streitigkeit des Herrn Secretair Löwen mit einem gewissen von P., wovon wir niemals etwas gehöret haben, und die auch vielleicht nicht allzu wichtig ist. Bey dieser Gelegenheit entdecket der Herr Verfasser etwas von seinen Gedanken über das bürgerliche Trauerspiel, von welchem er aber nicht die wichtigsten Begriffe zu haben scheinet, da er Herrn Leßings Trauerspiel Henzi zu dem bürgerlichen Trauerspiele rechnet. In diesem Trauerspiele herrschet nicht ein bürgerliches oder häusliches Interesse, sondern es kommt auf öffentliche Angelegenheiten der Republik an. In dem vierzehnten Briefe wird angemerkt, daß Horaz und Juvenal dem Persius weit vorzuziehen sind, und wird sonderlich dieses letztern Schriftstellers dunkle Schreibart getadelt. Der funfzehnte Brief enthält nichts besonders. Im sechzehnten Briefe wird die bekannte Geschichte vom Horatius Cocles erzehlet. Wir wissen nicht, wie dieser und der vorige Brief unter die kritischen gekommen. In dem siebenzehnten Briefe werden über das Trauerspiel Miß Sara Sampson ver-

verschiedene Anmerkungen gemacht, und bey dieser Gelegenheit von dem Werthe der theatralischen Regeln manche gute Lehren gegeben; wir hätten aber doch gewünschet, diese Materie gründlicher ausgeführet zu sehen. In dem achtzehnten Briefe wird Hr. Utz und andere Dichter wider Herrn Wieland vertheidiget. Der neunzehnte Brief ist nicht kritisch, sondern moralisch. Der zwanzigste Brief spottet über die gewöhnliche Eitelkeit der Vorreden. Der ein und zwanzigste Brief saget ein Wort von K. Carl XII von Schweden. Der zwey und zwanzigste Brief preiset die Geschichte des Coriolanus als zum Trauerspiel bequem an. In diesem Briefe finden wir eine Stelle, wo beyläufig gesagt wird: »Ein »einziges weniger regelmäßiges Concert des melodi»schen Bachs verdienet in meinen Ohren mehrere Be»wunderung, als zehn der regelmäßigen.« Hr. Bach wird hier sehr unglücklich zum Exempel angeführt; denn wer hat noch iemals von den Arbeiten dieses großen Mannes nur geargwohnet, daß sie nicht regelmäßig wären? Er ist vielmehr ein Beweis, daß man bey der strengsten Beobachtung der Regeln den Werken der Tonkunst an Feuer und Bündigkeit nichts dürfe abgehen lassen. Der drey und zwanzigste Brief ist wieder eine kurze Vertheidigung Herrn Utzens. Der vier und zwanzigste Brief zeiget an, der Endzweck der lyrischen Dichtkunst sey

— Simul & iucunda & idonea dicere vitae.

In dem fünf und zwanzigsten Briefe wird der Vorschlag gethan, daß ein souverainer Censor über die Gelehrten ieder Klasse gesetzet werden möchte,

der

der die Macht haben sollte, die Werke aller elenden Scribenten, an statt sie dem Drucke zu übergeben, zum Feuer zu verdammen. Das würde ein großes Feuer geben! und wir sind versichert, daß die Werke manches Schriftstellers in den Flammen würden aufgehen müssen, der es wohl nicht gedacht hätte. Der sechs und zwanzigste und acht und zwanzigste Brief zeiget, was das halbe Hundert neuer Fabeln des Hrn. M. v. K. für ein elendes Werk ist. Der sieben und zwanzigste Brief handelt von der deutschen Schaubühne. Es wird bemerket, daß es damit sehr schlecht beschaffen ist, und daß sonderlich die Uebersetzungen französischer Trauerspiele äußerst schlecht sind. Doch könne man dieser schlechten Uebersetzungen wegen die Werke der Ausländer von unsern Theatern nicht ganz und gar verbannen. »Deutschland, heißt es, hat außer den wenigen Stü»cken eines Schlegels und Leßings keine theatrali»sche Werke, welche wir, ohne roth zu werden, un»sern Nachbarn entgegen setzen, und zur Ehre unseres »Geschmacks öffentlich aufführen können. — War»lich, Hortensius! Die Ausländer müssen uns ihre »Werke leihen.» Wir hätten aus der vorhergehenden Wahrheit einen ganz andern Schluß ziehen wollen, daß nämlich eben diese Armuth und dieser elende Zustand des deutschen Theaters alle deutsche Genies aufmuntern sollte, alle Kräfte anzuwenden, unser Theater in den Stand zu setzen, daß wir der Werke der Ausländer entbehren könnten; denn unsere Schaubühne wird nie ein eigenthümliches Wesen erlangen können, so lange wir gleichsam immer mit den Augen der Franzosen sehen wollen. Am Ende preiset

der Herr Verfasser mit Recht die engländischen dramatischen Schriftsteller an. Wir thun ein gleiches, aber wir preisen sie nur zur Nachahmung, und zwar zur verständigen Nachahmung an, die geschickt ist, sich den Geist eines Schriftstellers eigen zu machen, ohne eben neue Werke gleichsam in desselben Form zu gießen. Denn daß man ganze engländische Stücke übersetzt auf unser Theater bringen sollte, wünschten wir nicht sehr, eben so wenig, als daß man die Fehler der engländischen dramatischen Schriftsteller nachahmete. Wir wünschten, daß das deutsche Theater etwas originales hätte, und nicht mehr eine bloße Nachahmung, es sey nun Englands oder Frankreichs, für seine vornehmste Stütze erkennen müßte. Im neun und zwanzigsten Briefe wird einer Uebersetzung des Homers in Hexametern gedacht, die ein Freund des Herrn Verfassers unternommen haben soll. Dieser Vorschlag hat uns aufmerksam gemacht, und wir glaubten, der Herr Verfasser würde eine besonders vorzügliche Stelle anführen, woraus man hätte abnehmen können, wie weit die Kräfte seines Freundes giengen. Aber er führet nur eine Stelle aus der sechsten Ilias an, die, wie man deutlich sehen kann, nicht nach dem Griechischen, sondern gänzlich nach Popens Uebersetzung gegeben ist. Zudem scheinet sie ein wenig in der Eil gemachet zu seyn, so daß sich der Uebersetzer nicht Zeit genug genommen hat, seine Ausdrücke gehörig zu bedenken. Es heißt z. B. gleich im Anfange:

— Er sprachs. Der glorreiche Hektor
Nahm seinen Helm vom pferdhaarnen Federbusch schwärzlich.

Er

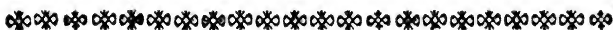
Er sprachs. Hektor selbst hatte vorher gesprochen, und nach diesem Ausdrucke sollte man denken, es hätte ein anderer gesprochen. Homer sagt deutlich: ὣς φωνήσας, εἵλετο, also hätte etwa stehen sollen: „Nachdem nun der vortreffliche Hektor also gesprochen hatte, nahm er, was?

Seinen Helm vom pferdhaarnen Federbusch schwärzlich.“

Welch abentheuerlich Zeug! Homer sagt schlechtweg ἵππουριν, der mit einem Haarbusch von Pferdeshaaren gezieret war; warum denn schwärzlich? weil Pope black setzet. Wenn die andern Stellen dieser Uebersetzung nicht besser gerathen sind, so wünschen wir von Herzen, daß sie nicht zum Vorschein kommen möge. Der dreyßigste Brief. Hier dürfen wir wohl nichts tadeln, weil wir selbst darinn sind gelobet worden. Eine Höflichkeit verdienet die andere.

In dem Vorberichte wird unter andern auch behauptet, daß die Kritik sich mehr beschäftigen müsse, Schönheiten zu entwickeln, als Fehler aufzusuchen. Es wird ferner vorgegeben, daß zu jenem mehr Wissenschaft, guter Geschmack, Hoheit und Grösse des Verstandes erfordert werde, als zu diesem. „Den Hügel eines Bucklichten, heißt es, kann auch ein „Einäugichter sehen, aber die Symmetrie, das Pro„portionirte in dem Baue eines wohlgebildeten Kör„pers zu erblicken, erfordert in Wahrheit beyde Au„gen.“ Diese Vergleichung beweiset mit des Herrn Verfassers Erlaubniß ganz und gar nichts. Den Fehler in dem Contour eines verwachsenen Menschen zu sehen, braucht man eben so wenig ein Kriticus zu

seyn, als das Angenehme in dem Bau eines wohlgewachsenen Menschen zu empfinden; aber zu sehen, worinn der Umriß eines Körpers, wie er in der Natur ist, fehlerhaft sey, wenn man ihn gegen den Umriß eines Laokoon oder Antinous hält, dazu wird ein eben so feiner Kenner erfordert, als zu bestimmen, worinn der Umriß eines Raphaels dem Umrisse eines Rubens vorzuziehen sey. Es ist also eine eben so würdige Beschäftigung der Kritik, seine Fehler zu entdecken, als seine Schönheiten zu entwickeln. Beydes ist ihr Werk, und beydes ist auf das genaueste mit einander verbunden; verabsäumet sie das eine oder das andere, so artet sie entweder in eine niedrige Schmeicheley, oder in eine ungezähmte Tadelsucht aus.



XI.

Des Herrn S. Löwen Schreiben an die Verfasser.

Meine Herren!

Ich bin Ihnen für die Aufmerksamkeit verbunden, mit der Sie mein Gedicht der Billwerder zu beurtheilen die Güte gehabt haben, und ich ersuche Sie, die gegenwärtige Zuschrift als eine Versicherung anzunehmen, daß ich bey meinen künftigen Versuchen alles anwenden werde, Ihren völligen Beyfall zu erhalten. Wenn die Eigenliebe der meisten Schriftsteller mein Fehler wäre, so würde ich über verschiedene Anmerkungen in Hitze gerathen; allein ich verehre die Kritik zu sehr, und eine so mühsame, einsichts-

einsichtsvolle und gelehrte Kritik, als in Ihrem Journal herrscht, ist als das beste Mittel zur Verbesserung des Geschmacks anzusehen. Wenigstens werden Ihre Kritiken bey einem Schriftsteller, dem es ein wahrer Ernst ist, seine Arbeiten zu verbessern, und niemals ohne Hochachtung für das Publicum zu schreiben, einen sichern Probierstein abgeben, den Werth seiner Arbeiten und seines Genies überhaupt zu untersuchen. Ich gestehe gerne, daß Sie noch lange nicht alle matte und einschläfernde Stellen meines Gedichts angemerkt, die ich zum Theil schon verbessert habe, und bey einer künftigen Herausgabe meiner Gedichte noch mehr verbessern werde. Kann z. E. etwas langweiliger, methodischer und einschläfernder seyn, als die Hälfte der Erzehlung auf der 14 S. meines Gedichts. Ich habe diese ganze Stelle von den Worten der 13 Seite an,

Allein noch schläft die Blume und das Feld,

folgender gestalt geändert, und vielleicht bleibt auch von dieser Aenderung künftig wenig oder nichts stehen:

Allein noch schläft der träge Städter fest,
Der frühes Lob den Thieren überläßt.
Wie mächtig fühlt sich ieder Vogel wieder,
Und gurgelt Dank, und zaubert neue Lieder!
Der Fink im Busch', die kleinste Stelz' am Bach
Erwachen früh, sind mehr zum Lobe wach,
Als du, o Mensch, du König aller Thiere,
Zu starr, daß dich das größte Schauspiel rühre!
Wie, bleibt für dich die Schöpfung minder schön,
Und ist dein Aug' zu blöde sie zu sehn? —
Doch horche, Freund, aus jener Hütte tönet
Die Andacht her. Zur Arbeit früh gewöhnet,

Doch früher noch zum feurigsten Gebet,
Der schönsten Pflicht, die Menschen erst erhöht,
Singt dort ein Greiß gerührte Morgenlieder,
Ein Seraph blickt vom höchsten Himmel nieder,
Ein sanfter Thau, wie Thau von Libanon,
Erquickt das Land, und ist des Betens Lohn.
Sein kleines Feld trägt zweymal reiche Erndte,
Er, dessen Herz nie städtisch freveln lernte,
Das Einfalt schmückt, nicht glänzender Betrug,
Ist dieser Flur und manches Dorfes Spruch.

Auf der vorhergehenden 11 S. steht eine übelgerathene Stelle, die sich mit den Worten anfängt: **Natur und Kunst macht uns die Wege schön**, und die ich vorerst so geändert habe:

Natur und Kunst, wie seyd ihr hier so schön!
Das Auge sieht, und wird nicht satt zu sehn.
Welch ein Gewühl der arbeitsamen Menge!
Die Thore sind dem Ueberfluß zu enge,
Die knarrende, die schwere Achse fährt
Des Landmanns Schweiß, der Müßiggänger nährt.
Hier seh ich oft in duftenden Alleen
Den reichen Thor bey armen Klugen gehen.
Die Pracht, die stolz auf niedre Hütten schaut,
Hat ihren Sitz verschwendrisch hier erbaut.
Sie, die wir oft Verdiensten zugesellen,
Steigt mehr durch Glück, durch Zahl und falsche Ellen.
Der Landmann, Freund, den nur sein Feld belohnt,
Der glücklich hier auch unterm Strohdach wohnt,
Groß durch sich selbst, durch Redlichkeit noch grösser,
* Beneidet nie des Nachbars goldne Schlösser,
So niedrig auch sein schmuzig Landhaus liegt.
Wie wandeln wir durch Ham und Horn vergnügt! u. s. w.

Die

* In der Vorstadt von Hamburg so wohl, als in dem ganzen Ham und Horn, und in dem Billwerder trifft man eine Vermischung von Landhäusern und Pallästen an.

Die nicht allzu glückliche Nachahmung des Windsor-Forest, auf der 19 S. meines Gedichts, verdient, daß man noch vielmehr zu ihrem Tadel sage, und ich halte es für eine Pflicht, diese Stelle nebst noch vielen andern auf das stärkste zu feilen. Ich habe noch verschiedene Charaktere zu meinem Gedichte hinzu gethan, von denen ich einige zu Ihrer Beurtheilung hersetzen will.

Du fliegst aufs Land, mein windichter Petril,
Doch bald wird dir das stille Land zu still.
Du flohst die Stadt, warst müde, dort zu lermen,
Und Mücken gleich, um Glanz und Pracht zu schwärmen.
Die Felder, Freund, die heute dich erfreun,
Sind morgen dir verhaßte Wüsteneyn.
Wahr ists, Petril, was kann dein Auge sehen?
Ein Baum bleibt stets bey andern Bäumen stehen,
Der klare Bach, der sich ins Thal ergießt,
Fließt morgen, so wie er schon heute fließt,
Und alles bleibt auf seiner ersten Stelle;
Dieß Einerley, Petril, wird dir zur Hölle.
Zieh in die Stadt, zerstreue dich — allein
Auch deine Stadt wird deine Hölle seyn.

Wenn lernt einmal der Mensch sich selbst ergründen,
Nichts außer sich, und in sich alles finden?
Nicht Ort, noch Stand, das Herz beruhigt bloß,
Macht mißvergnügt, macht sclavisch und auch groß.

Einen frommen Menschenfeind habe ich mit diesen sechszehn Zeilen angeredet, von denen ich wünsche, daß sie Ihres Beyfalls würdig sind:

Auch du, Sejan, besuchst das bunte Feld?
Wo doch dein Feind, die Freude, Hofstaat hält.
Flieh ihren Hof, das Landvolk und die Dichter,
Hier siehest du nur heitere Gesichter.

In Luft und Meer, vom Menschen zum Insekt,
Ist alles hier vergnügt und aufgeweckt,
Es füllt den Raum, den Gott ihm angewiesen,
Kennt seinen Zweck, ist froh ihn zu genießen,
Und ruft dir zu: Der Allmacht Spur zu sehn,
Und froh zu seyn, schuf Gott die Welt so schön.
Nein! schreyt dein Haß — Wohlan, so mag er schreyen!
Allein nicht laut, nicht hier, wo wir uns freuen.
Es schließe dich, um weit von uns zu seyn,
Dein Betgemach, du frommer Timon, ein,
Und suchest du dein Ansehn zu vergrößern;
So flieh uns ganz — flieh zu den Menschenfressern.

Auf der 84 S. Ihres Journals stehen diese Worte: »Nach einigen Versen kömmt der Verfasser, »wir wissen nicht wie, auf ein Lob des Duldungsgei»stes, und endlich mit einmal auf die Beschreibung »eines Donnerwetters.» Ob aber der Wunsch und nicht das Lob des Duldungsgeistes, wie Sie erwähnen, hier am unrechten Orte stehe, überlasse ich Ihrer eignen Einsicht. Ich sollte meynen, daß die vorhergehenden Zeilen ganz füglich einige Gelegenheit zu diesem Wunsche hätten geben können. Es ist auch gar nicht meine Absicht gewesen, ein Donnerwetter zu schildern. Das hätte freylich ganz anders geschehen müssen. Ich habe einen Sturm beschreiben wollen, der im Frühjahre und im Herbste nicht selten die Ufer der Elbe und der Bill überschwemmt. Ehe ich schließe, muß ich noch einen Paragraphen in meinen Prophezeihungen rechtfertigen, die Sie, meine Herren, in dem allerersten Stücke Ihres Journals zu beurtheilen die Gewogenheit gehabt haben. Meine Worte des 49 §. sind diese: »Nun will ich mir selbst meiner Pro»phezeihungen wegen prophezeihen. Die Journali»sten

»sten sind die ersten, die sich über mich lustig machen »werden. Ich ersuche nicht einen einzigen um eine »gute Aufnahme. Sind sie billig, so werden sie das »von mir sagen, was der Wahrheit gemäß ist. Sind »sie aber stolz und zanksüchtig, wie die Critici gemei»niglich sind, so werden Sie ein unbarmherziges Ge»richt über mich ergehen lassen.» Die Anmerkung, die Sie, meine Herren, hierüber machen, lautet so: »Wir wollten aus Liebe zu dem Verfasser, daß diese »Stelle nicht da stünde. Es ist allzu demüthig, wenn »ein Schriftsteller um ein barmherziges Gericht bittet. »Der Verfasser wird so gar viel Barmherzigkeit nicht »nöthig haben, u. s. w.» Sie beschuldigen mich gerade des Gegentheils, meine Herren, wenn ich ja dieser Stelle wegen zu verdammen seyn soll. Steht nicht mit ausdrücklichen Worten in meinem Paragraphen: Ich ersuche nicht einen einzigen um eine gute Aufnahme *)? Heißt das ein barmherziges Gericht erflehen, wenn man sich vor keinem einzigen Kunstrichter demüthigen will? Ehe könnte diese Stelle zu viel Zutrauen zu sich selbst, als Bitte um Barmherzigkeit verrathen.

Ich wünsche mir Ihren Beyfall in der Folge zu verdienen, und ich werde es als einen Beweis einer Ermunterung für mich ansehen, wenn Sie diesen Brief einer geneigten Aufnahme würdigen, und ihn, zum öffentlichen Merkmahl meiner Hochachtung gegen Ihre Kritiken, Ihrem Journale einverleiben wollen.

Ich

*) Eben weil dieses da stehet, so haben wir geglaubt, es sey ironisch zu verstehen.

Anm. d. V. d. B.

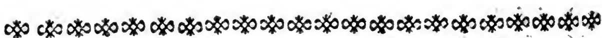
Ich habe die Ehre mit der vorzüglichsten Achtung zu seyn,

Meine Herren,

Ihr

Schwerin, den 5 Sept. 1758.

gehorsamster Diener,
Johann Friedrich Löwen.



XII.

Französische theatralische Neuigkeiten.

1) Nachrichten von dem französischen Theater zu Paris.

Den 5 Junius ward des großen Corneille Trauerspiel la Mort de Pompée wieder auf das Theater gebracht, aber ob es gleich sehr schön gespielet wurde, dennoch nur zweymal aufgeführet.

Den 12 Junius fieng Hr. Presac seine Probe zum zweyten male mit der Rolle des Egisthus in dem Trauerspiele Merope an, und er hat nachher noch mit Beyfall verschiedene Rollen ausgeführet. Er war schon vor drey Jahren mit Beyfall auf der Schaubühne erschienen *); weil sich aber damals seine Verwandten seiner Neigung zur Schauspielkunst widersetzten, so ward seine Probe unterbrochen.

Den 8 Junius ward ein Lustspiel in zween Aufzügen in Prosa vom Hrn. la Morliere, unter dem Titel:

*) S. das erste Stück dieser Bibliothek S. 188.

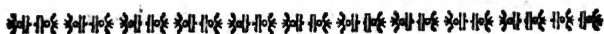
Titel: l'Amant deguisé, zum erstenmale aufgeführet, aber von dem Publico nicht wohl aufgenommen.

2) Nachrichten von dem italienischen Theater zu Paris.

Den 5 Junius ward l'Entêté, ein Lustspiel, in einem Aufzuge in Versen vom Hrn. le Bret, welcher schon aus andern dramatischen Arbeiten bekannt ist, zum erstenmal aufgeführet.

Den 11 Junius ward ein mit Liedern untermischtes Ballet, unter dem Titel: la Tête au Moulin, zum erstenmale aufgeführet und wohl aufgenommen. Die Worte und die Musik sind von einem Ungenannten.

Den 23 Junius ward le Fils retrouvé, ein italienisches Stück, zum erstenmale aufgeführet. In solchen extemporirten Entwürfen muß das Spiel des Arlequin und Scapin am meisten thun, und dieß sind auch die einzigen Schauspieler, die sich darinn zeigen können.



XIII.

Vermischte Nachrichten.

Berlin. Zween junge Kupferstecher, Hr. J. F. Schleuen und Hr. F. G. Schleuen, haben vier Bildnisse nach Hrn. B. Rode gestochen, und dieselben unter dem Titel der vier Jahreszeiten heraus gegeben. Der Fleiß dieser beyden jungen Künstler ist nicht anders als zu loben, und lässet von ihnen, wenn sie in demselben weiter fortfahren werden, viel gutes hoffen. Der Frühling und der Sommer unter

unter den Bildnissen von zweyen Frauenzimmern sind vom Hrn. J. F. Schleuen gestochen. Er scheinet viel Geschicklichkeit zur feinen Arbeit zu haben, und seine Ausarbeitung einiger feinen Gewänder, sonderlich der leinenen Zeuge, würde sehr wohl ins Gesicht fallen, wenn die stärkern Gewänder und dunkeln Theile mehr Haltung hätten, welches vielleicht auch Schuld ist, daß einige Stellen aussehen, als ob sie verzeichnet wären. Bey fernerer Uebung wird sich auch wohl in den folgenden Stücken dieses Künstlers, sonderlich bey Bearbeitung des Nackenden, ein festerer und freyerer Stichel zeigen. Hr. J. G. Schleuen hat den Herbst und Winter unter den Bildnissen zweener Mannspersonen gestochen; dieses Künstlers Stichel ist merklich freyer, fester und sanfter, besonders sind einige nackende Theile auf eine Art bearbeitet worden, welche ihm Ehre macht. Nur haben wir an einigen besondern Stellen gleichfalls ein wenig mehr Haltung, an andern, sonderlich in dem Arme des Bildnisses, so den Winter vorstellet, aber den gehörigen Unterschied der Haltung vermisset, die sich in Theilen, die in verschiedener Entfernung stehen, allemal zeigen muß.

Rostock. Bey Koppe ist eine neue prosaische Uebersetzung von Thomsons Jahrszeiten auf neunzehen Bogen in Quart heraus gekommen. Der Uebersetzer nennet sich auf dem Titel Johann Franz von Palthen. In der Vorrede erzehlet er die Veranlaßung dieser Uebersetzung; die Brokfische hat ihm allzu matt geschienen, und diejenige, so Herr Geßner angefangen hat, allzu schweizerisch, so daß sie einem zärtlichen deutschen Ohre unmöglich gefallen könnte.

Wir

Wir wollen uns auf den Werth oder Unwerth der geßnerischen Uebersetzung nicht einlassen, bey der man übrigens, einige Stellen, wo die schweizerische Mundart hervor scheinet, ausgenommen, den dem Verfasser des Daphnis eigenen Wohlklang gewiß nicht vermissen wird. Aber so viel ist gewiß, der neue Uebersetzer hat es unendlich viel schlechter gemacht. Wir wollen nichts von dem Verstande der Urkunde sagen, wider welchen auch manches einzuwenden wäre. Aber die Uebersetzung ist so hart, so steif, so sclavisch an die Worte der Urkunde gefesselt, mit Participien und unerhörten Wortfügungen so überladen, daß man fast nirgend Numerus, Wohlklang, Ründe der Perioden antreffen wird. Es ist daher eine fast unleidliche Arbeit, einige Seiten dieser Uebersetzung durchzulesen, und wir beklagen warlich so wohl den Thomson, als die deutsche Sprache, welche beyde gleich stark gemißhandelt worden sind. Wir wollen nur eine Stelle aus dem Winter anführen, die uns beym Aufschlagen ins Gesicht fällt, der muß gewiß ein eisernes Ohr haben, der sie für wohlklingend halten kann: „Es kommt ein mächtiges Volk von rauherer Stirne! Ein Geschlecht von Helden! Aus jenen tugendhaften Zeiten, die von keinen Flecken wusten, ohne daß sie mit partheyischer Flamme ihr theuerstes Vaterland zu inniglich liebten. Ihr besserer Stifter, Numa, das Licht von Rom, der ihre räuberische Söhne geschlachter macht, zuerst. Servius, der König, welcher die starke Grundveste legte, auf welcher die mächtige Republik sich über die Erde ausbreitete. Dann erheben sich ehrwürdig die grossen Burgermeister. Der gemeine Vater, (M. J. Brutus)

„Brutus) der den besondern unterdrückte, als auf „dem fürchterlichen Richterstuhle ernst und traurig. „Er, der sein undankbares Vaterland nicht entbeh„ren konnte, Camillus, der sich nur an dessen Fein„den rächete. Fabricius, des alles besiegenden Geldes „Verächter, und Cincinnatus, der vom Pfluge fürch„terlich ward. Dein williges Opfer, Carthago, (Re„gulus) sich von allem, was die wider ihn redende „Natur ihm entgegen setzen konnte, von den Thrä„nen einer ganzen Stadt, durch eine strenge Treue, „und den grausamen Befehl der Ehre herrscherisch „gerufen, losreißend. Scipio, der treffliche Feldherr, „welcher auf eine leutselige Art brav, frühzeitig in den „Schranken eines unbefleckten Ruhmes rennete, und „von Jugend warm, mit der Freundschaft und Welt„weisheit zu poetischen Schatten seine Zuflucht nahm» —— Uns ekelt weiter fortzuschreiben. Die vier Blätter, welche Herr Crusius zu diesem Werke geätzet hat, wären ganz artig, wenn sie ein wenig mehr Haltung und Stärke hätten. Aber das voran gesetzte Bildniß Thomsons kann bey einem Kenner der Malerey nichts anders als Mitleiden erregen.

Augspurg. Auf Verlangen haben wir zwo Nachrichten von den Prämien, welche die kayserl. franciskanische Akademie austheilen wird, hier gänzlich einverleiben wollen.

a) Augspurg 1757 den 19 Nov. Auf künftigen 4 Oct. 1758, als an dem Allerhöchsten Namenstage unsers obersten Stifters Kayserl. Majestät, sollen die ersten akademischen Prämien ausgetheilet werden. Und zwar ist dermalen eine goldene Medaille von 20 Thlr. werth, demjenigen ausgesetzt, welcher die beste

Zeich-

Zeichnung liefert, und wer dieser besten am nächsten kommt, wird eine silberne von 10 Thlr. werth erhalten. Nicht nur diese beyde Zeichnungen, sondern auch noch zwo andere, so denen ersten an Güte nicht viel nachgeben, ist man entschlossen, in Kupfer stechen zu lassen, theils, damit derer Verfertiger ihre Namen und Geschicklichkeit desto bekannter, theils, damit das berühmte Zeichnungsbuch fortgesetzet werden könnte, welches der erste Director A. A. L. L. Societatis J. D. Herz Sen. zum Nutzen der Jugend angefangen.

Jede Zeichnung soll eine nackende Figur vorstellen, und diese muß dermalen nach einer jungen Person von 15 bis 20 Jahren, in einer selbst beliebigen Größe und Format verfertiget, und das Alter in derselben besonders ausgedrucket werden, weilen man gedenket, auf solche Weise in den künftigen Aufgaben es bis auf die höchsten und ältesten Jahre der Personen fortzusetzen, gleichwie es bishero in dem gemeldten Herzischen Zeichnungsbuche bey denen bereits verfertigten und heraus gegebenen sechs und sechzig Blättern, in 9 besonderen Theilen, beobachtet worden. Uebrigens aber stehet jedem frey, wer um diese Preise mitstreiten will, theils, die Zeichnungen nach einer männlichen oder weiblichen Person zu bilden, theils in selbigen ein edles, so genanntes Götter- oder ein satyrisches Baurenbild nackend vorzustellen; auch hat man nichts entgegen, wenn einer in allen vieren seine Geschicklichkeit sehen lassen will.

Damit aber auch jeder versichert seyn mag, daß seine Zeichnung durch den Grabstichel, weder in dem Umriß, noch übrigen Schönheiten von Schatten

und Licht, verdorben werden möchte, so wird hiermit versprochen, von denen unterschiedenen nackenden Figuren die 4 besten Zeichnungen, nicht nur durch die besten Künstler im Kupferstechen graben zu lassen, sondern auch, um diese ebenfalls zu größtem Fleiß und Nettigkeit aufzumuntern, so wird denen, welche die zween besten Kupferstiche liefern werden, hiermit versprochen, sie mit obbesagten zween Preisen gleichermaßen zu belohnen: hiervon wird niemand ausgeschlossen, er sey hiesig oder auswärtig, ein Mitglied oder keines. Wem also gefällig, um diese beyde Preise mit zuringen, dem wird hiermit ferner zu wissen gethan, daß man die Zeichnungen nur bis Ende May annehme, damit die vier besten den geschicktesten Kupferstechern übergeben, und bis den 4 Oct. annoch verfertiget, alsdenn aber nebst den Abdrücken die verheissenen Preise öffentlich ausgetheilet werden können. Auf solche Weise gedencket die Kayserl. Akademie, nicht nur allein dieses Herzische Zeichnungsbuch in eine solche Vollkommenheit zu bringen, daß es auch von den größten Meistern zur Unterweisung ihrer Jugend in dem Anfange zu gebrauchen für würdig und tüchtig erkannt werden solle: sondern sie hoffet auch noch, in mehrern Künsten und Wissenschaften dergleichen Preise durch milde Stiftungen geneigter Gönner und Freunde zum Austheilen zu erhalten.

Wie denn denjenigen Gelehrten und Künstlern eben die obbesagten zween Preise hiermit versprochen werden, **welche die zween besten gelehrtesten, und zween künstlichsten Beyträge zu der künftig periodischen Kunstschrift liefern werden. Wovon in dem 41, 47**

und

und 52 Wochenstücke des zweeten Jahrgangs derreisenden und correspondirenden Pallas ein mehrers gemeldet worden.

Kayserl. Franciscische Akademie freyer Künste.

b) Augspurg 1758 den 1 May. Gleichwie immer ein edler Muth den andern gebähret, und ein gutes Beyspiel viele gute Folgen nach sich ziehet; also kan sich dessen auch die Kayserl. Franciscische Akademie in Rücksicht auf ihre ausgesetzte Prämien rühmen.

Zwey ihrer Ehrenglieder haben deswegen besondere Stiftungen errichtet, wovon alle Jahre an dem Allerhöchsten Namenstage Kayserl. Majestät Prämien ausgetheilet werden können.

Die erste soll künftigen 4 Oct. dieses Jahrs demjenigen zu Theil werden, welcher bis Ende August die besten zween gezeichnete oder gemalte Köpfe einsenden wird; einer soll eine junge Mannsperson, und der andere ein junges Weibsbild, beyde in einem Alter von zwanzig Jahren vorstellen. Das Prämium davor bestehet in einer goldenen Medaille von zwanzig fl. und wer dem besten am nächsten kommt, bekommt eine silberne von zehn Gulden.

Das zweyte Prämium bekommen an dem nemlichen Tage diejenigen, welche auf folgende Frage zu obbemeldter Zeit die beste Antwort ertheilen werden:

Durch was vor Bemühung wird sich die Kayserl. Franciscische Akademie freyer Künste ihrer von Allerhöchst-Kayserlicher Majestät erhaltenen so höchst-schätzbare-

sten Privilegien am allerwürdigsten machen, und durch welcherley Mittel wird diese Akademie die bereits angefangenen Bemühungen am allerbequemsten und kürzesten ausführen können?

Je wichtiger nun diese Aufgabe ist, je begieriger ist man, kluger Köpfe ihre Ausarbeitungen hierüber zu vernehmen. Um diese nun hierzu aufzumuntern, sind drey Preise durch diese Aufgabe zu erlangen.

Wer es am besten trifft, erhält ein Prämium von 100 fl. wer diesem nicht viel nachgiebt, bekommt 75 fl. und wer diesen beyden am nächsten ist, erhält noch eines von 50 fl.

Es stehet in eines jeden Belieben, entweder das Werk mit des Verfertigers Namen, oder sonst eine selbst gefällige Devise beyzusetzen; damit man hernach öffenlich anzeigen kann, was vor einer Devise die Prämien zuerkannt worden.

Ferner ist durch einen unserer Patrioten eine Stiftung zu Haltung der gelehrten Zeitungen und Monatschriften gemacht worden.

Diese suchet man nun hier in Augspurg, nebst den übrigen akademischen Sachen des Kunstsaals, dadurch gemeinnützlich zu machen, und durch andere und mehrere Gönner und Freunde zu vergrößern, daß jedem, der begierig ist dergleichen Sachen zu sehen und zu lesen, hiermit der freye Zutritt in den akademischen Kunstsaal unentgeltlich anerboten wird, und zwar täglich von Morgens 8 bis 12, und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr; welches man denn hiermit den Gelehrten und Kunstliebhabern gebührend anzuzeigen ersuchet worden.

Haag.

Haag. Das bekannte Buch des Houbraken von den Lebensbeschreibungen der Niederländischen Maler und Malerinnen ist im Jahr 1753 in drey Bänden in groß Octav neu gedruckt worden. Diese Neuigkeit scheinet ein wenig alt zu seyn, inzwischen hoffen wir manchen Liebhabern durch derselben Bekanntmachung einen Dienst zu erzeigen, welchen diese neue Auflage noch unbekannt gewesen ist, und die dahero noch immer die alte Auflage von 1715 gesuchet haben; die holländischen Bücher kommen so wenig nach Deutschland, daß dieses gar kein Wunder ist. Der völlige Titel dieses nützlichen Werkes heißet: *De groote Schouburgh der Nederlantsche Konstschilders en Schilderessen*, waar van 'er veele met hunne Beeltenissen ten Tooneel verschynen, en hun Levensgedrag en Konstworken beschreven worden: Zynde een vervolg op het Schilderboeck van K. van Mander. III Deelen, door *Arnold Houbraken*, den tweden Druk, van veele Drukfouten gezuivert en met nieuwe Registers voorzien. In 's Gravenhage by J. Swart C. Bouquet en M. Gaillard. 1753. Diese 3 Theile, die zusammen etwas über drey Alphabete betragen, enthalten die Lebensbeschreibungen der Künstler, welche von dem Jahre 1466 bis zum Jahre 1659 gebohren worden sind; nebst 67 Kupferplatten, welche außer dem Titelkupfer und dem Bildnisse des Verfassers, über hundert sehr wohl gestochene Bildnisse der Künstler, nebst andern nützlichen Sachen enthalten. Wie man aus den Abdrücken siehet, so sind die Kupferplatten bey diesem zweeten Abdrucke noch alle in leidlichem, und zum Theil in sehr gutem Stande gewesen. Vermehrungen scheinen bey

dieser Auflage eben nicht hinzu gekommen zu seyn, außer daß zu dem dritten Bande noch eine Platte hinzu gekommen, welche die Bildnisse Caspar Netschers, Job Berkheidens und Gerard Berkheidens darstellet.

Paris. Seit dem Anfange dieses Jahres giebt Hr. de la Garde, Musikmeister der Prinzen von Frankreich, unter dem Titel: *Journal de Musique*, monatlich eine Sammlung kleiner musikalischer Vokal- und Instrumentalstücke heraus. Es wird bey dem Verfasser rue de Richelieu vis-à-vis la rue Villedot, und bey den Buchhändlern Prault, Duchesne und Lambert verkauft.

Madlle. de Lüssan, die durch verschiedene beliebte Romane und andere artige historische Stücke bekannt worden ist, starb zu Paris den 31 May dieses Jahres, im fünf und siebenzigsten Jahre ihres Alters. Sie soll eine natürliche Tochter des Prinzen Eugenius gewesen seyn.

Das folgende Buch verdienet ohnstreitig die Aufmerksamkeit aller Liebhaber der schönen Künste: *Voyage d'Italie ou Recueil de Notes sur les Ouvrages de Peinture & de Sculpture, qu'on voit dans les principales villes d'Italie, par Mr.* COCHIN, *Graveur du Roi, Garde des Desseins du Cabinet de S. M. 3 Volumes in 8vo chez* JOMBERT. Wir haben es noch nicht erhalten können, um unsern Lesern, wie wir wohl wünschten, nähere Nachricht davon zu geben.

Der berühmte Herr Wille arbeitet ietzo an dem von Rigaud gemalten Bildnisse des Controleur General

Herrn

Herrn de Boulogne, eines Oheims des so schön in Kupfer reißenden Parlamentsraths, Herrn Abts von Saint Yon. Gegen das folgende Jahr denket Herr Wille das Bildniß des Herrn Marquis de Marigny zu vollenden. Es wird ein schönes Gesellschaftsbild zu dem vortreflichen Bildnisse des Hrn. Grafen von St. Florentin werden, welches Herr Wille vor einigen Jahren geliefert hat. Herr Fuisli in Zürich hat das Leben der beyden berühmten deutschen Maler, Kupetzki und Rugendas, beschrieben, und dem Herrn Wille, (der den Innhalt des letztern zu des Herrn Descamps Vies des Peintres französisch aufgesetzet hatte,) zugeeignet.

Von den dramatischen Werken des berühmten Nericault Destouches ist auf Befehl des Königs in der Königl. Druckerey im Louvre eine prächtige Ausgabe in vier Bänden in Quart gedrucket worden. Es sind viel Verbesserungen und Zusätze darinnen, die man unter den Papieren des Verfassers gefunden hat.

Unter dem Titel: *Le Theatre d'Italie*, lässet Herr Cedors bey Jombert ein wichtiges Werk in funfzehen Bänden in Duodez auf Subscription drucken. Es ist eine Uebersetzung der besten italienischen Schauspiele. Vor den ersten Band der Trauerspiele wird er eine Geschichte der italienischen Schaubühne setzen; nebst einer *) Vergleichung der italienischen

*) Wir wünschten, daß er das zu Zürich im Jahre 1732 heraus gekommene Paragone della Poesia tragica d'Italia con quella di Francia hierbey zu Rathe ziehen möchte.

und französischen Trauerspiele. Vor den ersten Band der Lustspiele wird er auch eine weitläuftige Abhandlung von den italienischen komischen Schriftstellern setzen, nebst der kurzen Lebensbeschreibung eines jeden, und verschiedenen Anekdoten von ihren Stücken.

Rom. *Notizie de celebri artefici i quali hanno scolpito il loro nome in pietre dure, gemme e cammei, con alcune spiegazione, sopra quel che rappresentano le dette sculture.*

Dieß ist die Aufschrift einer gedruckten Nachricht von einem Werke, das aus drey Bänden in Folio bestehen soll. Der erste ist bereits im Jahre 1755 erschienen, die andern beyden aber sollen in den Jahren 1758 und 1759 erscheinen. Die beyden ersten Theile sollen in alphabetischer Ordnung die kurze Geschichte der alten Künstler enthalten, nebst hundert und funfzig Kupferplatten, von geschnittenen Steinen, Bildsäulen und Basreliefen, die aus antiquen Denkmälern genommen und sonst noch nicht bekannt gemacht sind, und zu Erläuterung der Geschichte und Fabel dienen können. Der dritte aber soll die Geschichte der Künstler, die in harten und kostbaren Steinen gearbeitet haben, von der Wiederherstellung dieser schönen Kunst an, bis auf ietzige Zeiten enthalten. Es ist noch nicht fest gesetzet, wie viel Kupferplatten zu diesem Theile kommen sollen. Der Verfasser wird auch in dem ersten Bande von dem Anfange und Fortgange der Kunst in Steine zu schneiden handeln, und von den verschiedenen Arten in Steine zu schneiden, so wie sie von

Zeit

Zeit zu Zeit gebräuchlich gewesen, Nachricht geben. Hierzu sollen Kupferplatten kommen, welche alle Werkzeuge vorstellen, die zu Ausübung dieser Kunst nöthig sind. Die Platten werden von den geschicktesten Kupferstechern Italiens gestochen werden. Das Werk wird in lateinischer und italienischer Sprache heraus kommen, und die sich darauf unterschreiben wollen, zahlen zehen Zechinen dafür.

Neapoli. Auf Kosten Sr. Maj. des Königs beyder Sicilien ist nunmehr der erste Band der herkulanischen Alterthümer in einem Folianten, mit vielen Kupferstichen, wirklich heraus gekommen.

London. Die zur Aufmunterung der Künste, Manufacturen und Handlung errichtete Gesellschaft hat durch eine vom 5 April 1758 datirte gedruckte Nachricht die Preise, welche sie an diejenigen, welche sich in dem Ackerbau, Pflanzung der Plantagen, Färberey, in den angenehmen Künsten, Manufacturen u. s. w. hervorthun werden, ertheilen will, öffentlich angezeiget. Wir führen hier nur den Titel von den schönen Künsten an, welcher zu unserm Zwecke gehöret.

Um die Zeichenkunst in Aufnahme zu bringen, soll auf die beste Zeichnung einer menschlichen Figur nach dem Leben ein Preis von dreyßig Guineen gesetzet werden. Diese Zeichnungen müssen im zukünftigen Winter in den Versammlungen der Malerakademie in St. Martinslane, von jungen Leuten unter 24 Jahren, nach den Gesetzen dieser Akademie verfertiget werden, welche deswegen daselbst öffentlich angeschlagen werden sollen, und sollen die Zeichnun-

gen den ersten Mittwoch im März 1759 vorgeleget werden.

Auf die beste unter den Zeichnungen nach einer Bildsäule, die ein ieder sich in der Sammlung Sr. Gnaden des Herzogs von Richmond auslesen kann, von jungen Leuten unter 21 Jahren gezeichnet, werden fünf und zwanzig Guineen gesetzt. Die Zeichnungen müssen bey dem Aufseher der Bildsäulen so lange verwahret werden, bis sie der Gesellschaft eingeliefert werden.

Auf die beste unter den Zeichnungen einer menschlichen Figur, oder menschlicher Figuren, oder auch von Basreliefs, nach gypsenen Abgüssen, davon die vornehmste Figur nicht unter zwölf Zoll hoch ist, werden funfzehen Guineen gesetzt. Die Zeichnungen müssen von jungen Leuten unter zwey und zwanzig Jahren gezeichnet, und auf oder vor dem zweeten Mittwoch im Jänner 1759 vorgeleget werden.

Auf die beste unter den Landschaftszeichnungen nach der Natur von jungen Leuten unter dem Alter von neunzehen Jahren werden zwanzig Guineen gesetzt; und sollen diese Zeichnungen den ersten Mittwoch im März 1759 vorgeleget werden.

Auf die beste unter den Zeichnungen oder Compositionen nach der Natur, von Thieren, Vögeln, Früchten oder Blumen, von jungen Leuten, die noch nicht ein und zwanzig Jahre alt sind, gezeichnet, werden funfzehen Guineen gesetzet. Die Zeichnungen müssen auf oder vor dem zweeten Mittwochen im Jänner 1759 vorgeleget werden.

Wenn

Wenn die obengedachten Zeichnungen oder Compositionen von jungen Leuten, die noch nicht siebenzehen Jahre alt sind, zu gleicher Zeit und auf eben solche Weise eingeliefert werden, so soll auf die beste ein Preis von funfzehen Guineen gesetzet seyn.

Wenn Frauenzimmer, so noch nicht zwanzig Jahre alt sind, eben gedachte Zeichnungen vorlegen; so soll gleichfalls für die beste Zeichnung ein Preis von funfzehen Guineen gegeben werden.

Auf die beste unter den Zeichnungen oder Compositionen von Verzierungen, bestehend aus Vögeln, Thieren, Blumen und Laubwerk, die für Weber, Sticker oder andere Arten von Manufacturen, zu gebrauchen sind, von einem Frauenzimmer, so nicht achtzehen Jahre alt ist, gezeichnet, werden funfzehen Guineen gesetzt, und werden die Zeichnungen, wie oben gedacht, eingeliefert und vorgeleget.

Auf die beste unter den Zeichnungen oder Compositionen von Verzierungen, welches Originalrisse für Weber, Cattundrucker oder andere Arten von Manufacturen sind, von jungen Leuten, so noch nicht achtzehen Jahre alt sind, werden funfzehen Guineen gesetzt. Sie werden vorgeleget, wie oben.

Auf die beste unter den Zeichnungen einer menschlichen Figur nach einem Kupferstiche oder Zeichnung von jungen Leuten, so noch nicht achtzehen Jahre alt sind, werden funfzehen Guineen gesetzet.

Auf die beste unter den Zeichnungen, von was für einer Art sie seyn mögen, von Knaben, so noch nicht 14 Jahre alt sind, gezeichnet, werden funfzehen Guineen gesetzet.

Auf

Auf die beste unter den Zeichnungen, welche auf Kästgen, Kutschen, Eisenwaare, Metall, Porcelain, oder irrdene Waare, oder für andere Manufacturen, wozu Geschmack erfordert wird, zu gebrauchen sind, und von jungen Leuten, so noch nicht 22 Jahre alt sind, gezeichnet, werden ein und zwanzig Guineen gesetzet. Alle diese Zeichnungen werden, wie oben gedacht, vorgeleget.

Um die Liebe zu den schönen Künsten zu erwecken, und unter Leuten vom Stande deshalb eine Nacheiferung zu erregen, so soll auf die beyden besten unter den Zeichnungen von allerley Art, welche von jungen Herren oder Frauenzimmern, so noch nicht zwanzig Jahre alt sind, eingereichet werden, ein Preis von einer goldenen und einer silbernen Denkmünze gesetzet seyn. Diese Zeichnungen werden den ersten Mittwoch im März 1759 vorgeleget.

Auf die beyden besten unter den Zeichnungen von allerley Art, so von jungen Herren oder Frauenzimmern, so noch nicht sechzehen Jahre alt sind, verfertiget werden, wird ebenfalls ein Preis von einer goldnen und silbernen Denkmünze gesetzet. Die Zeichnungen werden vorgeleget, wie oben.

Da die Münzkunst bey der engländischen Nation noch einer großen Verbesserung fähig ist, so soll für eine kupferne Denkmünze in der Größe einer engländischen Krone, die in Absicht auf die Ausarbeitung und Feinheit des Erhobenen am besten gerathen seyn wird, ein Preis von zwanzig Guineen gezahlet werden. Wer um den Preis arbeiten will, muß noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt seyn,

und nachdem er vorher das Modell vorgezeiget, und dasselbe von der Gesellschaft gebilliget worden, hernach die Münze selbst auf oder vor dem dritten Mittwoch im März 1759 derselben vorlegen.

Auf das beste unter den Modellen in Thon, nach des Michael Angelo Bacchus in des Herzogs von Richmond Sammlung, wird ein Preis von funfzehen Guineen gesetzet. Die Modelle müssen wenigstens 20 Zoll hoch seyn, werden von jungen Leuten, die noch nicht zwey und zwanzig Jahre alt sind, verfertiget, und werden auf oder vor dem zweeten Mittwoch im März 1759 vorgeleget.

Auf das beste unter den Modellen in Thon von Figuren, Thieren oder Basreliefen, welche von jungen Leuten unter zwey und zwanzig Jahren verfertiget werden, und ihre eigene Erfindung sind, werden funfzehen Guineen gesetzet; sie werden vorgeleget, wie oben.

Auf das beste unter den Modellen in Thon, von Figuren, Bruststücken oder Basreliefen, welche von jungen Leuten, so noch nicht neunzehen Jahre alt sind, verfertiget werden, werden zehen Guineen gesetzet.

Auf das beste unter den Modellen oder Compositionen in Thon, von Verzierungen, bestehend aus Vögeln, Thieren, Früchten, Blumen und Laubwerk, welche von jungen Leuten, so noch nicht zwey und zwanzig Jahre alt sind, verfertiget werden, und ihre eigene Erfindungen sind, werden funfzehen Guineen gesetzt. Sie werden vorgelegt, wie oben.

Auf das beste unter den Modellen oder Compositionen in Thon von Verzierungen, bestehend

aus Vögeln, Thieren, Früchten, Blumen und Laubwerk, so von jungen Leuten, die noch nicht neunzehen Jahre alt sind, verfertiget werden, werden zehen Guineen gesetzt. Sie werden vorgelegt, wie oben.

NB. Der Thon zu allen diesen Modellen muß in seiner natürlichen Farbe gelassen werden.

Auf das beste unter den Modellen in Wachs, so für Gold- und Silberarbeiter ꝛc. zu gebrauchen sind, und von jungen Leuten, so noch nicht neunzehen Jahre alt sind, verfertiget werden, werden zehen Guineen gesetzt.

Auf das beste Modell von beyden Seiten einer Denkmünze, deren Diameter wenigstens drey Zoll groß ist, und wozu die Gesellschaft den Vorwurf geben wird, von jungen Leuten, so noch nicht zwey und zwanzig Jahre alt sind, verfertiget, wird ein Preis von zehen Guineen gesetzet.

NB. Alle, die um den Preis zeichnen und modelliren wollen, (ausgenommen diejenigen, so nach des Herzogs von Richmond Sammlung zeichnen,) können in ihren Wohnungen zeichnen und modelliren; aber diejenigen, welche einen Preis erhalten werden, müssen gültige Zeugnisse bringen, daß die Zeichnungen oder Modelle, die sie vorgeleget haben, gänzlich von ihnen ohne iemandes Beystand sind verfertiget worden. Die Zeichnungen und Modelle, für welche die Preise gezahlet werden, sollen der Gesellschaft gehören und zu eigen bleiben. Doch diejenigen ausgenommen, welche einen Ehrenpreis erhalten; denn diese sollen zween Monate bey der Gesellschaft verbleiben, und hernach, wenn es die Verfasser verlangen, zurück gegeben werden.

Zu Londen ist auch in diesem Jahre bey Nourse ein Buch unter dem Titel: The Hand-maid to the

Arts,

Arts, auf 33 Bogen in groß Octav heraus gekommen, und der obengedachten zur Aufmunterung der Künste errichteten Gesellschaft zugeeignet worden. Wir glauben unsern Lesern, welchen an Erhaltung der Werke der schönen Künste gelegen ist, einen Dienst zu erzeigen, wenn wir ihnen aus diesem Buche eine sehr nützliche Anweisung, **wie man beschmutzte Malereyen reinigen könne**, hier mittheilen:

Eine Malerey kann mit vielerley Arten von Sachen beschmutzet werden, von welchen sich nicht alle mit einerley Sachen auflösen, oder ihr Wesen zerstören lassen; daher muß man wissen, wovon eine iede von diesen Arten kann aufgelöset, oder zerfressen werden: denn es ist kein anderes Mittel da, Schmutz wegzunehmen, als daß man durch ein gehöriges Auflösungsmittel die Materie, woraus er bestehet, auflösen oder zerfressen läßt, man müßte denn Gewalt brauchen wollen, welches aber die Oelmalereyen, da sie von zärtlicher Beschaffenheit sind, nicht ausstehen können. Unter diesen Sachen, welche durch Auflösen und Zerfressen die Materien wegnehmen, womit Gemälde beschmutzet sind, sind einige vermögend, das Oel in der Malerey selbst aufzulösen, und also die Farben in Unordnung zu bringen oder gar wegzunehmen; andere hingegen sind der Malerey unschädlich, und können frey, in so großer Menge, als man will, gebrauchet werden, ohne einzige Ungelegenheit.

Die Gemälde, die rein gemachet werden sollen, sind gleichfalls mit Firnissen von verschiedener Art und Beschaffenheit überzogen, welche zuweilen müssen abgezogen werden, zuweilen aber mit weit besserm Erfolge

folge darauf bleiben können; daher muß man nothwendig geschickt seyn, zu urtheilen, welches von beyden man thun müsse, und auch die Mittel wissen, wie man iede Art von Firniß ohne Schaden der Malerey abziehen kann. Denn wenn man dieses nicht weiß, so bleibt bey manchen Umständen keine andere Art übrig, ein Gemälde zu reinigen, als es so lange zu scheuern, bis sowohl die Oberfläche des Gemäldes, als der Schmutz weggescheuert ist. Ich will daher erstlich eine Nachricht von den Sachen geben, welche zu Reinigung der Oelmalereyen gebraucht werden; und alsdenn zeigen, wie sie gebraucht werden, so wohl die Firnisse abzuziehen, als auch allen Schmutz wegzunehmen, der darüber und darunter lieget.

Das erste und gemeinste Mittel, so zu Reinigung der Gemälde gebrauchet wird, ist Wasser. Dieses kann allerhand Arten von klebrichten Materien wegnehmen, und auch den Schmutz, der daher entstehet, als Zucker, Honig, Leim u. d. gl. wie auch allen Firniß von arabischem Gummi, Eyerweiß, oder Talk, und wird daher zum Reinigen am meisten gebrauchet. Es kann ohne einzigen Schaden der Farben gebrauchet werden, weil es das Oel, so dieselben zusammen hält, im geringsten nicht angreifet.

Olivenöl oder Butter, ob man sie gleich aus Unwissenheit ihrer rechten Wirkung nicht hierzu zu gebrauchen pfleget, können doch manche Schmutzflecke wegnehmen, welche selbst der Seife widerstehen, indem sie Pech, Harz und dergleichen Sachen auflösen, wozu man sonst Weingeist und Terpentinöl nehmen muß, welche aber die Malerey in Gefahr setzen; die-

se hingegen können sehr frey gebrauchet werden, indem sie auf das Oel in der Malerey nicht die geringste Wirkung haben.

Holzasche, oder welches, in gehöriger Proportion gebrauchet, noch besser ist, Perlenasche mit Wasser angefeuchtet, ist für die meisten Materien, womit Gemälde beschmutzet werden, ein gutes Auflösungsmittel. Aber sie müssen mit großer Mäßigung gebrauchet werden; denn sie greifen das Oel der Malerey an, wenn kein Firniß oder Gummi darüber gezogen ist, so daß die Farben durch ein kleines Reiben beschädiget werden können. Inzwischen ist der Gebrauch derselben oder der Seife in manchen Fällen unvermeidlich, und überhaupt werden sie gemeiniglich am ersten gebrauchet.

Seife ist beynahe von gleicher Beschaffenheit, als die vorigen; denn sie bestehet aus Salzen von eben derselben Art, welche mit Oel gesättiget, und durch den ungelöschten Kalk noch zu einem stärkern Auflösungsmittel gemachet worden sind; dahero thut sie öfters mehrere Wirkung, ist aber auch desto gefährlicher, indem sie das Oel der Malerey weit eher angreifen kann. Sie sollte dahero nur auf besondern Flecken gebrauchet werden, wider welche alle andere Methoden nichts helfen wollen, und auch da noch mit großer Behutsamkeit.

Weingeist löset alle Gummata und Harze auf, ausgenommen das arabische Gummi, und daher ist er nicht zu entbehren, wenn man von Malereyen Firnisse, die aus solchen Dingen bestehen, abziehen will. Aber er frißt auch das Oel der Malerey an,

und machet es so weich, daß alles Reiben gefährlich wird, so lange die Wirkung des Weingeistes noch nicht vorbey ist.

Terpentinöl löset gleichfalls verschiedene Gummata auf, die zum Firniß gebrauchet werden; aber Weingeist wird, überhaupt zu reden, besser dazu dienen. Doch giebt es zuweilen Schmutzflecke, die dem Terpentingeiste weichen müssen, und den meisten andern Dingen, die sonst zur Reinigung gebrauchet werden, widerstehen; und er kann dahero versuchet werden, wenn nichts anders helfen will, aber sehr sparsam und mit großer Behutsamkeit, denn er wird bald so gar auf das trockne Oel in der Malerey wirken.

Limonenessenz hat eben dieselbe Kraft, als Terpentinöl, aber es löset noch stärker auf, und sollte daher nur in verzweifelten Fällen gebrauchet werden, wenn wider einige Flecke alle andere Mittel nichts ausrichten wollen. Lavendelgeist und Roßmariengeist, und andere Essenzenöle, haben eben die auflösende Eigenschaft, die die Limonenessenz hat, aber sie sind mehrentheils theurer, und einige davon sind zu stark, als daß man sich nahe damit an die Farben trauen dürfte.

Wenn Malereyen mit arabischem Gummi, Eyweiß oder Talk überfirnisset sind, so muß man den Firniß abziehen, wenn sie gereiniget werden sollen. Ob ein solcher Firniß darauf sitze, wird man leicht unterscheiden, wenn man ein Fleckgen des Gemäldes naß machet, denn es wird klebricht anzufühlen seyn, wenn es mit einer Materie überfirnisset ist, die sich in Wasser auflösen lässet. In solchem Falle wird öfters das bloße Abziehen des Firnisses die Malerey gänzlich

sich rein darstellen; denn wenn er dicke aufgetragen worden, und die Oberfläche allenthalben bedecket hat, so muß aller Schmutz nothwendig auf demselben liegen. Diese Art von Firniß wird vermittelst heißen Wassers und eines Schwammes abgezogen. Die Malerey wird horizontal gelegt, das Wasser kann beynahe kochend heiß seyn, und kann anfangs häufig mit dem Schwamme aufgetragen werden. Aber wenn der Firniß anfänget bleich zu werden, und die Malerey mehr hervorkommt, so muß kühler Wasser gebraucht werden, und wenn der Firniß anhänget, und sich nicht so gleich mit dem Schwamme abnehmen lässet, so kann man das Gemälde gelinde mit Leinwand reiben, die Leinwand öfters auswinden, und wieder mit anderm laulichten Wasser anfeuchten.

Wenn durch die obengedachte Probe erscheinet, daß eine Malerey mit einem harzichten Gummi oder solchen Materien überzogen ist, die sich im Wasser nicht auflösen lassen, so muß man sie nichts desto weniger vermittelst eines Schwammes mit ziemlich warmen Wasser waschen, dieses wird allein zuweilen hinlänglich seyn, sie zu reinigen. Wenn aber noch einiger Schmutz übrig bleibt, so reibet man die Malerey mit warm gemachtem Olivenöle, oder Butter; und wenn einige Stellen schmierig aussehen, oder der Schmutz sich mit dem Oele oder der Butter zu vermischen scheinet, so muß man mit dem sanften Reiben fortfahren, das schmutzige Oel wegnehmen, und frisches wieder auftragen, bis aller solcher Schmutz weggebracht ist. Dann muß man das Oel mit einem wollenen Lappen abwischen, und wenn die Malerey fernere Reinigung nöthig hat, so muß man die Holz- oder Perlenasche auf

 folgende

folgende Weise gebrauchen, welche in der That, sonderlich in Absicht auf den ersten Theil, von der gewöhnlichen Methode nicht sehr verschieden ist.

Nimm eine Unze Perlenasche, und löse solche in einem Nößel Wasser auf; oder nimm zwey Pfund Holzasche, thue drey Quart Wasser dazu, und rühre es einen halben Tag lang zwey oder dreymal in einer Stunde im Wasser wohl um; wenn hernach der erdigte Theil der Asche wohl niedergesunken ist, so gieß das klare Naß ab, und laß es bis zu einem Quarte abrauchen; oder wenn es scharf schmecket, so kann man wohl drey Nößel lassen. Wasche, vermittelst eines Schwamms, das Gemälde mit einer von diesen warmgemachten Solutionen oder Laugen, (welche in der That einerley sind,) und reibe jeden Schmutzflecken besonders, sanft mit einem leinenen Lappen, bis er weggehet. Wenn die Flecken aber von der Lauge unverändert bleiben, so muß man die Reinigung nicht mit bloßem starken Reiben zu zwingen suchen, denn dieses würde ohne Zweifel die Farben, die unter den Flecken liegen, beschädigen, ehe die Flecken abgehen könnten; sondern man müßte es in solchem Falle mit Weingeiste, oder mit den Essenzenölen von Terpentin und Limonen, probiren. Wenn dicke Flecken in etwas abzugehen scheinen, aber größten Theils noch der Lauge widerstehen, so kann zuweilen ein wenig starker Seifenschaum gebrauchet werden, aber mit großer Behutsamkeit, denn es sollte so viel, als möglich, verhindert werden, daß die Seife auf keinen Theil der Malerey komme, als auf den Fleck selbsten. Und so wie dieser abgehet, muß die Seife mit Wasser verdünnet werden, damit sie das Oel der Farben nicht

in

in ihrer ganzen Stärke angreifen kann. Doch wenn alles dieses auf einem dick aufgetragenen Satze von Firniß geschiehet, so ist weniger Gefahr dabey, und in solchem Falle wird ein beherztes Waschen mit Aschenlauge oder schwachem Seifenschaum ohne wirklichen Schaden, den besten Erfolg haben. Aber man muß wohl zu unterscheiden wissen, mit welchen Gemälden man so frey umgehen könne; bey Gemälden von grossem Werthe ist es allemal besser, vorsichtiger zu gehen, und die sanftern Mittel erst zu gebrauchen, deren ich oben erwähnet habe, ehe man sich der stärkern bedienet.

Einige brauchen die Holzasche bloß mit Wasser, ohne die Solution des Salzes von den erdigten Theilen abzusondern, welche, wenn sie mit gebrauchet werden, das ihrige beytragen, den Schmutz von den Malereyen abzureiben; aber ein solches Verfahren ist nicht zu billigen: denn die feinsten Züge der Malerey werden allemal mehr oder weniger beschädiget, wenn allzu starke Gewalt bey der Reinigung gebrauchet wird.

Wenn nach dem Gebrauche aller eben gedachten Methoden noch Flecke übrig bleiben, so muß man Weingeist, oder wenn es damit nicht angehen will, Terpentinöl, oder wenn dieses auch nicht anschläget, Limonenessenz zur Hand nehmen. Hiermit müssen die Flecken ein wenig angefeuchtet werden; man muß sich aber in Acht nehmen, daß keine Stelle angefeuchtet wird, wo nicht Schmutz vorhanden ist. Die angefeuchteten Stellen müssen denn so gleich mit einem leinenen Lappen gerieben werden, aber sehr sanft, und man muß gleich aufhören, so bald man merket, daß die Farben im geringsten angegriffen werden. Nachdem man ein wenig gerieben hat, muß man Olivenöl

auf den Fleck gießen, wofern man vorher Terpentinöl oder Limonenessenz genommen hat, oder Wasser, wenn man vorher Weingeist genommen hat; wenn nun dieses mit einem wollenen Lappen weggenommen worden ist, und der Schmutz ist noch nicht weg, es scheinet aber doch, daß er losweichen will, so muß man diese Operation so lange wiederholen, bis er gänzlich vertilget ist.

Wenn man merket, daß eine Malerey mit solchen Dingen übersirnisset ist, die sich in Wasser nicht auflösen lassen, und nachdem man die obigen Mittel sorgfältig gebrauchet, der Schmutz noch nicht abgehen will, oder wenn, wie es oft geschiehet, der Firniß trübe, undurchsichtig und gelb geworden ist, daß er also das Gemälde verdirbt und unbrauchbar machet, so muß man den Firniß abziehen. Ob dieses gleich, wenn man nach den gewöhnlichen Methoden verfähret, mit den größten Schwierigkeiten verknüpfet ist, und nach solchen Methoden, ohne die zärtlichsten Züge der Malerey zu verderben, nicht geschehen kann: so kann es doch sehr leicht und sicher auf folgende Weise zu Stande gebracht werden:

Lege die Malerey horizontal, und befeuchte, oder vielmehr begieße sie, vermitttelst eines Schwammes, mit sehr starkem rectificirten Weingeiste, aber alles Reiben, außer in so fern es nöthig ist, den Weingeist über die ganze Oberfläche auszubreiten, muß vermieden werden. Auf solche Art muß die Malerey einige Minuten lang naß erhalten, und immer frischer Weingeist hinzu gethan werden. Alsdenn begieße die ganze Oberfläche häufig mit kaltem Wasser, wodurch der Weingeist und zugleich, so viel er von dem Firnisse aufgelöset hat, abgewaschen wird. Aber in diesem

Zustande

Zustande würde alles Reiben und die geringste Gewalt der Malerey sehr schädlich seyn. Wenn sie wieder trocken ist, so muß die Operation behutsam wiederholet werden, so lange bis der ganze Firniß abgezogen ist.

Bey Malereyen, die seit langer Zeit überfirnisset sind, wird man zuweilen finden, daß der Firniß aus Leinöl oder andern dicken Oelen mit Gummi oder Harz zusammengesetzet ist. Wenn diese Malereyen durch keine von den oben gedachten Methoden, welche in solchem Falle ohne Furcht zu gebrauchen, in einen leidlichen Zustand gebracht werden können, so kann man versichert seyn, daß dem Schaden nicht zu helfen ist; denn es ist ganz unmöglich, solchen Firniß abzuziehen, weil er dichter, und nicht so leicht aufzulösen ist, als das Oel der Malerey selbst, und er könnte bloß durch solche Auflösungsmittel aufgeweichet werden, die die Malerey selbst noch stärker angreifen würden. Solche Malereyen müssen also bleiben, wie sie sind, außer daß man sie durch die oben gedachten Methoden von allem Schmutze, der auf dem Firnisse liegt, reinigen kann. Die Dicke des Firnisses kann zwar etwas vermindert werden, wenn man die Malerey mit Limonenessenz anfeuchtet, und hernach Olivenöl aufgießet, welches, wenn es mit einem wollenen Lappen wieder sanfte abgerieben wird, die Essenz, und was dieselbe von dem Firnisse hat auflösen können, mit sich wegnimmt. Aber hierzu gehöret große Behutsamkeit, und es kann niemals geschehen, ohne einige Gefahr die Farben der Malerey in Unordnung zu bringen.



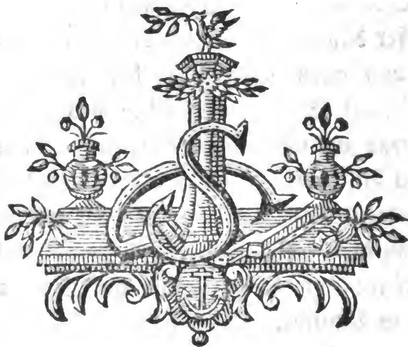
Nachricht.

Nachricht.

Es ist uns von Königsberg in Preußen aus ein vom 15 August 1758 datirtes Schreiben eines Ungenannten an einen unserer Mitarbeiter, nebst zwey Gedichten, zugesendet worden; wir können aber dem darinn enthaltenen Begehren kein Genüge leisten, wenn es dem Hrn. Verfasser nicht gefällt, sich uns zu erkennen zu geben, oder uns wenigstens eine Addresse anzuweisen, wohin wir unsere Antwort richten können.

Druckfehler.

S. 478. Die Recension Num. 3 muß an statt E. mit C. unterzeichnet werden.



Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Vierten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
verlegts Johann Gottfried Dyck,
1759.

Vorbericht.



Zween Freunde, die nicht Gelehrte von Profeßion sind, unternahmen das gegenwärtige Werk, in der Absicht, daß ihnen in den Stunden, die sie von ihren ordentlichen Arbeiten übrig behielten, diese Beschäfftigung zu einiger Ergötzung dienen sollte; sie wurden aber gar bald gewahr, daß das, was sie zu einer Ergötzung ausersehen hatten, vielmehr eine mühsame Arbeit sey, welche ihre ganze Zeit erforderte. Bisher zwar haben sie sich derselben noch immer unterzogen: da sich aber durch verschiedene Umstände ihre Geschäffte gehäufet haben, und schon der gegenwärtige Theil nicht zu der gewöhnlichen Zeit geliefert werden konnte; so sehen sie sich genöthiget, eine Veränderung vorzunehmen, die ohne Zweifel dem Werke selbst vortheilhaft seyn wird.

Es wird ununterbrochen fortgesetzt werden: aber von dem fünften Bande an wird einer unsrer Freunde die Besorgung übernehmen, und eine vermehrte Anzahl von Mitarbeitern, von Männern, deren Ver-

dienste um die schönen Wissenschaften und Künste der Welt bereits bekannt sind, wird sich bemühen, dieses Werk, wo möglich, immer vollkommener zu machen.

In diesen vier ersten Bänden haben sich die Verfasser unter jedem Aufsatze mit Buchstaben bezeichnet, die aus ihren Namen genommen sind. Man will diese Zeichen zwar itzt nicht erklären: vielleicht aber können sie künftig einmal dienen, die ungereimten Muthmaßungen gewisser Leute zu widerlegen, die wohl noch ungereimtere wagen würden, um nur einem Kunstrichter Absichten anzudichten, an die er niemals gedacht hat.

Zuletzt ist zu erinnern, daß die Ausgabe des Anhanges zum dritten und vierten Theile bis zur Michaelismesse ausgesetzet bleibet. Es fehlet noch an Stücken, die mit Recht um den Preis streiten könnten. Diejenigen also, die noch für den verdoppelten Preis arbeiten wollen, werden gebeten, ihre Stücke vor Ende des Brachmonats an den Verleger einzusenden. Berlin den 1sten May 1759.



Inhalt.

Inhalt.

Aus

Inhalt.

Aus Leipzig.

Aus Göttingen.

Aus Anspach.

Aus Zürich.

Aus Amsterdam.

Aus

Inhalt.

Aus Paris.

Aus Florenz.



I. Fort=



I.

Fortsetzung und Beschluß des Auszuges aus dem Essay on the Writings and Genius of Pope.

Bevor wir unsern Auszug fortsetzen, müssen wir der Uebersetzung der sämmtlichen popischen Werke gedenken, davon in voriger Messe der erste Band* herausgekommen ist. Wer Popen bloß aus dieser Uebersetzung kennen lernen sollte, möchte sich wundern, daß ein so mittelmäßiger Geist als ein so vortreflicher Dichter berühmt ist. In der That macht der Engländer in seinem deutschen Kleide eine sehr armseelige Figur. Und wie kann es anders seyn? Der ganze Einfall taugt nichts, Popens

* Unter dem Titel Herrn Alexander Pope Esq. sämmtliche Werke, mit Wilh. Warbartons Commentar und Anmerkungen, aus dessen neuester und bester Ausgabe übersetzt. Erster Band. Altona bey David Iversen, 1758.

pens Gedichte in deutsche Prosa zu übersetzen. Ein Dichter, dessen vorzügliche Stärke in der feinen Wendung, im Wohlklange, in der Wahl der Beywörter, und überhaupt in einem körnichten, aber auch überaus angenehmen poetischen Vortrage besteht, der mehr unterrichtend als begeistert, mehr mit dem Verstande als mit der Einbildungskraft dichtet, ein solcher Dichter muß nothwendig in einer prosaischen Uebersetzung allen Reitz verlieren, den er seinen Gedanken eigentlich als Dichter verliehen. Die einzige Sorge des Uebersetzers (wenn ja übersetzt werden soll) muß also dahin gehen, den Verstand, die scharfsinnigen Sentenzen, und die philosophischen Betrachtungen seiner Urschrift beyzubehalten, und sie in einen fliessenden prosaischen Discurs zu verwandeln. Ist er aber, wie der gegenwärtige Uebersetzer der popischen Schriften, sklavisch genug, sich an die Worte der Urschrift zu binden; so wird er einen wohlgestalten Körper in eine elende Misgeburt verwandeln, der Wohlklang verschwindet, die Wiederholungen, welche in einem gereimten Gedichte angenehm sind, werden in der Uebersetzung eckelhaft, die uneigentlichen Wörter, die der größte Dichter, wenn er reimen muß, nicht vermeiden kann, werden hier unerträglich, und jeder feurige Schwung von einem Gedanken auf den andern, der dem Dichter erlaubt ist, wird eine unverantwortliche Lücke, von welcher der Leser einer prosaischen Schrift Rechenschaft fordern wird. Allen Nutzen, den man sich also von einer solchen prosaischen Uebersetzung zu versprechen hat, ist vielleicht, daß sie Anfängern die Lesung der Urschrift erleichtert, indem sie der Mühe überhoben werden, in den Wörter-

bücheru

büchern nachzuschlagen. Es würde zu weitläuftig und unserer Absicht zuwider seyn, alle Stücke, die in dem ersten Bande enthalten sind, nach der Ordnung zu kritisiren. Einige Stellen werden genug seyn, unser Urtheil zu rechtfertigen. Wer suchen will, wird dergleichen unzählich finden.

Pope singt in seiner Ode zur Musik:

Exulting in triumphs now swell the bold notes
In brocken air, trembling, the wild music floats,
Till by degrees, remote and small,
The strains decay,
And melt away,
In a dying, dying fall.

Man braucht nur sehr wenig von der engländischen Sprache zu verstehen, um den vortreflichen Wohlklang zu merken, der diese Verse so angenehm, und zur Musik so bequem macht. Die Worte werden allmälig sanfter, so wie es die Musik werden muß, und verlieren sich zuletzt in a dying, dying fall. In der deutschen Uebersetzung aber werden diese vortreflichen Verse zu eckelhaften non-sense. Es heißt allda: »jetzt schwillt »im Triumphe frohlockend der kühne Gesang; in ge»brochner Luft schwimmt zitternd die wilde Musik, »bis nach und nach entfernt, und schwach die Töne »schwächer werden, und in einem sterbenden, sterbenden »Fall dahin schmelzen.« Kömmt der deutsche Leser nicht hier in Versuchung, das zweyte sterbenden als einen Druckfehler zu durchstreichen? Denn in Wahrheit verlängert es im Deutschen die Periode zur Unzeit, und macht einen Uebellaut, der der Absicht des Dichters schnurstracks zuwider ist.

Es fehlet auch an Stellen nicht, wo der Uebersetzer den Verstand der Urschrift verfehlet, und einen ganz verkehrten Sinn herausgebracht hat. Wir haben so gar in dem Haarlockenraube ungemein viele Schnitzer gefunden, da doch der Uebersetzer Vorgänger gehabt, und sich durch andre Uebersetzungen einigermaßen hat helfen können Wir führen einige davon in der untenstehenden Note* an, und begnügen uns

* Z. E. In tasks so bold, can little men engage verdeutscht unser Uberseßer S. 167 durch „können kleine Männer so kühne Dinge wagen?„ vortreflich! warum nicht gar Männerchen? — Was ist ein schmelzendes Mädchen? S. 180. — — S. 188 legt der Baron „drey Hosenbänder, ein halbes Paar Handschuhe und alle Trophäen von seinen vorigen Geliebten auf den Altar„ — Von welcher Geliebten mag wohl der Baron die Hosenbänder erobert haben? Pope sagt three garters, welches Kniebänder bedeutet. Auch die Frau Gottschedinn hat in ihrer gereimten Uebersetzung des Lockenraubs die Kniebänder für Hosenbänder angesehen. (Man merke, daß das Wort Hosenband bloß von einem bekannten Orden gebraucht wird, welcher im Engländischen eigentlich der Orden des Kniebandes heißt, the Order of the Garter.) — some less refin'd (Sylphs nämlich) heißt S. 189 Einige, die nicht so klug sind. — Carreau-König und Dame, sagt Pope, siegen with pow'rs combin'd, (mit vereinigten Kräften); unser deutsche Uebersetzer „mit „andern Mächten verbunden„ — 'tis past a jest heißt S. 208 „spaße nicht länger„ Ueberhaupt ist die Sprache in der Uebersetzung dieses Gedichts so erbärmlich matt und kriechend, daß man sich, nach derselben zu urtheilen, billig verwundern muß, wie die

uns allhier noch einige Stellen aus dem Chore zu dem Trauerspiele Brutus zu berühren, die der Uebersetzer ganz ohne Verstand verdeutscht. Pope sagt in der zweyten Strophe:

When Athens sinks by fates unjust,
When wild barbarians spurn her dust;
Perhaps ev'n Britain's utmost shore
Shall cease to blush with strangers gore,
See Arts her savage sons controul,
And Athens rising near the pole!
Till some new Tyrant lifts his purple hand,
And civil madness tears them from the land.

Der deutsche Uebersetzer:

»Wenn durch ungerechte Schicksale Athen sinkt, »wenn wilde Barbaren seinen Staub mit Verach-»tung treten; so wird vielleicht Britanniens äußerstes »Ufer aufhören, von dem Blute der Fremden zu er-»röthen. Schau, die Künste beherrschen deine Söh-»ne, und Athen erhebt sich noch am Pole! bis ein »neuer Tirann seine rothe Hand aufhebt, und bür-

die besten Kunstrichter dieses Gedicht so sehr erheben können; wir aber verwundern uns, wie der Uebersetzer hat in der Vorrede S. 7 sagen können „er „habe sich darauf verlassen, daß seine eigene kleine „Dichtergabe, so geringe sie auch seyn mag, ihm „zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so aus-„zudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit „nicht zu viel verlören„ Unsere Leser mögen urtheilen, ob der Uebersetzer Ursache hat, sich eine kleine Dichtergabe zuzuschreiben. — Wir wüßten wirklich nicht, wo wir dieß Ding in seiner Uebersetzung suchen sollten.

»gerliche Raserey es von dem Lande fortreißt.« Wie kömmt der Uebersetzer auf die Anrufung: »Schau, »die Künste beherrschen u. s. w.? Hat er nicht gemerkt, daß see im Englischen zu dem Hülfswörtchen shall im vorhergehenden Verse gehört? heißt her deine? Und geht das tears them auf Athen, oder auf arts? — Ferner die zwote Antistrophe:

Ye Gods! what justice rules the ball!
Freedom and Arts together fall;
Fools grant whate'er ambition craves,
And men, once ignorant, are slaves, u. s. w.

Der Uebersetzer muß nicht eingesehen haben, daß der dritte und vierte Vers eigentlich eine Erklärung des zweyten sind; der Dichter sagt: »Freyheit und Kün»ste fallen allezeit mit einander; denn Thoren gewäh»ren dem Ehrgeitze, was er fodert, und sind die Men»schen einmal unwissend; so sind sie gewiß auch Skla»ven.« Wer wird aber diesen Sinn in folgenden Worten suchen: »Freyheit und Künste fallen mit ein»ander; Narren gewähren, was der Ehrgeitz erbet»telt, und Menschen, die erst unwissend sind, sind »schon Sklaven.«

In dem darauf folgenden Chore der Jünglinge und der Jungfrauen giebt es mehr dergleichen unverzeihliche Fehler:

Marcus with blushes owns he loves,
And Brutus tenderly reproves;

giebt der Uebersetzer durch: »Marcus gesteht mit Er»röthen, daß er liebt, und Brutus tadelt ihn zärtlich.« Was für ein Beweis von der Macht der Liebe über die Weisheit ist es, daß Brutus seinen verliebten Sohn tadelt? Heißt es nicht vielmehr, »und Brutus

»macht

»macht zärtliche Vorwürfe« der Porcia nämlich, deren der Chorus gedenket? — Doch es ist allzuverdrießlich, sich mit unsern deutschen Uebersetzern abzugeben. Sie sind so rüstig, und haben eine so arbeitsame Faust, daß sie alle Kunstrichter niederschreiben. — Wir kehren also zu unserm Eßayisten zurück.

v. 42. Thee bold Longinus all the Nine inspire,
And bless their critic with a poets fire.

d. i.

Dich, feuriger Longin! beseelten alle Neun,
Die ihren Criticus mit Dichterglut beglückt.

Unser Kunstrichter bemerket, Longins Geschmack und Feinheit der Empfindung sey zwar vortreflich, aber seine Anmerkungen seyn zu allgemein und seine Methode zu ungebunden. »Die genaue Bestimmtheit des »wahren philosophischen Kunstrichters, sagt er, verlieret sich in Declamationen eines blühenden Rhetoricverständigen. Anstatt, daß er Grund angeben sollte, warum eine große Gesinnung, ein großes Bild »erhaben sey, bemühet er sich vielmehr selbst erhaben »zu reden, und seine eigene hohe Beredsamkeit zu zeigen. Anstatt daß er uns zeigen sollte, worinnen »die Größe des Bildes besteht, mit welchem Homer »die Bewegungen des Neptuns beschrieben; so bemühet sich der Kunstrichter, es dem Dichter gleich zu »thun, und sagt: »Auf dem ganzen Erdboden war »nicht Raum genug, noch einen solchen Schritt zu »thun*. Wir erwarten die Ursache zu vernehmen,

 »warum

* Der Verfasser verwechselt hier zwey Stellen, welche Longin nach einander anführet. In der fünften Ilias

»warum die Rede des Apollo * zu seinem Sohne in »einem Fragmente des Euripides so lebhaft und »mahlerisch ist; allein der Kunstrichter begnüget sich »mit der feurigen Ausrufung: »Sollte man nicht »glauben, daß die Seele des Schriftstellers zugleich »auf den Wagen steige, und alle Gefahr mit aus»stehe, indem er mit den Pferden in die Luft herum »irrt? —— Ich habe mich öfters gewundert, setzt »er hinzu, daß Longin, der doch den Cicero an»führt, nirgend des Virgils gedenkt. Ich vermuthe, »sagt er, er habe ihn bloß für einen knechtischen »Nachahmer der Griechen gehalten.»

43. From the same foe, at last, both felt their doome,
And the same age saw learning fall and Rome.

d. i.

Derselbe Feind zuletzt, trat beyde in den Graus,
Der Fall der Wissenschaft war auch der Fall von Rom.

Der

Ilias nämlich sagt Homer von den Pferden, welche den Wagen der Juno zogen, „daß sie so viel „Raum, als jemand, der auf einer hohen Wart „sitzend durch die Luft hindurch auf das weite Meer „schauet, übersehen kann, in einem Sprunge zu„rück geleget hätten.„ Hiervon sagt Longin: „Homer misset ihre Bewegung nach der Größe des „Erdbodens — — Wann die Pferde der Götter „noch einmal also ansetzen, so werden sie auf der „Erde keinen Platz finden.„ Gleich darauf führet Longin eine Stelle aus der zwanzigsten Ilias an, wo Neptun die Tiefen dermaßen erschüttert, daß Pluto deswegen fürchtet, er möchte die Erde spalten.

* In dem Originale stehet vermuthlich durch einen Schreibfehler the speech of *Phaeton*.

Der Kunstrichter führt hier eine Bemerkung des Shaftesbury an, daß zu Rom keine Bildsäule, kein Gemählde, keine Medaille, und so gar kein mittelmäßiges Stück in der Baukunst mehr erschien, so bald die eigenmächtige Gewalt völlig eingeführt war. — Longin war der Meinung, setzt unser Kunstrichter hinzu, und Addison hat sie vom Longin angenommen, daß die eigenmächtige Regierungsforme sowohl den schönen Künsten, als den Wissenschaften schädlich seyn. Die neuere Geschichte aber, fährt er fort, hat uns Beyspiele von dem Gegentheile gezeigt. Die Mahlerey, die Bildhauerkunst, und die Musik sind zu Rom, ungeachtet der Sklaverey und des Aberglaubens, die allda herrschen, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit empor gestiegen. Ja der Aberglaube hat zu dem Fortgange der schönen Künste sehr vieles beygetragen. Denn welchen Enthusiasmus muß ein römischkatholischer Mahler nicht bey sich verspüren, wenn er ein Altarstück mahlet? Dantes, Ariosto, und Tasso haben auch unter keiner freyen Regierungsform geblühet; und unser Schriftsteller hält es für eine bloße Chimäre, wenn ein großer englischer Schriftsteller behauptet, Milton würde sein verlohrnes Paradies nicht geschrieben haben, wenn die Monarchie nicht abgeschaffet worden wäre. Michael Angelo, Raphael und Julius Romanus haben in einem despotischen Staate gelebt. Kurz, die schönen Künste sind allezeit ein Gefolge der Macht und der Ueppigkeit. Die Wissenschaften aber erfordern eine uneingeschränkte Freyheit, wenn sie zu ihrer Reife und ihren völligen Kräften gelangen sollen. In einer

Monarchie kann es Dichter, Mahler, und Musikverständige geben; aber Redner, Geschichtschreiber, und Weltweisen können nur in Republiken gefunden werden.

Hierauf folgen einige Anekdoten und kritische Beurtheilungen der Kunstrichter, deren Pope in der Folge seines Lehrgedichts gedenkt. Bey Gelegenheit des Walsch erinnert unser Kunstrichter, Pope habe diesem sonst frostigen Schriftsteller sehr viel zu danken gehabt; Walsch habe ihm in seiner Jugend einen wichtigen Rath ertheilet, denn er pflegte zu Popen zu sagen, der einzige Weg, auf welchem er seine Vorgänger übertreffen könne, sey die Richtigkeit (correctness), und rieth ihm daher, sich um diese Eigenschaft zu bewerben.

Die Richtigkeit, fährt unser Verfasser fort, ist ein unbestimmtes Wort, mit welchem man öfters gar keinen, und öfters einen weitschweifigen Sinn verbindet. Es ist eine ewige eckelhafte Musik der französischen Kunstrichter, daß die engländischen Schriftster nicht correct sind. »Wenn das Wort Richtigkeit »die Abwesenheit der kleinen Fehler bedeutet; so mö»gen sie vielleicht Recht haben. Wollen sie aber dar»aus schließen, daß, weil ihre Trauerspieldichter Sha»kespears Unregelmäßigkeit vermieden, und ihre Fa»beln ordentlicher eingerichtet haben; so müße, zum »Beyspiel, ihre Athalie dem Lear vorgezogen wer»den: so ist nichts ungereimter und ungegründeter, »als eben dieser Begriff. Die Henriade ist von al»len merklichen Fehlern rein; wer wird sich aber un»terstehen, sie mit dem verlohrnen Paradiese in einen

»Rang

»Rang zu setzen *? Die Declamationen, mit wel»chen einige ihrer besten Trauerspiele angefüllt sind, »sind der Natur dieser Dichtungsart eben so sehr zu»wider, und vernichten den Endzweck derselben eben »so sehr, als Shakespears Narren und Todtengrä»ber. Daß die Franzosen sich einiger vortreflichen »Kunstrichter zu rühmen haben, als Boßu, Boileau, »Fenelon und Brumoy, kann nicht geleugnet wer»den; daß diese aber allein hinreichend wären, den »Geschmack zu bilden, ohne daß es nöthig sey, zu den »wahren Quellen der schönen Gelehrsamkeit, zu den »griechischen Schriftstellern, seine Zuflucht zu neh»men, kann nur von einem seichten Halbgelehrten be»hauptet werden.

»Ich beschließe diese Betrachtungen, setzt unser Kunst»richter hinzu, mit einer bemerkenswürdigen Erfah»rung. Bey keiner polirten Nation ist ein außeror»dentliches Werk mehr erschienen, so bald man die »Critik studirt und die Regeln der Schreibart fest »gesetzt hat. Dieses hat man in Griechenland, Rom »und Frankreich gesehen, nachdem Aristoteles, Ho»raz und Boileau ihre Dichtkunst geschrieben. In »England hat man die Gesetze der Schaubühne nie»mals so gut verstanden, als itzt. Aber was für »gleichgültige Trauerspiele hat man nicht letztlich er»scheinen sehen, die doch alle von Fehlern frey sind? »So sehr übertrifft unser Urtheil unsere Ausübung. »Den eigentlichen richtigen Grund von dieser Erschei»nung anzugeben, dürfte mit vielen Schwierigkeiten »verknüpft

* S** hat es sich unterstanden; aber es war ein Glück für Deutschland, daß der Verfasser dieses nicht wußte.

»verknüpft seyn, so wie alle Untersuchungen, welche »die Geburten der Seele, und die geheime und zarte »Ursachen betreffen, die in dieselbe einen Einfluß »haben, mit dergleichen Schwierigkeiten verbunden »sind. Vielleicht werden die natürlichen Kräfte »durch die furchtsame und vorsichtige Rücksicht auf »die Vorschriften der Kunst eingeschränkt und ge»schwächt. Vielleicht hat sich der philosophische, »geometrische und systematische Geist, der itzt so sehr »im Schwange ist, von den Wissenschaften auf die »schöne Gelehrsamkeit ausgebreitet, die Vernunft »auf Unkosten der Empfindung zu Rathe zu ziehen »gelehrt, und dadurch verursacht, daß unsere Dich»ter mehr für den Kopf, als für das Herz schrei»ben. Endlich mögen auch vielleicht die Schrift»steller, die den großen Mustern folgen, aus wel»chen man die Regeln gezogen hat, sich aus Ehr»geiz bemühen, diese vortrefflichen Muster zu über»treffen, daher sie in den Gedanken sowohl, als in »dem Ausdrucke gekünstelt und unnatürlich werden, »indem sie neu und selbst Original seyn wollen.»

Der vierte Abschnitt, vom Haarlockenraube. Wenn die Alten von den Neuern irgend in einer Art von Schriften übertroffen werden, sagt unser Kunstrichter; so ist es vielleicht die Satyre, und besonders in der Art von Satyre, die in der Gestalt der Epopee erscheinet. Diese Art von Vehiculum für die Satyre, glaubt unser Verfasser, sey von den Alten gar nicht gebraucht worden, sie sey aber für die vortrefflichste zu halten, weil eines Theils der Dichter verschwindet, und die Verweise nicht in seinem Namen vorbringt,

bringt, und andern Theils eine Erzählung oder Geschichte annehmlicher und interessanter ist, als eine Reihe von Vorschriften, Verweisen oder auch von den allerlebhaftesten Charakteren.

Hierauf erzählt er die Geschichte des komischen Heldengedichtes: »Man hält insgemein Alessandro »Tassoni, welcher im Jahr 1622 zu Paris ein Ge»dicht unter dem Titel: La Secchia rapita, oder der »Raub des Wassereimers, herausgegeben, das er im »Jahr 1611 in wenigen Monaten verfertiget, für »den Erfinder von dieser Dichtungsart. —— Al»lein der gelehrte Crescembini in seiner Istoria della »volgar Poesia * zeiget, daß es zweifelhaft wäre, ob »man

* Lib. I. S. 78. in Roma per il Chracas 1698. Diese älteste Ausgabe der Historie des Crescembini citiret unser Verfasser. In der neuesten Ausgabe, welche 1731 zu Venedig bey Lorenzo Basegio mit den Commentarien darüber, in sechs Quartbänden gedruckt worden, stehet die gedachte Stelle S. 73. Der Verfasser hätte aber vorzüglich aus den Commentari intorno all' Istoria della volgar Poesia Vol. I. Lib. VI. das dritte Capitel anführen sollen, welches von der heroischkomischen Poesie handelt. Denn hier beweiset Crescembini, daß weder dem Tassoni, noch dem Bracciolini die Erfindung des komischen Heldengedichts zuzuschreiben sey. Er widerleget erstlich den Christoval de Salazar Mardones, welcher vorgegeben, der heroischkomische Stilus sey zuerst in Spanien von Ludwig de Gongora in seinem Gedichte vom Piramus und Thisbe gebrauchet worden. Er zeiget an, daß Tassoni mit dem Gongora zu einer Zeit gelebet habe, darinne man schon

»man nicht die Erfindung des komischen Heldenge-
»dichts dem Francesco Bracciolini zuschreiben
»müßte. Sein Lo Scherno de gli Dei ist zwar erst
»vier

schon italienische komische Heldengedichte aus dem sechzehnten Jahrhunderte aufweisen könne; Villani in seinem Discorso della Poesia giocosa zählet darunter den Orlandino des Limerno Pitocco, das Caos des Treperuna, welche beyde Werke dem bekannten Merlino Coccajo oder Teofilo Folengo pflegen zugeschrieben zu werden; den Morgante des Ludwig Pulci, und den Orlando Inamorato des Berni. Crescembini zeiget aber, daß dieses ernsthafte Gedichte gewesen, obgleich nach der übeln Gewohnheit viele lächerliche Züge mit untergemischet worden. An dem Morgante des Pulci habe der bekannte Uebersetzer des Plato, Marsilius Ficinus, vielen Antheil gehabt, von welchem Manne man eben nicht vermuthen könne, daß er sich mit spaßhaften Sachen abgeben wollen, und das Caos des Merlin Coccajo sey mehr eine Komödie, als eine Epopee. Hierauf aber zeiget Crescembini die beyden ältesten bekannten komischen Heldengedichte an. Es sind nämlich die Gigantea des Farabosco, unter welchem Namen Girolamo Amelunghi genannt il Gobbo di Pisa verborgen, und die Nanea des F. Aminta. Wer unter dem letztern Namen verstecket sey, weiß man noch nicht; beyde Gedichte wurden im Jahre 1566 zusammen gedruckt, ob sie gleich lange vorher, nämlich das erste 1547, und das andere 1548, verfertiget waren. Die Gigantea erzählet den Krieg der Riesen, um die Götter aus dem Himmel zu jagen, und die Nanea einen andern Krieg, den die Zwerge angefangen, um wieder

»vier Jahr später, als Tassonis Secchia gedruckt, »aber doch einige Jahre eher verfertiget worden, wie »man aus einem vorangesetzten Briefe darthun kann. »Der Vorwurf des tassonischen Gedichts ist der »Krieg, welchen die Einwohner zu Modena gegen »die Einwohner zu Bologna erklärt hatten, weil »sich diese weigerten, jenen einige Städte wieder ab- »zutreten; die sie seit Kayser Friedrichs II. Zeiten »in Besitz gehalten haben.* Die Italiener haben »eine Menge von dergleichen scherzhaften Schriften. »Crescembini empfielt besonders ein gewisses Ge- »dicht

der die Riesen zu verjagen. Wegen der Gigantea ist zu bemerken, daß sie nicht von der Erfindung des Amelunghi, sondern des Betto Arrighi war, welcher den erstern beschuldigte, daß er durch einen gelehrten Diebstahl die Erfindung, Gedanken und Einkleidung aus des Arrighi Gedichte I Giganti genommen habe; welches Gedichte aber, so viel man weiß, niemals gedruckt worden ist.

* Der Verfasser vergisset das Hauptwerk, wodurch dieses Gedicht komisch wird. Unter der Regierung Kayser Friedrichs II. kündigten die Modeneser den Bolognesern den Krieg an, weil dieselben die Städte San-Cesarea und Nonantola den Modenesern nicht wieder herausgeben wollten. In diesem Kriege erbeuteten einst die Modeneser bey einem Einfalle in eine feindliche Stadt einen Wassereimer, und hingen denselben, als ein Siegeszeichen, in ihrer Domkirche auf, wo er noch bis itzt zu sehen ist. Daher nahm Tassoni Anlaß zu dichten, als ob der ganze Krieg bloß angefangen worden, um diesen Wassereimer zu erobern. Siehe Keyslers Reisen, zweyter Theil, S. 986.

»dicht von dieser Art, welches Lorenzo Lippi im »Jahre 1674 unter dem Titel Malmantile Racquis»tato herausgegeben. Er nennet es Spiritosisimo e »legiadrissimo poema giocoso.» *

Was unser Kunstrichter vom Pult des Boileau sagt, können wir füglich übergehen, indem dieses vortreffliche Gedicht in Deutschland beynahe eben so bekannt ist, als in Frankreich. Wir übergehen auch, was er von *Garth's Dispensary*, einer offenbaren Nachahmung des Pultes, saget, und eilen zu Popens Haarlockenraube, welches das vierte nach der Rechnung unseres Kunstrichters, und das vortrefflichste Gedicht von dieser Art ist. Die Gelegenheit dazu gab ein Zank, der aus einem kleinen Streiche des Lord Petre entstand, da dieser auf einer Lustreise Gelegenheit fand, der Miß Arabella Fermor eine Locke abzuschneiden. Pope ward von Hrn. Caryl, (welcher Secretair der Königinn Maria gewesen), ersucht, ein solches

* Daß unser Verfasser in der Historie der komischen Epopee Homers Mäusenkrieg nicht erwähnt, läßt sich noch einigermaßen entschuldigen. Er hat vielleicht nur von den satyrischkomischen Heldengedichten reden wollen, und man kann nicht mit Gewißheit sagen, daß dieses Gedicht des Homers satyrisch sey, ob man es gleich nach ein paar tausend Jahren von des Tassoni Secchia rapita vielleicht mit eben so weniger Gewißheit dürfte sagen können. — Daß er aber Butlers Hudibras nicht angeführt, können wir auf keinerley Weise begreiffen. Dieses Gedicht gehört doch immer zu der Gattung der komischen Heldengedichte, obgleich die Sprache der Helden nicht eigentlich darinnen nachgeahmet wird.

solches Gedicht zu verfertigen, um dadurch der Uneinigkeit, die aus diesem galanten Raube entstanden war, ein Ende zu machen. Der erste Entwurf dieses vortreflichen Stückes bestand bloß in zwey Gesängen, und ward in weniger als vierzehn Tagen verfertigt. Da aber das Gedicht einen so allgemeinen Beyfall fand; so ward es in dem folgenden Jahre von dem Dichter mit den Maschinerien der Sylphen bereichert, und bis auf fünf Gesänge ausgedehnt. Diese Einschaltung der Maschinerien, an solchen Stellen, wo man es gar nicht merkt, daß sie erst nachher hineingesetzt worden, ist, wie unser Kunstrichter bemerket, eines von den größesten Meisterstücken der Kunst und der Beurtheilungskraft. Die Idee von diesen unsichtbaren Geistern hat Pope aus einem gewissen französischen Buche Le Conte de Gabalis genommen, welches, wie einige wollen, eine Satyre wider die Märchen der fanatischen Alchimisten seyn soll. Allein Pope hat nichts als die Idee aus diesem Buche entlehnt. Die Eigenschaften, welche er seinen Geistern beylegt, die Geschäffte und Verwaltungen, die er ihnen anweiset, sind mehrentheils von seiner Erfindung. Sie übertreffen die allegorischen Personen des Boileau nicht nur wegen ihrer Neuheit, sondern auch wegen der vortreflichen poetischen Schönheiten und der feinen Satyre, zu welcher sie dem Dichter Anlaß gegeben. Die Beschäfftigungen und die geringe Arbeit eines artigen Frauenzimmers gewinnen einen wichtigen und sehr erheblichen Anblick, wenn sie von himmlischen Geistern beobachtet und sorgfältig bewacht werden.

Die Beschreibungen in dem zweyten Gesange von den Verrichtungen der Sylphen sind voller lebhaften Imagination, und stellen der Seele die angenehmsten und lachendsten Bilder von der Geschäfftigkeit der kleinen Luftgeister dar. Bey folgenden vortrefflichen Zeilen:

Ye Know the sphere and various tasks assign'd
By laws eternal to th' aërial Kind.
Some in the fields of purest æther play,
And bash and brighten in the blaze of day;
Some guide the course of wandring orbs in high,
Or role the planets through the boundless sky;
Some, less refin'd, beneath the moons pale light,
Pursue the stars, that shoot across the night;
Or suck the mists in grosser air below;
Or dip their pinions in the painted bow;
Or brew fierce tempests on the wintry main,
Or o'er the glebe distill the Kindly rain.

Cant. 2 v. 75.

d. i.

Euch ist bekannt, was für ein Kreis, und was für Pflichten
Das ewige Gesetz dem Luftgeschlecht bestimmt.
Der eine spielt und schwärmt in reiner Himmelsluft,
Und bleicht und sonnet sich, im Glanz des heitern Tages;
Ein andrer rollt im Gleis' den Kreislauf ferner Welten,
Und wälzt Planeten fort, durch ungemeßne Ferne.
Wer minder geistig ist, jagt unterm falben Mond
Den Sternen nach, die durch die Nacht hinfallen.

Der saugt in niedrer Luft den dichten Nebel ein,
Und taugt die Fittige in den bemalten Bogen.
Der brauet für das Meer ein schrecklich Ungestüm,
Der seiht fürs trockne Land den milden Regen durch.

führt unser Kunstrichter eine Stelle aus dem Shakespear an, in welcher derselbe den Feen und seinem Ariel ähnliche Beschäfftigungen giebt. Der unpartheiische Kunstrichter, setzt er hinzu, mag urtheilen, welche Beschreibung den Vorzug verdienet. Die Verrichtungen des Ariels in dem Tempest sind diese:

— — to tread the ooze
Of the salt deep;
To ran upon the sharp wind of the north;
To do — business in the veins of th'earth,
When it is bak'd with frost
— — To dive into the fire; to ride
On the curld clouds;
— — Er stampft den Sumpf
In der gesalznen Tiefe;
Rennt auf dem schärfsten Nordwind;
Und in der Erden Adern,
Wenn sie der Frost gehärtet,
Verrichtet er Geschäffte —
Er taucht sich in die Glut, und fährt
Auf kräuselndem Gewölk daher.

Er beschreibt ferner in einem Liede seinen Zeitvertreib:

Where the bee sucks, there suck J,
In a cowshlip's bell J lie;
There J couch when owls do cry,
On the bats bak J do fly,
After sun-set merrily;

Merrily, merrily, shal J live now,
Under the blossom that hangs on the bough.

d. i.

Jch sauge, wo die Biene saugt,
Und in der Schlüsselblume Glöckchen
Verweil ich, wenn die Eulen schrein.
Und flieg, nach Sonnen Untergang
Auf einer Fledermaus Rücken
Lustig mit ihr fort.
Lustig, lustig will ich nunmehr leben,
Unter Blüthen, die am Aste hangen.

»Wie reich an wilder Imagination, setzt unser Autor »hinzu, und zugleich wie angemessen ist folgende Be»schreibung von den Geschäfften der Feen in Midsu»mers - Night - Dream:

— — 'fore the third part of a minute, hence;
Some to kill cankers in the musc-rose buds;
Some war with rear-mice for their leathern wings,
To make my small elves coats; and some Keep back
The clamorous owl, that nightly hoots and wonders
At our queint spirits — —

d. i.

— — Eh noch ein drittel Augenblick vergeht,
So tödtet ihr die Raupen in den Rosenknospen;
Ihr raubt den Fledermäusen lederharte Schwingen,
Macht meinen kleinen Nachtgespenstern Kleider.
Ihr wehrt der Eule, daß sie nicht verwundernd schreie,
Und lärme, wenn ein schön Gespenst erscheint —

»Wenn

»Wenn man aber zugiebt, sagt unser Kunstrichter, »daß Shakespear diesen erdichteten Personen am »ersten gewisse Verrichtungen angewiesen; so kann »man auch nicht läugnen, daß Pope durch die Ver»bindung der allerfeinsten Satyre mit der lebhafte»sten Imagination in folgender Stelle alles, was »man im Shakespear oder sonst in irgend einem »Schriftsteller findet, übertroffen.

Our humbler province is to tend the fair,
Not a less pleasing, though less glorious care;
To save the powder from too rough a gale,
Nor let th' imprison'd essences exhale;
To draw fresh colours from the vernal flow'rs;
To steal from rainbow's e'er they drop in show'rs,
A brighter wash; to carl their waving hairs,
Assist their blushes, and inspire their airs;
Nay oft, in dreams invention we bestow,
To change a flounce, or adda furbelow.

Cant. 2. v. 91.

d. i.

Uns traf die niedre Pflicht die Schönen zu bedienen,
Ein anmuthsvoller Dienst, obschon so rühmlich nicht.
Wir schützen vor dem Wind den Puder ihres Haars
Und den verschloßnen Duft der flüchtigen Essenzen.
Wir streifen Farben ab von frischen Frühlingsblumen,
Und sammeln Schminke ein vom Glanz des Regenbogens,
Eh er in Tropfen fließt. Der lockt der Nymphe Haar,
Der giebt ihr Minen ein, der hilft ihr oft erröthen,

Und der leiht ihr im Traum erfindungsreichen Witz,
Ein Band hinzu zu thun, ein Schleifchen zu verändern.

»Addisons berühmter Scherz über die Fischbeinröcke, »fährt unser Verf. fort, ist mit folgender Beschrei»bung nicht zu vergleichen, in welcher die Schwierig»keit angedeutet wird, einen Theil der Kleidung zu »bewachen, der so wichtig ist:

To fifty chosen sylphs, of special note,
We trust th' important charge, the *petticoat;*
Oft have we known that sevenfold fence to fail,
Though stiff with hoops, and arm'd with ribs of mail;
Form a strong line about the silver bound,
And guard the wide circumference around.

Cant. 2. v. 117.

d. i.

Der wohlgeprüften Treu, von funfzig edlen Sylphen,
Will ich die schwere Hut des Unterrocks vertraun.
Nicht immer widersteht die siebenfache Wehr
Von Reiffen ausgesteift, mit Wallfischbein bewafnet,
Dem allzuschlauen Feind. Schließt einen engen Kreis
Um den verbrämten Saum, und schützt das weite Rund.

»Ridet hoc, inquam, Venus ipsa; rident
»Simplices Nymphæ, ferus & Cupido!

Unser

Unser Kunstrichter betrachtet in der Folge die ganze Anlage des komischen Heldengedichts, führt verschiedene Stellen mit großen Lobeserhebungen an, und kömmt endlich auf die große Catastrophe des Gedichts, in welcher die so schätzbare Locke vergebens gesucht wird. Sie ist unwiederbringlich verloren! »Diese Entwickelung, sagt er, wie sie ein pedantischer »Schüler des Bossu nennen möchte, ist vortrefflich „angelegt. Was ist aus der wichtigen Locke geworden? Sie ist mit der Locke der Berenice, die Callimachus so berühmt gemacht, unter die Sterne »versetzt worden. Indem sie in die Höhe steigt, »sehen ihr die Sylphen zärtlich nach, und verfolgen »ihren Flug durch die Himmel. Man kann die »Kunst des Dichters nicht genug rühmen, daß er die »Maschinen des Gedichts seinen Lesern bis am Ende »beständig vor den Augen hält. Sogar nachdem sie »verwandelt worden, wird der Sylphen, die sie so »sorgfältig bewacht, nochmals erwähnt. Der Dichter läßt sie sich zuletzt noch über diese Ehre erfreuen.»

»Als ich das Pult las, setzt der Kunstrichter hinzu, hat mich die Unschicklichkeit ungemein befremdet, mit welcher Boileau ein so poßierliches Gedicht so ernsthaft beschließt. Die Frömmigkeit »und die Gerechtigkeit sind allzu ehrwürdige Wesen, »als daß sie sich um einen Chorpult bekümmern sollten. Sie erscheinen so sehr zur Unzeit, und am »unrechten Orte, als wenn man den Erzbischoff »von Paris in seinem hohenpriesterlichen Gewande »(pontifical robes) eine Arlequinsrolle spielen ließ.»

Zum Beschlusse sagt unser Kunstrichter: »Ich »hoffe, man wird es für keine ausschweifende Lobes-

„erhebung halten, wenn ich sage, daß der Locken-„raub die beste Satyre sey, die man hat; daß sie „eine wahre und lebhafte Schilderung der neuern „Lebensart enthalte, und daß unter allen andern ko-„mischen Heldengedichten der Vorwurf zu diesem am „vortrefflichsten gewählt und mit der größten Kunst „ausgeführt sey. Pope erscheinet hier in dem Lichte „eines galanten Mannes, der die Welt vollkommen „kennet. Er hat in der That in seinem ganzen Be-„tragen nichts von der gezierten Singularität, die „so manche gute Köpfe der Verachtung ausgesetzt, „und von den eingeführten Gesetzen der Höflichkeit „und des bürgerlichen Lebens abgeführt hat — — „Wenn einige unter den bescheidensten französischen „Kunstrichtern nun endlich zu erkennen anfangen, „daß sie nichts hervorgebracht haben, welches an „Erhabenheit und Majestät dem verlohrnen Pa-„diese gleich zu schätzen wäre; so können wir unserer „Seits getrost behaupten, daß sie nichts hervorge-„bracht, welches an Delicatesse, Zierlichkeit und „feinem Scherze dem Lockenraube beykomme, ob „sie sich gleich auf diese Eigenschaften sehr viel zu gute „thun. In diesem Werke erscheinet Pope vornehm-„lich als ein Dichter. Er hat mehr Imagination „darinn gezeigt, als in allen seinen übrigen Schrif-„ten zusammen genommen. Man muß indessen nicht „vergessen, daß er nicht der erste Schöpfer dieser schö-„nen Maschinen war, in Betrachtung welcher man „ihm Imagination zuschreibt. Er hat sie als wirk-„lich vorhandene Dinge angetroffen; aber er hat sich „ihrer mit vieler Kunst und Beurtheilungskraft zu „bedienen gewußt.„ — — Man wird sich zu er-

innern wissen, daß unser Schriftsteller gesagt, Pope habe nichts als die Namen seiner Maschinen aus dem französischen Buche Le Conte de Gabalis entlehnt, und also scheinet es hier bloß eine Hartnäckigkeit zu seyn, von dem einmal gefällten Urtheile nicht abzugehen, wenn er sich bemühet, Popens Verdienste als Erfinder und schöpferischer Geist, so viel er kann, zu verringern. Die angeführten Stellen aus dem Shakespear scheinen aus eben der Absicht fast bey den Haaren hergezogen zu seyn, um nur zu zeigen, daß auch die Eigenschaften, welche Pope seinen Geistern beylegt, nicht völlig von seiner Erfindung seyn. Indessen ist die Aehnlichkeit allzu geringe, Popen deswegen das Recht der Erfindung abzusprechen, und sein ganzes Verdienst in Kunst und Beurtheilungskraft zu setzen.

Der fünfte Abschnitt, von der Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauenzimmers, dem Prologus zum Cato, und dem Epilogus zu dem Trauerspiel Jane Shore.

»Die Elegie, welche dem Dichter aus dem Her»zen kam, sagt unser Kunstrichter, ist zärtlicher und »pathetischer, als irgend ein Gedicht von Popen. »Wir wissen die Geschichte dieses Frauenzimmers »und die Folge von Unglücksfällen nicht, die endlich »zu der melancholischen Catastrophe Anlaß gegeben, »auf welche im Anfange der Elegie gezielet wird. »Man sagt, es sey eben dieselbe Person, an welche »der Herzog von Buckingham einige Zeilen gerich»tet, mit den Worten: »An ein Frauenzimmer, das »entschlossen war, sich ins Kloster zu begeben.« Auf »diesen Entschluß scheinet Pope zu zielen, wenn er

„in einem von seinen Briefen, der vermuthlich an „eben dieselbe Person gerichtet war, saget: »Wenn „Sie entschlossen sind, der Welt aus Rache das Bey„spiel zu rauben, das Sie hineingebracht haben; so „dünkt mich, Ihr Entschluß sey vergeblich. Im „Kloster selbst können die andächtigen Beschäfftigun„gen Sie der künftigen Welt nicht so nahe bringen, „daß die gegenwärtige Sie völlig aus dem Gesichte „verlieren sollte. Sie würden vielmehr einem Sterne „gleichen, der am Himmel befestigt ist, und die ganze „Erde bescheinet. Was die Vorsehung auch mit „dem würdigsten Geschöpfe, das ich kenne, beschlos„sen: so werde ich Ihnen allezeit mit meinen aufrich„tigsten Wünschen folgen; meine beste Gedanken „werden sich allezeit beschäfftigen, wenn Sie auch nie„mals von mir oder von ihnen etwas hören sollten. „Ihr eigener Schutzengel kan nicht beständiger und „verschwiegener seyn.„

Die Elegie, fährt unser Kunstrichter fort, fängt sich plötzlich, ohne Eingang, mit einem starken Bilde an. Der Dichter bildet sich ein, unvermuthet den abgeschiedenen Geist seiner Freundinn zu erblicken:

What beck'ning ghost along the moonlight shade,
Invites my steps, and points to yonder glade?
Tis she! — but why that bleeding bosom gor'd,
Why dimly gleams she visionary sword?

d. i.

Was winket für ein Geist, dort in des Mondes Schatten,
Und zeigt mir seinen Platz, wohin ich folgen soll?

Sie

Sie ists! — jedoch was rinnt für Blut aus ihrem Busen?
Was schimmert wie ein Schwerdt, so dunkel vor den Augen?

„Diese Frage macht den Leser unruhig; und hat einige Aehnlichkeit mit dem lebhaften und rührenden „Gemählde in dem Propheten Jesaias, welches er so „kräftig und nachdrücklich beschreibt, daß man glaubt, „den Gegenstand mit Augen zu sehen.„ Wer ist „der, der von Edom kömmt, mit röthlichen Klei„dern von Bazra? * Akenside hat eine von seinen „Oden auf eben die Weise angefangen:

O fly! tis dire suspicions mein;
And meditating plagues unseen,
The sorc'ress hither bends!
Behold her torch in gall imbru'd;
Behold, her garments drop with blood
Of lovers and of friends!

d. i.

O flieh! Es ist der hämische Verdacht!
Der Tücke sinnt, und zum Verderben wacht;
Er kömmt! der Eintracht Feind!
O sieh! wie er in Gift die Pfeile taucht!
O sieh! wie sein Gewand vom Blute raucht,
Von Bruder, Sohn und Freund!

„Den Umstand, daß sie in einem fremden Lande, „entfernt von allen ihren Bekanntschaften und Bluts„verwandten, gestorben ist, hat der Dichter mit un„gemeiner Zärtlichkeit behandelt, und sehr gelegent„lich angewendet, den Todesfall betrübter und kla„genswürdiger zu machen:

No

* C. 63. v. 1.

No friend's complaint, no kind domestic tear, *
Bleas'd thy pale ghost, or grac'd thy mournful bier;
By foreign hands thy dying eyes were clos'd,
By foreign hands thy decent limbs compos'd,
By foreign hands thy humble grave adorn'd.

d. i.

Dein blasser Geist vernahm kein freundschaftliches Trauern;
Um deine Baare hat kein Hausgenoß geweint.
Dein sterbend Auge ward von Fremden zugedrückt;
Von fremden Händen dir die Glieder angeschlossen,
Von fremden Händen dein gemeines Grab geschmückt.

„Leser von einiger Empfindung werden, ohne unser „Erinnern, den Nachdruck merken, der hier in der „Wiederholung des wichtigen Beyworts **fremden** „liegt. — —

„Vielleicht ist diese Elegie, sagt unser Kunstrichter, aus der Ursache so vortrefflich gerathen, weil eine „wirkliche Begebenheit die Gelegenheit dazu war. Es „ist ein unstreitiger Satz, daß die Natur mehr Gewalt habe, als die Phantasie; daß wir allezeit mehr „fühlen, als uns einbilden können; und daß die allerkünstlichste Erdichtung der Wahrheit den Vorzug lassen

* Der Kunstrichter erinnert hier in einer Note, dieser Ausdruck habe einige Aehnlichkeit mit einem pathetischen Zuge in Sophocles Philoctetes, von welchem unter andern betrübten Umständen, die sein Unglück ausmachten, gesagt wird, er habe kein συντροφον ομμα um sich gehabt. v. 171 — not to be translated, setzt unser V. hinzu.

„sen müße. Als Polus, der berühmte Schauspie„ler, seine Zuhörer in mehr als gewöhnliche Bewe„gungen setzte; so geschahe es, luctu & lamentis ve„ris, indem er in wirkliches Wehklagen, und in wahre „Thränen ausbrach: denn als er die Electra vorstel„len, und über die vermeinte Urne ihres Bruders „Orestes weinen sollte; so umfassete er den wirkli„chen Aschenkrug seines nicht lange vorher verstorbe„nen Sohnes.„ — Die besten Eklogen vom Virgil und die besten Oden vom Horaz stützen sich auf wahrhafte Begebenheiten. — Die allerrührendesten Gegenstände der alten und neuern Trauerspiele beziehen sich auf eine wahre Geschichte, auf wirklich geschehene Dinge. So wie z. B. aus den ältern Zeiten, die Geschichte des Josephs, des Oedipus, des trojanischen Krieges, samt allen seinen Folgen, der Virginia und der Horazier; in der neuern Geschichte, die Begebenheiten des Königs Lears *, des Cids, von Romeo und Juliet**, und des Oronooko **.

Unser Verfasser erzählet bey dieser Gelegenheit eine wahrhafte Geschichte, deren sich der vortreffliche Dantes in seinem Inferno bedient, die wir ihrer Vortrefflichkeit halber ganz hieher setzen wollen. „Ugolino, „ein florentinischer Graf, beschreibet, wie er von dem „Erzbischoffe Ruggieri mit seinen Kindern in einem „Gefängniße eingesperrt worden. Die Stunde na„hete sich, da wir hoffeten, man würde uns etwas zu „essen bringen. Anstatt aber einige Speise zu erbli„cken, hörte ich die Thüren dieses schrecklichen „Ge-

* Man hat ein Trauerspiel vom Shakespear hiervon.

** Ein Trauerspiel vom Otway.

„Gefängnisses fester versperren. Ich betrachtete „meine Kinder stillschweigend, und konnte nicht wei„nen. Mein Herz war versteinert! Die elenden „Kinder weineten, und mein theurer Anselmo sagte: „Tu guardi sì, padre; che hai? Du siehest uns „an, Vater! was fehlet dir? Ich konnte weder „weinen, noch antworten, und brachte diesen Tag und „die folgende Nacht bis Tagesanbruch in stiller Her„zensangst zu. So bald der Tag in unserm düstern „Kerker zu schimmern anfing, und ich die vier Gesich„ter wieder erblickte, in welchen mein Bildniß ein„gedruckt war; so nagte ich meine beyde Hände „aus Wut und Betrübniß. Meine Kinder, welche „glaubten, ich thäte dieses vor Hunger, standen plötz„lich auf, und sagten: Vater, unsere Quaalen „würden erträglicher seyn, wenn du deinen Hun„ger an uns stillen wolltest. Ich hielt mich auf, „um ihr Elend nicht zu vergrößern. Diesen und „den folgenden Tag waren wir alle stumm. Quel „di,e l'altero stemmo tutti muti! Grausame Erde! „warum verschlangst du uns nicht alle zugleich? Den „vierten Tag fiel Gaddo hingestreckt zu meinen Füssen; „schrie, Padre mio,che non m'ajuti! Mein Vater! „warum hilfst du mir nicht? und starb. Die übri„gen drey gaben zwischen dem fünften und sechsten „Tage einer nach dem andern, den Geist auf, so ver„hungert, wie du mich itzo siehest. Ich ward von „einer Blindheit überfallen, tappete mit Händen „und Füssen auf sie herum, und rief sie, drey Ta„ge nach ihrem Tode, noch immer bey ihren Na„men. E tre di' li chiamai poichè fur morti; „Endlich überwand der Hunger meine Betrübniß.

„Hätte

»Hätte man diese unnachahmliche Beschreibung, »setzt unser Kunstrichter hinzu, beym Homer, bey »einem griechischen Trauerspieldichter, oder beym »Virgil angetroffen, wie viel Commentarien, wie »viel Lobreden würde man haben erscheinen sehen? »Was sollen wir von dem Genie sagen oder denken, »das fähig war, sie hervorzubringen?» — —

Der Prologus zu Addisons Cato, sagt unser Autor, übertrifft alle Prologen des Dryden, der sich in dieser Art Gedichte mit Recht einen so großen Namen erworben — — Die besten Bilder und Anspielungen darinn sind mit vieler Beurtheilungskraft, aus gewissen Umständen in Catos Leben, entlehnt. Folgender Zug ist so erhaben, als nur einer in dem Trauerspiele selbst seyn kann. Der Dichter erzehlt, wie Cäsar mitten im Pompe seines triumphirenden Einzuges

Shew'd Rome her Cato's figure drawn in state;
As her dead fathers reverend image past,
The pomp' was dark'ned and the day o'ercast;
The triumph ceas'd — Tears gush from every eye,
The world's great victor pass'd unheeded by;
Her last good man dejected Rome ador'd,
And honour'd Cæsar's less, than Cato's sword.

d. i.

Ließ Rom im Siegeszug des Catos Bildniß schauen.
Das ehrenwerthe Bild des todten Bürgervaters
Gieng kaum vorbey, so ward die stolze Pracht verdunkelt,

Und

Und der Triumph gehemmt —. Man sah nun Thränen fließen:
Der Weltbezwinger gieng nun unbemerkt vorüber;
Den letzten freyen Mann beweint das schnöde Rom,
Und ehret Catos Dolch, weit mehr als Cäsars Schwerdt.

Von dem Trauerspiele Cato selbst urtheilet der Schriftsteller, es habe den damaligen Staatsunruhen den erstaunlichen Beyfall zu verdanken, mit welchem es ist aufgenommen worden. Er gesteht zwar, daß die Sprache in diesem Trauerspiele rein und körnicht sey, auch sonst hohe Gedanken in demselben vorkommen, davon ein nicht geringer Theil aus dem Lucan, Tacitus und Seneca genommen sind. »Mich dünkt aber, sagt er, daß es nicht so »schwer sey, diese pomphafte römische Gesinnungen »vorzubringen, als man gemeiniglich glaubt. Ein »einziger natürlicher Zug ist in meinen Augen mehr »werth, als hundert Gedanken, wie der folgende:

When vice prevails, and impious men bear sway,
The post of honour, is a private station.

d. i.

Wo Laster gilt, und Lotterbuben herrschen,
Sind Ehrenstellen ein gemeines Amt.

»Cato, fährt unser Kunstrichter fort, ist ein schö»nes Gespräch von Freyheit und Liebe zum Vater»lande. Zu einem dramatischen Stücke aber, oder, »wie es einige haben nehmen wollen, zum Muster ei»ner guten Tragödie, fehlen ihm die beyden vor»nehmsten Triebfedern, ohne welche kein Trauerspiel »bestehen kann, die Handlung und das Pathos.

»Es

„Es mangeln ihm auch Charaktere, ob diese gleich „nicht so nothwendig sind, als die Handlung. Der „einzige Syphax zeiget in seiner Unterredung mit „dem Juba einige Kennzeichen eines rauhen Afri„caners. Die übrigen Reden alle können einer jeden „von den intereßirten Personen in den Mund gelegt „werden. — Die Liebe des Juba zu der Marcia „und des Portius zu der Lucia sind fehlerhafte und „schmacklose Episoden, welche die Würde der Fabel „erniedrigen, und die Einheit verderben.„ Bey dieser Gelegenheit wird die üble Gewohnheit der Neuern, in allen Trauerspielen die Liebe einzumischen, mit dem verdienten Tadel belegt, und dem Voltaire Beyfall gegeben, welcher behauptet, diese Leidenschaft müßte niemals die zwote Stelle in einer Tragödie spielen, sondern entweder der Hauptgegenstand seyn, oder gar weg bleiben. „Phädra, Romeo, O„thello und Monimia, heißt es, sind vielleicht die be„sten Gegenstände zu Trauerspielen. Die ganze „Glücksveränderung in diesen Stücken beruhet einzig „und allein auf dieser unglücklichen Leidenschaft, die „in ihrer Ausschweifung aufs höchste getrieben wor„den. Die Griechen haben die größten Gegenstände „behandelt, die zärtlichen aber sind für das franzö„sche und englische Theater. Jene erregten Schre„cken, auf diesen herrscht vornehmlich das Mitlei„den„ welches der Verfasser in einer Note der Einführung der weiblichen Schauspieler und dem Ansehen, das sich das Frauenzimmer bey unsern Parterren erworben, zuschreibet.

Von dem Trauerspiele Cato kömmt unser Verf. auf die übrigen Schriften Addisons, die er mit sei-

ner gewöhnlichen kritischen Strenge beurtheilet. Ja wo wir nicht irren, so läßt er diesem großen Schriftsteller nicht alle Gerechtigkeit widerfahren, die ihm gebühret. Wir haben durchgehends bemerket, daß er in seinem ganzen Versuche Addisons niemals ohne einige Bitterkeit gedenket. Wir möchten dieses nicht gerne einer politischen Tücke zuschreiben, davon ein Engländer selten befreyet ist. —

Der Epilogus zu dem Trauerspiele Jane Shore giebt unserm Verfasser Gelegenheit, Rowes poetischen Charakter fest zu setzen, und einige seiner Stücke zu beurtheilen. Wir können ihm unmöglich in allen seinen Nebenbetrachtungen folgen, und halten uns nur an das, was Popen angehet. »Dieser Dichter, erzählet er, soll einen Entwurf gemacht haben, über eine Begebenheit, von welcher »unsere alten Annalisten Meldung thun, ein Heldengedicht zu verfertigen, über die Ankunft des Brutus, den man für einen Abkömmling des Aeneas »hält, in unsere Insel, und über die Errichtung »und Festsetzung der brittischen Monarchie. — — »Wird es mir aber erlaubt seyn zu vermuthen, daß »dieses Vorhaben unserm Dichter nicht sonderlich »gelungen seyn würde? Ein so didaktisches Genie »würde schwerlich das Erhabene und Pathetische »hervorgebracht haben, in welchem die ganze Kraft »der Epopee besteht. Er würde uns so manche »schöne Beschreibungen geliefert, so manche allgemeine Charaktere schön geschildert, aber die Wirklichkeit dieser Gegenstände, und die Handlungen »dieser Charaktere nicht vor Augen gelegt haben. »Homer schildert eigentlich keine Charaktere; son-

»dern

»dern er läßt sie aus dem Betragen der Personen »schließen, die er aufführet. Pope würde mehr »Raisonement, als Einbildungskraft, mehr politische »Betrachtungen, als rührende natürliche Züge, an= »gebracht haben. Sein Gedichte würde der Hen= »riade ähnlicher gewesen seyn, als der Iliade, und »vielleicht auch, als dem befreyeten Jerusalem. »Wäre dieser Plan ausgeführet worden; so hätte »man vielleicht bemerkt, und auch die Ursache da= »von eingesehen, wie man in Schilderung der neu= »ern Lebensart, und der geheimsten Schwachheiten »und Thorheiten unserer Zeitgenossen, vortrefflich, »und eben dadurch unfähig seyn kann, die Zeiten »des Heldenthums, und die einfältige Lebensart zu »schildern, welche von der epischen Poesie allein an= »genehm beschrieben werden kann. — Man bedenke »über dieses, daß das Gedicht hat gereimt werden »sollen. Ein Umstand, der allein fähig seyn kann, »allen Enthusiasmus zu dämpfen, und unendliche »Tautologien und weitschweifige Umschreibungen zu »verursachen. Was Warburton erzählt, bestärkt »uns noch mehr in diesen Gedanken. Er sagt, Pope »habe in diesem Gedichte sehr weitläuftig von der »Politik handeln, die verschiedenen Staatsverfassun= »gen untersuchen, und so gar verschiedene Arten des »Gottesdienstes mit in Betrachtung ziehen wollen, »in so weit sie in die Gesellschaft einen Einfluß ha= »ben. Nichts schickt sich weniger zu einem epischen »Gedichte, setzt unser Kunstrichter hinzu, als eine »solche Anlage.« Nach unserm Bedünken ist War= burton hierinnen wenig zu trauen. Dieser gelehrte Mann, dessen Geschmack nicht eben der feinste ist,

hat vielleicht seinen Pope dem Homer und Virgil an die Seite zu setzen geglaubt: Denn man weiß aus seiner göttlichen Sendung Mosis, daß er sowohl in der Iliade, als in der Aeneide, nichts anders, als ein politisches System, suchte. Die beyden Dichter hatten nach seiner Meinung keine andere Absicht, als eine vollständige Politik zu hinterlassen —.

Der letzte Abschnitt handelt von den beyden Briefen Sappho an Phaon und Abelard an Eloise.

„Diese Art von poetischen Briefen, unter dem „Namen von erdichteten Charaktern, ist eine Erfin„dung des Ovids. Sie ist der griechischen Elegie „weit vorzuziehen, indem sie zu der beweglichen Spra„che, die in jenen herrscht, noch das Dramatische hin„zuthut. Eigentlich ist sie nichts anders, als eine im „Affekte mit sich selbst gehaltene Unterredung, da das „Gemüth den heftigen Bewegungen, die es erschüt„tern, den freyen Lauf läßt. Indem aber der Aus„bruch der Leidenschaft an eine gewisse Person gerich„tet wird; so erhält das Gedichte dadurch den Grad „der Bestimmtheit und das Eigenthümliche, woran es „dem besten Selbstgespräch in einem Trauerspiele feh„let.„ — Unser Autor tadelt an den Briefen des Ovids die Einförmigkeit des Gegenstandes. Sie enthalten alle nichts, als Klagen von verlassenen Liebhabern. Sie sind ihm auch zu lang; ein Umstand, der den Dichter genöthigt hat, in Wiederholungen zu verfallen, und die Sentiments zu entkräften. Insbesondere bemerkt er in diesem Sendschreiben von Sappho an Phaon, daß der Dichter seiner Heldinn mehr witzige und feine Galanterien in den Mund legt, als zärtliche und rührende Sentiments,

ments, die ihrem Charakter geziemen, und ihre verliebte Empfindlichkeit so berühmt gemacht haben. „Was kann galanter und niedlicher seyn, fragt er, „als folgendes Compliment an Phaon?„

Sume fidem et pharetram; fies manifestus Apollo:
Accedant capiti cornua; Bacchus eris.

Diese artigen Gedanken, glaubt unser Verfasser, habe man bey Verfertigung folgenden Sinngedichts, das unter den Neuern so berühmt ist, vor Augen gehabt:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque Deos;
Blande puer, lumen quod habes, concede sorori,
Sic tu cœcus *Amor*, sic erit illa *Venus*.

Wir erinnern uns irgendwo ein ähnliches Sinngedichte vom Franciscus Panigarola gelesen zu haben, welches an Naivität jenem nichts nachgiebt. Es führet die Ueberschrift: De puero armato.

Mars Venerem, Martemque Venus dum quærit uterque;
Quæsitum, viso hoc, se reperisse putat.

Die popische Uebersetzung dieses Briefes von Sappho an Phaon wird von unserm Kunstrichter gelobt. In der That hat Pope manche Stellen sehr glücklich übersetzt, und sein Original nicht selten verschönert. Es ist aber nicht zu läugnen, daß er öfters die Spitzfindigkeit des römischen Dichters mit neuen Gegensätzen vermehrt, und dadurch die Sentiments schimmernder, aber auch unnatürlicher gemacht hat. Die angeführte Stelle hat Pope beynahe in der Uebersetzung verdorben. Ovid läßt Sappho sagen: „Trage Köcher und Leyer; so bist „du der leibhaftige Apollo: laß Hörner aus deiner

»Stirne entsprossen; so bist du Bacchus«, und setzt epigrammatisch genug hinzu:

Et Phœbus Daphnem, & Gnossida Bacchus amavit,
Nec norat lyricos illa, vel illa modos.

Pope läßt den Phaon noch schöner werden, als Apollo und Bacchus,

The harp and bow would you like Phœbus bear,
A brighter Phœbus Phaon might appear;
Would you with ivy wreath your flowing hair,
Not Bacchus' self with Phaon could compare.

Um nun die folgenden Verse:

Yet Phœbus lov'd and Bacchus felt the flame
One Daphne warm'd, and one the Cretan Dame.

mit den vorhergehenden zu verbinden, nimmt er seine Zuflucht zu einer sehr geschraubten Anthithese:

Nymphs, that in verses no more could rival me,
Than ev'n those Gods contend in charms with thee.

Bey Gelegenheit der Sappho führt unser Autor zwey Fragmente von dieser Dichterinn an, die nicht so bekannt sind, als die beyden vortrefflichen Ueberbleibsel, deren der Zuschauer gedenkt. Sie sind kurz, aber ungemein schön und zärtlich. Das erste enthält eine lebhafte Vorstellung von der schmachtenden Unruhe und Verdrossenheit einer sehr verliebten Person. Wir müssen uns die zärtliche Dichterinn einbilden, wie sie ihre Mutter ernsthaft ansiehet, das Gewebe aus den Händen wirft, damit sie sich beschäfftigte, und plötzlich ausruft:

Γλυκεια ματερ, ου τοι
Δυναμαι κρεκειν τον ιστον,
Ποθω δαμεισα παιδος
Βραδιναν δι Αφροδιταν.

Dul-

Dulcis mater! non possum texere telam
Amore victa pueri, per acrem Venerem.

Das zweyte Fragment ist von der beschreibenden Gattung, und scheinet der Anfang einer Ode an den Abend zu seyn. Man findet es bey dem Demetrius Phalereus:

Εσπερε παντα φερεις,
Φερεις οινος, φερεις αιγα,
Φερεις ματερι παιδα.
Vesper omnia fers;
Fers vinum, fers capram,
Fers matri filiam.

Wir konnten uns nicht enthalten, diese beyde vortrefliche Antiquen anzuführen, ob sie gleich eigentlich den Pope nichts angehen. Was aber unser Verf. in einer abermaligen Digreßion von dem engländischen Dichter Fenton und von seinen Schriften sagt, dürfte unsere Leser nicht sehr intereßiren. Wir kommen also zu dem Schreiben Abelards an Eloise, welches das letzte Stück ist, das unser Autor in diesem Bande kritisiret.

Die Geschichte dieses unglücklichen Paars ist zur Elegie vielleicht die bequemste, die man jemals behandelt hat. Das Unglück, das sie betroffen, hat etwas besonders und ungemeines. Ihre Namen sind zwar bekannt, aber noch nicht sehr gebraucht und gemein worden. „Pope war ein vortrefflicher Ver„besserer, sagt unser Kunstrichter, ob er gleich kein „sonderlicher Erfinder war. So ein schönes Ge„bäude er auf die kleinen Gespräche des Comte de Ga„balis aufgerichtet, eben so vortrefflich hat er die rüh„renden Züge zu bearbeiten gewußt, die in Abelards

„und Eloisens Briefen, und in einer kleinen französ„sischen Geschichte von ihrem Leben und ihren Un„glücksfällen zerstreuet sind.„ — Nach einigen Anekdoten von der Gelehrsamkeit des Abelards und der Heloissa, welchen Namen Pope des Wohllauts halber in Eloise verwandelt, liefert der Verfasser einen zusammenhängenden Auszug aus diesem poetischen Briefe, in welchem er den Streit und den Tumult der Leidenschaften in der Brust dieser verliebten Heiligen deutlich aus einander setzt, und die Stellen anzeigt, welche Pope aus den lateinischen Briefen genommen und verbessert hat. Wir wollen einige meisterhafte Stellen anführen, die in diesem vortrefflichen Gedichte sehr häufig anzutreffen sind. — Es war sehr schwer, in einem so melancholischen Gedichte, von dem Unglücke, das Abelard betroffen, mit Anstand zu reden. Man sehe, wie glücklich Pope diese Schwierigkeit überwunden!

Alas! how chang'd! what sudden horrors rise!
A naked lover, bound and bleeding lies!
Where, where was Eloise? her voice, her hand,
Her ponyard had oppos'd the dire comand!
Barbarian stay! that bloody stroke restrain,
The crime was common, common be the pain.

d. i.

Ach wie verändert! Welche Greul! Gebunden
Und nackt wälzt der Geliebte sich in Blut.
Wo warstu Eloise? Deine Thränen,
Dein Arm, dein Dolch hätt diese Wut verhindert.
Barbar! Laß ab von diesem blutgen Streich!
Du ahndest unerhört, gemeine Sünden.

„Man

„Man weiß nicht, sagt unser Kunstrichter, was „man hier am meisten rühmen soll, die lebhafte „Schilderung, das Pathetische, oder die künstliche „Züchtigkeit, mit welcher die Handlung in diesen vor„trefflichen Zeilen auf eine so versteckte Weise vorge„tragen werden.„

Nachdem Eloise eine Zeitlang von den allerentgegengesetztesten Leidenschafften, von Pflicht und Vergnügen, Reue und Leidenschafft, Andacht und Liebe wechselsweise bestürmt wird, entschließt sie sich endlich, der Religion allein Gehör zu geben, und die irrdische Liebe aus ihrer Brust zu verbannen. Sie erzählet dem Abelard eine Begebenheit, welche einen so starken Eindruck in sie gemacht, daß sie nunmehr sicher glaubt, auf ihrem Entschlusse beharren zu können. Die Scene, die sie beschreibt, erwecket Ehrfurcht. Sie lag auf einem Grabe, und glaubte in jedem leisen Winde einen Geist ihr zurufen zu hören:

Here as J watch'd the dying lamps around,
From yonder shrine J heard a hollow voice.
Come sister come (it said, or seemd to say)
Thy place is here, sad sister, come away!
Once like thyself J trembled, wept and pray'd,
Love's victim then, but now a sainted maid.

d. i.

Jch lag beym Schimmer halbverloschner Lampen,
Und aus dem Heiligthum rief eine Stimme.
Komm, Schwester! (sprach sie, oder schien zu sprechen)
Betrübte Schwester, komm! Hier ist dein Ort.
Jch war, wie du, der Liebe Opfer einst,

Ich bebte, weinte, betete wie du.
Doch jetzt bin ich verklärt — — —

»Diese Scene, sagt unser Kunstrichter, würde ein »schönes Sujet für den Pinsel abgeben, und ver»dient einen würdigen Mahler. Eloise müßte in »einer großen gothischen Kirche abgebildet werden, »über ihr Haupt eine düstere Lampe, deren dunkler »Schein der Scene nur so viel Licht giebt, als nö»thig ist, die Finsterniß zu unterscheiden. Man müßte »den Augenblick wählen, in welchem sie die Stimme »zum ersten male wahrnimmt, und sie sich mit Ver»wunderung und Furcht umsehen lassen.«

»Dieser Brief überhaupt, sagt unser Verfasser am »Ende seines Auszuges, ist eines von den ausgearbei»testen, und gewiß das interessanteste Stück, das »jemals ist abgefaßt worden. Er macht, nebst der »Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauen»zimmers, das einzige Pathetische aus, das uns Po»pe geliefert hat. Mich dünkt, setzt er endlich hin»zu, Pope habe den Ruhm, den er bey der Nach»welt als Dichter behaupten wird, vornehmlich sei»nem Windsor-Forest, seinem Lockenraube, und »dem Briefe Abelards an Eloise zu verdanken; »denn die Begebenheiten und Charaktere, auf welche »sich seine übrigen Schriften beziehen, werden mit »der Zeit vergessen und unbekannt werden, und die»se dadurch ihre Schönheit verlieren. Denn Witz »und Satyre sind wandelbar und vergänglich; aber »Natur und Leidenschaft dauern ewig.« Hiermit beschließt der Autor den ersten Band.

Wir sehen der Fortsetzung dieses lehrreichen Werks mit vielem Verlangen entgegen. Der Ver-

fasser

fasser besitzt Geschmack und Belesenheit genug, seine Kritik über die übrigen Schriften des Pope interessant zu machen, ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß seine Schreibart etwas weitschweifig, und sein beständiges Ausschweifen aus einer Digression in die andere öfters unangenehm wird.

M.



II.

Recueil d'Estampes d'après les plus celebres Tableaux de la Galerie Royale de Dresde. II Vol. contenánt cinquante pieçes avec une description de chaque Tableau en François et en Italien. Imprimé à Dresde. MDCCLVII. 8½ Bogen Schrift und 52 Kupferblätter im allergrößten Folioformat.

d. i.

Sammlung von Kupferstichen, nach den berühmtesten Gemählden der königl. Gallerie zu Dreßden, zweyter Theil.

Sachsen hat in diesem Jahrhunderte das Glück gehabt, von zween Regenten beherrschet zu werden, welche die Wissenschaften und Künste geheget, und nebst Belohnung einheimischer Künstler, die ausländischen Schätze der Mahlerey, mit vielen Kosten nach ihrer Residenz gezogen haben. Für die Großmuth dieser Fürsten wäre der Besitz so vortrefflicher Werke zu wenig gewesen, wenn der allgemeine

meine Nutzen davon hätte sollen ausgeschlossen bleiben. Beyde Könige ließen daher, um das Aufnehmen der schönen Künste in Deutschland zu befördern, solche Reichthümer öffentlich aufstellen. August der Zweyte hatte Dreßden mit Kleinoden der Bildhauerey bereichert; von Sr. itztregierenden königl. Majestät aber hat die Gallerie der Gemählde den größten Glanz bekommen. Was würde ein Carl Patin,* der nebst den Werken Dürers und der beyden Lucas von Leiden und Cranach, auch die Werke Titians, Rubens, ** und anderer großen Meister, schon zu Churfürst Johann Georg des Zweyten Zeiten zu Dreßden will bewundert haben; was würde derselbe wohl itzt dazu sagen, wenn derselbe so viel außerlesene Kleinode Italiens und der Niederlande beysammen antreffen, und überdieß Modena gleichsam in Dreßden wieder finden sollte? Wenigstens werden dem Beyspiele dieses klugen Gelehrten nunmehr andere fremde Reisende folgen; und nachdem so viele Gallerien *** und andere mit merkwürdigen Selten-

* S. desselben Relations historiques, die auch in der italienischen Uebersetzung des Bulifon unter dem Titel: Viaggi del Cavalier CARLO PATINI bekannt sind, Rel. IV.

** Beutel hat auch in seinem chursächsischen Cedernwalde die Gemählde dieser Meister genennet, aber ihren Innhalt nicht angezeiget.

*** Z. B. Wien, Ombras, München, Düsseldorf, Mannheim, Cassel, Schwerin, Salzdahlen, Ludwigsburg, Weymar, Pommersfelden, und Gaybach, zeigen die schönsten Denkmale der Kunst; und wem

Seltenheiten angefüllte Sammlungen in den vornehmsten Städten Deutschlandes zu sehen sind, unser Vaterland bald mit eben dem Nutzen besuchen können, den wir durch unsere bisherige Reisen in fremde Länder zu erlangen gesuchet haben. Auch Deutsche werden, so lange sie in ihrem Vaterlande Fremdlinge sind, sich schämen, in auswärtige Länder zu gehen, und eine sträfliche Unwissenheit in Dingen, so sie zuerst wissen sollten, bey denen zur Schau zu tragen. Sie haben ohne Zweifel die Gallerie zu Dreßden gesehen? wird ein Franzose den Deutschen mit Recht fragen können, dem er die Schätze des Palais Royal, oder des luxemburgischen Pallastes zeiget. Sollte der Deutsche, sollte der Sachse, den die bloße Neugierde nach Frankreich gezogen, wohl mit Anständigkeit Nein! darauf antworten können?

Solchen Reisenden und allen ächten Liebhabern der Kunst gereichet das gegenwärtige prächtige Werk zu der sinnlichsten Aufmunterung. Die höchste königliche Genehmhaltung desselben zeuget so sehr von der edelsten Beschützung der Künste, als von der Güte des sächsischen Titus. Der Herr Kammerrath von Heinecke, der sich dieser Gnade zu bedienen gewußt, verdienet billig Lob, daß er dieses Werk durch Unterzeichnung der Liebhaber ans Licht gestellet, und auch an der äußerlichen Zierde, die ein so wichtiger Gegenstand verdienet, nichts hat ermangeln lassen.

Wir

wem ist unbekannt, daß außer der ältern Gallerie in Berlin, auch die zweyte mit dem glücklichsten Erfolge in Sans-Souci aufgerichtet wird?

Wir wünschten, daß diese Zierde und Pracht sich mit einem mindern Preise hätte vereinigen lassen. Es muß wohl nicht möglich gewesen seyn, sonst würde die Rücksicht auf den gemeinen Nutzen Anleitung dazu gegeben haben. Eben also siehet man so wohl die Schwierigkeit als den Nutzen ein, wenn auswärtige Kupferstecher alle Gemählde unmittelbar nach den Urbildern hätten stechen sollen. Die Zauberey der Farben und das unzählige Feine in der Beleuchtung und in der Ausführung behalten das Vorrecht, den Nachahmer zu begeistern; und wie sehr ist nicht diese Wirkung einem Kupferstecher zu gönnen?

Das Bildniß der höchstsel. Königinn von Pohlen Maj. macht vor dem Titelblatte dieses zweyten Bandes den Anfang. Es ist von Ludwig von Silvester gemahlt und von Daulle in Kupfer gestochen. Auf dem Titelblatte findet man einen von N. le Mire nach einer wohlerfundenen Zeichnung von Carl Eisen * verfertigten Kupferstich. Er zeigt den Platz der königl. Gallerie, wo die Mahlerey die Aufrichtung eines Gemähldes anordnet, welches die berühmte Nacht des Corregio vorstellet. Darauf folget das königliche so genannte Stallgebäude, wo die Gallerie angeleget ist, im Aufrisse. Den Vorbericht zieret eine aus dem ersten Bande bekannte Kupferleiste allegorischen Inhalts, welche auf die unter Sächsischem Schutze vereinigten Künste und Wissenschaften zielet.

In diesem Vorberichte hat der Herr Verf. sich die Mühe gegeben, die Mahlerey der Alten in Vergleichung mit den Neuern, die seit Wiederherstellung der Mahlerey also genennet werden, zu erörtern.

„Es

* Ein Mahler zu Paris von deutschem Ursprunge.

„Es sind, sagt er*, viele Ursachen, deren wegen man „glauben muß, daß die alten Gemählde den unsrigen „an Schönheit nicht gleich gekommen sind, und es ist „wahrscheinlich, daß seit der Erfindung der Mahle„rey in Oel wir sie in dem Colorit und der Harmo„nie der Farben weit übertreffen.„

Hiezu lesen wir folgende Anmerkung:** „Wir sa„gen nichts von der Perspektiv: Verstehet man die„ses Wort von der Verminderung einer einzelnen „Figur, indem man sie vorstellet, wie sie ins Gesicht „fällt; so kann man derselben Kenntniß den Alten „nicht absprechen, und ihnen zugleich die Richtig„keit der Zeichnung einräumen, immaßen eines nicht „ohne

* Cependant il y a beaucoup de raisons de croire, que ces anciens tableaux n'ont pas égalé les notres en beauté, & il est à croire, que depuis l'invention de peindre en huile, nous les surpassons de beaucoup pour le Coloris, & pour l'harmonie des Couleurs.

** Nous ne disons rien de la perspective: Si l'on prend ce mot pour la diminution d'une seule figure, en la représentant comme elle paroit à la vüe, on n'en peut ôter la connoissance aux anciens, & leur accorder en même tems la correction du dessein, l'un ne pouvant pas aller sans l'autre; aussi est-il à croire, que lorsqu'on decouvrit l'art de dessiner, par la maniere de contourner l'ombre d'une figure, on a trouvé par le même moyen cette perspective. Mais si l'on entend par ce mot les differentes distances, les situations de plusieurs figures, & les proportions de tous les objets d'un tableau, ou si l'on comprend par ce mot la gradation des teintes & des couleurs, on pourroit peut-être leur disputer la connoissance de ces deux especes de perspective.

„ohne das andere seyn kann. Auch ist glaublich, „daß, als man die Kunst zu zeichnen, vermittelst der „Art, den Umriß des Schattens einer Figur zu ma„chen, entdecket hat, man durch eben dasselbe Mit„tel diese Perspektiv gefunden habe.„

Dieses scheinet uns, wenn wir die Erfahrung zu Hülfe nehmen, nicht so gar wahrscheinlich. Es gehörte nothwendig mehr dazu. Anders ist es mit der Zeichnung eines Gesichtes beschaffen, wann es völlig von der Seite (en profil) angesehen wird, und man dessen Schatten von der Wand abzeichnen läßt; wie z. B. die Tochter des Dibutades ihren Liebhaber auf diese Weise abgebildet, und dadurch zu der Erfindung der Mahlerey soll Anlaß gegeben haben. Allein die mindeste Zurückbeugung des Kopfes oder die Krümmung der Hand macht, wie die geringste Erfahrung ausweisen wird, an der Wand, oder sonst, wo der Schatten hinfällt, einen so merklichen Unterschied, daß das bloße Spiel der Schatten den Künstler nothwendig eher verleiten, als ihn zu derjenigen Anwendung der Perspektiv hätte aufklären sollen, welche zu der Verminderung einer einzelnen Figur, und zu deren Vorstellung, wie sie ins Gesicht fällt, (en la représentant comme elle paroit à la vüe) erfodert wird. Und diese Art der Perspektiv räumet gleichwohl der Herr Verf. den Alten ein.

„Wann man aber, (so fährt er in seiner Anmer„kung fort,) durch dieses Wort die besondern Entfer„nungen, die Situationen verschiedener Figuren, und „die Verhältnisse aller Gegenstände eines Gemähldes „verstehet, oder wann man durch dasselbe Wort die „unmerkliche Abweichung der gebrochenen und andern

„Farben

„Farben (la gradation des teintes & des couleurs) „begreift; so könnte man ihnen vielleicht die Kenntniß „dieser beyden Arten der Perspektiv streitig machen.„

Wir vermuthen nicht, daß der Herr V. drey besondere Arten der Perspektiv anzugeben gedenke, ob er gleich hier den Alten zwo Arten abspricht, und ihnen oben schon eine Art eingeräumet hat. Den Kunstrichtern sind eigentlich nur zwo Arten der Perspektiv bekannt: die Lineal- und die Luftperspektiv *. Und ohne diese beyde zusammengenommen, scheint, was der Herr Verf. den Alten zugiebt, nicht bestehen zu können. Die Verminderung der Figur, wie sie dem Auge erscheint, setzt für die Verminderung in Ansehung des Risses, die Linealperspektiv, und in Ansehung der Abweichung und Haltung, die Luftperspektiv voraus. Ohne beydes bildet man wenigstens keine verminderte Figur, wie sie dem Auge erscheinet.

Beydes ist auch allem Ansehen nach den Alten nicht unbekannt, sondern vielmehr unter dem Namen *Mensuratio* begriffen gewesen. Von dem Apelles heißt es bey dem ältern Plinius: Cedebat Amphioni de dispositione, Asclepiodoro de *mensuris*, hoc est, *quanto quid a quo distare deberet.* Nehmen wir nun

* La *Perspective aërienne* est la diminution des teintes & des couleurs, selon que l'air est plus ou moins chargé.

La *Perspective lineale* est la diminution des lignes suivant les distances. V. *Dictionnaire abregé de Peinture & d'architecture* (des Abts Marsy).

nun die Erklärung des Vitruv von der Scenographie * zu Hülfe; so möchte das, was der Verfasser den alten Künstlern in Ansehung der verschiedenen Entfernungen und der Situationen vieler Figuren zweifelhaft macht, aus dem Zeugnisse der alten Schriftsteller zu retten seyn. Wie aber, wenn wir die Zeugnisse der Reisenden von den Mahlereyen aus dem Herkulaneum mit der nunmehr bekannt gemachten Beschreibung werden vergleichen können? Es wird, wenn jene Berichte damit übereinstimmen, daraus erhellen, daß es den Alten wie unsern Künstlern ergangen ist: Einige haben die Perspektiv sehr wohl verstanden, viele aber haben dawider verstoßen.

Der Hr. Verfasser nimmt von der Mahlerey der Alten in Wachs, und der so genannten Encaustik Gelegenheit, dasjenige anzuführen, was der berühmte Hr. Graf von Caylus mit dem Hrn. Majault, und auf der andern Seite Hr. Bachelier, von einer ähnlichen neuern Mahlerey in Frankreich bekannt gemacht haben. Wir schließen aus dem Stillschweigen, womit der Hr. Verf. die Mahlerey in Wachspastell, welche der Hr. Reiffstein ** durch das ausländische Tagebuch bekannt gemacht hat, gänzlich übergangen, daß ihm dieselbe nicht bekannt gewesen. Sonst würde er diejenige Unpartheilichkeit, die er Alten und Neuern widerfahren lässet, seinen Landesleuten, den Deutschen, nicht versaget haben. Wir können von der Mahlerey des Hrn. Reiffsteins versichern, daß sie

* Scenographia est frontis et laterum abscedentium adumbratio, ad circinique centrum omnium linearum responsus. VITRVV. Lib. I. c. 2.

** Journal étranger Fevr. 1757.

sie an Saft mit der Oelfarbe einen Wettstreit aufnehmen könne. Denn hier kommt es nur auf die Dauerhaftigkeit des Auftrages und auf den Saft der Farben und deren Wirkung an, ohne daß wir uns auf die übrige Richtigkeit der Mahlerey einlassen dürfen.*

Die Eigenschaften der alten Mahlerey überhaupt näher zu beurtheilen, beziehet sich der Hr. Verfasser auf die Stücke auf Steinen und Mauern, die man in Italien, und neulich noch in Portici ausgegraben hat. Von den letztern wird ein Stück angeführet, welches in der Bibliothek Sr. Excell. des Premierministers Grafen von Brühl aufbehalten wird. Turnbulls Sammlung ist hierbey nicht vergessen worden, die beyden vornehmsten derselben, nämlich die Minerva und die Venus des Barberinischen Pallasts, (welche Carl Maratti mit seinem Pinsel übergangen hat), sind in der Sammlung des Herrn Crozat befindlich. Der Herr Verf. vergleicht ferner solche Gemählde der Alten mit den schönsten Gemählden der Neuern, die im Gegensatz mit den Alten, deren der ältere Plinius erwähnet, die Neuern genennet werden, und fället endlich folgendes unpartheiisches Urtheil **:

»Unter-

* Sonst würde man, wenn es auf das Vorurtheil des Ansehens ankäme, auch hiervon das, principibus placuisse viris, rühmen können.

** Cependant nous sommes obligés d'avoir toute la deference pour ces anciens, & nous pouvons les regarder toujours comme nos péres & nos maîtres dans les Sciences & les Arts. Mais que notre complaisance pour l'antiquité ne nous écarte pas tant

 de

„Unterdessen müssen wir alle Achtung für die Alten haben, und wir können sie allezeit als unsere „Väter, und unsere Meister in den Wissenschaften „und den Künsten betrachten. Aber unsere Gefälligkeit gegen das Alterthum muß uns nicht so weit von „der Wahrheit entfernen, daß wir behaupten sollten, „die Alten wären uns in allen Wissenschaften und „Künsten, namentlich in der Mahlerey, gleich gekommen, oder hätten uns gar übertroffen. Nichts „desto weniger muß man eingestehen, daß die alten „Schriftsteller aufrichtig gehandelt haben, als sie die „Werke ihrer Mahler so sehr lobten, und man kann „glauben, daß sie ihnen höchst vortrefflich schienen, „indem sie niemals etwas bessers gesehen hatten: „Wenn sie die vortrefflichen Gemählde unserer großen „Mahler gesehen hätten; so würden sie wahrscheinlicher Weise auch davon gerühret worden seyn."

Zum Beschluß dieses Vorberichts wird, bey Gelegenheit eines in Kupfer mitgetheilten Berchems, die Vortrefflichkeit der Königl. Gallerie in Ansehung der feinsten niederländischen Stücke kürzlich berühret. Der Beschreibung, davon wir hernach ein Paar Proben

de la verité, que de soutenir, quand même on leur acorderoit le pas dans les Sciences, qu'ils nous ont pareillement surpassé ou égalé dans tous les arts, & nommément dans la peinture. Neanmoins faut-il reconnoitre, que les anciens auteurs ont agi de bonne foi, quand ils ont tant loué les ouvrages de leur peintres, & on peut croire, qu'ils leur paroissoient merveilleux, puisqu'il n'avoient jamais rien vû de meilleur. S'ils avoient connu les excellens tableaux de nos grands Peintres, ils en auroient été vraisemblablement frappés.

Proben mittheilen wollen, folget ein Verzeichniß der in diesem Bande enthaltenen Kupfer. Wir glauben, vielen von unsern Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir so wohl das Verzeichniß von diesem, als auch von dem ersten Bande hieher setzen, und zwar als eine Tabelle, damit die Namen der Meister sogleich in die Augen fallen mögen.

Verzeichniß der im ersten Bande der Königl. Gallerie zu Dresden befindlichen Kupferstiche.

Vorn stehet das vortreffliche Bildniß Sr. Maj. des Königs von Pohlen, von Hyacinthe Rigaud gemahlt, von dem berühmten J. J. Balechou gestochen, und wie die Beyschrift bezeuget, presenté à l'Academie royale de Peinture & de Sculpture pour son agrément, à Paris 1750.

Darauf folget das Galleriegebäude im Grundrisse, nebst dem Vorberichte und der Beschreibung, so zusammen 29 Seiten austragen, und darauf die Kupferstiche in folgender Ordnung:

	Gemahlt von	Gestochen v.
I. Johannes der Täufer und verschiedene andere Heilige.	Correggio.	Stephan Fessard zu Paris.
II. St. George.	Ebendems.	Nicol. Dauphin de Beauvais zu Paris.
III. Der Heil. Rochus u. H. Sebastian.	Ebendems.	Philipp Andreas Kilian zu Augspurg.
IV. Die Heil. Magdalena.	Ebendems.	Joh. Daulle zu Paris.

V. Der Heil. Sebastian.	Gemahlt von Franz Mazzuoli genannt il Parmesano.	Gestochen v. Natalis le Mire zu Paris.
VI. Die Marter des Heil. Petrus und Paulus.	Nicolo dell' Abbate.	Jakob Holkema zu Amsterdam.
VII. Die Heil. Familie.	Andreas del Sarte. *	Steph. Mocite zu Paris.
VIII. Das Opfer Abrahams.	Ebendems.	Ludw. Surugue dem Vater, zu Paris.
IX. Die Heil. Familie.	Julius Romanus.	Johann Jak. Flipaet zu Paris.
X. Die Ehrerbietung des Herzogs von Ferrara mit seiner Familie gegen die H. Jungfrau.	Titian.	Stephan Fessard zu Paris.
XI. Bildniß einer Wittwe.	Ebendems.	Franz Basan zu Paris.
XII. Bildniß von Titians Maitresse.	Ebendems.	Ebendems.
XIII. Bildniß der Lavinia, Tochter des Titians.	Ebendems.	Ebendems.
XIV. Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande.	Paul Veronese.	P. A. Kilian.

XV.

* Es wird in der Erklärung angezeiget, daß dieses Gemählde von Herr Richardson T. III. P. 2. p. 606. irrig dem Peter Perugin beygemessen werde. Es kommt aus der Modenesischen Gallerie. Eine ähnliche Zeichnung, heißt es ferner, sey unter dem Namen des Raphaels, wofür sie in der Sammlung des Herzogs von Devonshire befindlich, vor einigen Jahren zu London in Kupfer gestochen und von E. Kirkal herausgegeben worden.

	Gemahlt von	Gestochen v.
XV. Ehrerbietung eines venetianischen Nobile mit seiner Familie gegen die H. Jungfrau.	Paul Veronese.	P. A. Kilian.
XVI. Eine Creuztragung.	Ebendems.	Johann Martin Preißler zu Copenhagen.
XVII. Die Heilige Familie.	Julius Cäsar Procaccini.	Joseph Camerata zu Dresden.
XVIII. Der bluttriefende, schmerzlich weinende Christus, mit der Dornenkrone und Purpurmantel, von zween Engeln umgeben. *	Annibal Caraccio.	Michael Keyl zu Dresden.
XIX. Die Himmelfahrt Mariä.	Ebendems.	Joseph Camerata.
XX. Der H. Matthäus u. andere Heiligen, vor der Heil. Jungfrau.	Ebendems.	Nicolaus du Puis zu Paris.
XXI. Almosen des Heil. Rochus. **	Ebendems.	J. Camerata.

XXII.

* Im Originale ist dieses Stück Christ de Pitie betitelt.

** Bey diesem Stücke bemerket der Hr. Verf. „Guido „Reni schätzte dieses Gemählde so hoch, daß er es „nicht allein ins Kleine copiret, sondern auch in Ku„pfer geätzet hat. Da aber dieser Mahler in seiner „Platte, neben der jungen Frauensperson, welche das „Gemählde endiget, noch zween Alte von seiner eige„nen Erfindung hinzugethan hat; so muß ich bemer„ken, daß Vallori vermuthlich seine Beschreibung „nach dieser Kupferplatte gemacht hat, indem er die„ser beyden Figuren gedenket, welche in dem Origi„nal-

	Gemahlt von	Gestochen v.
XXII. Christus erscheint der Heil. Jungfrau.	Guido Reni.	Nic. Tardieu zu Paris.
XXIII. Die Heil. Jungfrau nebst dem H. Hieronymus und andern.	Ebendems.	Peter Ludwig Sürügue dem Sohne, zu Paris.
XXIV. Der junge Bacchus.	Ebendems.	J. Camerata.
XXV. Die Heil. Familie.	Franz Vanni.	Peter Steph. Moette zu Paris.
XXVI. David mit Goliaths Haupte.	Dominicus Feti.	J. Camerata.
XXVII. Jakob, wie er Labans Heerde führet.	Joseph Ribera, genannt Spagnuolette.	Simon Fokke zu Amsterd.
XXVIII. Die Marter des H. Bartholomäus.	Ebendems.	Markus Pitteri zu Vened.
XXIX. Die Marter des H. Laurentius.	Ebendems.	Michael Keyl zu Dresden.
XXX. Die Heil. Maria ägyptiaca.	Ebendems.	Markus Pitteri.
XXXI. Diogenes.	Ebendems.	Joh. Daulle.
XXXII. Die Befreyung des H. Petrus aus dem Gefängnisse.	Calabrese.	Peter Campana zu Rom.

XXXIII.

„nalgemählde des Annibal Caraccio nicht befindlich „sind. Man kann im übrigen mit Recht behaupten, „daß dieses Stück sein Meisterstück sey. Dann was „auch Hr. Richardson (T.III.P.II.p.687) daran aus- „setzen will, so ist es doch ausgemacht, daß das Colorit „diesem Gemählde eine große Schönheit giebt. Mal- „vasia, Scanelli, und mit ihnen die besten Kenner „gestehen, daß Annibal in keiner von seinen Com- „positionen mehr Wissenschaft gezeiget habe.„

	Gemahlt von	Gestochen v.
XXXIII. Die Marter des H. Bartholomäus.	Calabrese.	Carl Ludwig Wüst zu Dresden. *
XXXIV. Die Ungläubigkeit des H. Thomas.	Ebendems.	Angefangen von Jos. Canale, einem Römer, und geendiget von J. Beauvarlet zu Paris.
XXXV. Gespräch Jakobs und der Rahel.	Lukas Jordano.	Joseph Wagner zu Vened.
XXXVI. Rebecca und Eliezer.	Ebendems.	Ebendems.
XXXVII. Lucrecia u. Tarquin.	Ebendems.	Peter Tanje zu Amsterd.
XXXVIII. Der sterbende Senека.	Ebendems.	P. Aveline zu Paris.
XXXIX. Die verlassene Ariadne.	Ebendems.	Franz Basan.
XL. Herkules und Omphale.	Ebendems.	Claudius Düflos zu Paris.
XLI. Der Heiland.	Carlin Dolce.	Franz Basan.
XLII. Herodias.	Ebendems.	P. A. Kilian.
XLIII. Die Heil. Cäcilia.	Ebendems.	Ebendems.
XLIV. Das Kind Jesus wird von seiner Heil. Mutter angebetet.	Carl Maratti.	Claudius Donatus Jardinier zu Paris.
XLV. Die H. Jungfrau mit dem Kinde Jesus.	Ebendems.	J. Daulle zu Paris.
XLVI. Die Keuschheit Josephs.	Carl Cignani.	P. Tanje.
XLVII. Die Bestrafung des Marsyas.	Joh. Baptista Langhetti.	Lorenz Zucchi zu Dresden.

* Dieser Künstler lebt itzt in Nürnberg.

	Gemahlt von	Gestochen v.
XLVIII. Das Quos ego.	P. P. Rubens.	J. Daulle.
XLIX. Der Winter.	Ebendems.	C. F. Boetius zu Dresden.
L. Rubens Kinder.	Ebendems.	J. Daulle.

Verzeichniß der in dem zweyten Bande der Königl. Gallerie zu Dresden befindlichen Kupferstiche.

	Gemahlt von	Gestochen v.
I. Die Geburt unsers Heilandes.	Corregio.	Peter Ludwig Sürugue dem Sohne, zu Paris.
II. Ein Bildniß bis auf den halben Leib, gemeiniglich das Bildniß des Arztes des Corregio genannt.	Ebendems.	P. Tanje.
III. Die Heil. Jungfrau mit der Rose.	Franz Mazzuoli genannt il Parmesano.	Johann Christoph Teucher zu Paris.
IV. Der Heil. Georg auf den Knien vor dem Kinde Jesu; die Heil. Jungfrau nebst dem kleinen Heil. Johannes, und einem andern jungen Knaben.	Hieronymus Mazzuoli.	Michael Aubert zu Paris.
V. Bildniß eines Alten bis auf den halben Leib.	Leonhard da Vinci.	Jakob Folkema zu Amsterdam.
VI. Der Heiland; stehende, ganze Figur.	Johann Bellino.	Jakob Folkema.

	Gemahlt von	Gestochen v.
VII. Die vier Lehrer der Kirche, im Nachdenken über die unbefleckte Empfängniß der Heil. Jungfrau. Ein grosses Gemählde.	Dosso v. Ferrara.	Phil. Andreas Kilian zu Augspurg.
VIII. Die Heil. Jungfrau, nebst dem Kinde Jesus, und der Heil. Catharina, dem Heil. Johannes dem Täufer, dem Heil. Paulus, und dem H. Hieronymus; halbe Figuren.	Titian.	J. Folkema.
IX. Die Hochzeit zu Cana; großes Gemählde.	Paul Veronese.	Ludw. Jakob zu Paris.
X. Bildniß des Daniel Barbaro, halben Leib.	Ebendems.	Jakob Houbraken zu Amsterdam.
XI. Die Ehebrecherinn; großes Gemählde.	Tintoret.	P. A. Kilian.
XII. Der todte Leib unsers Heilandes auf dem Grabe, nebst drey Engeln.	Joseph Porta.	P. Tanje.
XIII. Christus jaget die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel.	Jak. da Ponte, genannt Bassan.	Peter Chenu und P. A. Kilian.
XIV. Das neugebohrne Kind Jesus wird von den Hirten angebetet.	Franz Bassano.	P. Chenu zu Paris.
XV. Venus beweinet den Tod des Adonis.	Alexander Turco.	J. Beauvarlet zu Paris.
XVI. Die Himelfahrt unsers Heilandes; großes Gemählde.	Sebast. Ricci.	J. Punt zu Amsterdam.

XVII.

	Gemahlt von	Gestochen v.
XVII. Ein emblematisches Stück über den Prinzen Doria.	Franz Francia.	J. Folkema.
XVIII. Der Heil. Rochus stehet denen, die an der Pest krank liegen, bey; großes Gemählde.	Camillus Procaccini.	Joseph Camerata.
XIX. Der Genius der Ehre und des Ruhms.	Annibal Caraccio.	Claudius Donatus Jardinier zu Paris.
XX. Semiramis und Ninus; großes Gemählde.	Guido Reni.	Joh. Martin Preißler zu Copenhagen.
XXI. Der Tanz der Liebesgötter.	Franz Albani.	P. Tanje.
XXII. Cephalus und Procris.	Joh. Franz Barbieri, genannt il Guercino.	Ludwig L'Empereur zu Paris.
XXIII. Venus u. Adonis.	Ebendems.	Ebendems.
XXIV. Der weinende Petrus.	Johann Lanfranchi.	Joh. Daulle.
XXV. Angelika und Medor; halbe Figuren.	Alexander Tiarini.	Anton Radigues zu Paris.
XXVI. Die Keuschheit Josephs; halbe Figuren.	Simon Cantarini von Pesaro.	Joseph Camerata.
XXVII. Der Heil. Carl Borromäus vor der Heil. Familie.	Hyppolitus Scarsellino v. Ferrara.	Stephan Fessard zu Paris.
XXVIII. Die Spieler; halbe Figuren.	Michael Angelo Amerigi von Caravagio.	P. Tanje.

	Gemahlt von	Gestochen v.
XXIX. und XXX. Das vergrabene Pfund, u. der Hausvater, der sich von seinen Knechten Rechnung ablegen lässet.	Dominicus Feti.	Joseph Camerata.
XXXI. und XXXII. Noah, nachdem er die Arche erbauet hat, lässet die Thiere von allerley Arten hinein gehen; und die Reise des Patriarchen Jakob nebst seiner Familie, von dem Lande Haran nach Canaan.	Joh. Benedict Castiglione.	Peter Aveline zu Paris.
XXXIII. Die Ehebrecherinn vor unserm Heilande.	Bartholomäus Biscorino.	J. Camerata.
XXXIV. und XXXV. Der Heil. Petrus wird von den Engeln aus dem Gefängnisse erlöset, u. der H. Franciscus büsset, und casteyet seinen Leib.	Joseph Ribera, genannt lo Spagnuoletto.	Markus Pitteri zu Venedig.
XXXVI. Unser Heiland erscheinet der H. Jungfrau.	Andreas Vaccaro.	J. Camerata.
XXXVII. Loth mit seinen Töchtern.	Luka Jordano.	J. Beauvarlet zu Paris.
XXXVIII. Susanna wird von den beyden Alten versuchet.	Ebendems.	Ebendems.
XXXIX. Perseus streitet wider den Phineus.	Ebendems.	Ebendems.

XL.

	Gemahlt von	Gestochen v.
XL. Der Raub der Sabinerinnen.	Luka Jordano.	Dominicus Sornique zu Paris.
XLI. Die Heil. Jungfrau und das Kind Jesus in einer Glorie; der Schutzengel, in Begleitung des H. Franciscus de Paula, stellet demselben ein junges Kind vor.	Franz Solimena.	P. A. Kilian.
XLII. Die büßende Magdalena.	Paul Pagani.	Nikol. Tardieu zu Paris.
XLIII. Eine Baselsche Familie auf den Knien vor der H. Jungfrau, die das Kind Jesus hält.	Joh. Holbein.	Christian Friedrich * Boetius zu Dresden.
XLIV. Ein Held wird von der Tugend gekrönet.	P. P. Rubens.	P. Tanje.
XLV. Das Bildniß eines Frauenzimmers u. das Bildniß eines Spaniers; 2 Gemählde.	Ebendems.	Franz Zucchi zu Venedig.
XLVI. Eine große Landschaft, worinn Löwen vorgestellet werden.	Ebendems.	Johann Elias Ridinger zu Augspurg.
XLVII. Das Opfer des Manoah; großes Gemählde.	Rembrand.	J. Houbraken.

XLVIII.

* Unter dem Kupfer stehet Boëce. Es wäre zu wünschen, daß deutsche Künstler ihre Geschlechtsnamen nicht auf solche Art ändern wollten; Sie werden doch wohl nicht wollen für Ausländer angesehen seyn?

	Gemahlt von	Gestochen v.
XLVIII. Brustbild eines Alten mit zwo Händen.	Rembrand.	P. Tanje.
XLIX. Der büßende Heil. Hieronymus; großes Gemählde.	Anton van Dyk.	Nikol. Dauphin de Beauvais zu Paris.
L. Eine Landschaft.	Nikolaus Berghem.	Jakob Aliamet zu Paris.

Die Zeichnungen zu diesen Kupferstichen sind nach den Originalgemählden von folgenden Meistern verfertiget worden:

Carl Hütin * hat gezeichnet: No. 1. 2. 14. 16. 18. 20. 21. 24. 25. 28. 31. 32. 37. 38. 39. 40. 42. 44. 45. a. und b. 46. 49.
Stephan Torelli: No. 19. 26. 36.
Peter Hütin: No. 4. 12. 13. 34. 35. 47. 48.
Marcellus Bacciarelli: No. 3. 5. 11. 17. 27.
J. B. Bacciarelli: No. 6.
C. F. Boetius: No. 43.
Franz Gandini: No. 7. 33.
Jos. Camerata: No. 29. 30.
Joh. Bapt. Internari: No. 8. 9. 10. 22. 23.
Friederica Bacciarelli, geb. Richter: No. 15.

Die

* C'est Mr. Charles Hutin, (so heißt es von ihm) Premier Dessinateur de S. M. Polonaise, & de l'Academie de Sculpture de Paris, qui a toujours retouché les pieces de ces deux volumes d'après les tableaux originaux de la Galerie & le public peut être d'autant plus persuadé de leur justesse, que son habilité à manier avec gout le crayon, le pinceau, & le ciseau, est assez connû.

Die Beschreibungen der Gemählde sind kurz und wohlgefaßt. Wir wollen zu der Probe, die wir versprochen haben, die Beschreibung desjenigen herrlichen Kunststückes mittheilen, das in diesem zweyten Bande den würdigen Anfang macht. Auf die Erläuterung eines italiänischen Gemähldes wollen wir die Beschreibung eines Niederländischen von **Rembrands** Hand folgen lassen.

* »**Die Geburt unsers Heilandes, oder die Anbetung der Hirten. Gemahlt von Anton Allegri,**

* *La Nativité de Notre Seigneur, ou l'adoration des bergers, tableau d'Antoine Allegri dit le Corrége, connû sous le nom de la Nuit du Corrége, haut de 9 pieds 1. pouce, large de 6. pieds 8. pouces.*

Cette piéce mérite peut-être d'être regardée comme la plus célébre de l'Europe, non seulement par les belles attitudes, la sublimité du dessein, le moëlleux & le fini du pinçau, mais encore par la merveilleuse & unique distribution de la lumiére.

Le peintre, qui vouloit montrer l'obscurité d'une nuit, chose sans exemple, en ce tems là, a fait sortir de l'enfant Iesus, placé dans le milieu du tableau, un éclat de lumiere si fort, qu'il eclaire tous les objets, dont il est environné, & qui seroient sans cela couverts d'ombres & invisibles.

Depuis que le Corrége a produit ce chef-d'oeuvre de la peinture, plusieurs peintres de tout tems ont tâché & tâchent encore aujourd'hui, d'imiter cette idée, d'eclairer tous les objets par une seule lumiére; soit qu'ils ont pris le même sujet du jeune enfant Jesus, soit qu'ils ont choisi une lueur artificielle; & on peut dire, que quelques uns ont fort bien reüssi, quoiqu'ils ne soient pas approchés de cette

»legri, genannt Corregio, und gemeiniglich unter
»dem Namen der Nacht des Correggio bekannt,
»hoch 9 Fuß 1 Zoll, breit 6 Fuß 8 Zoll.

»Die-

cette ſublimité, qui nous frappe dans le tableau du Corrége.

Vn manuſcrit, conſervé dans la Bibliotheque de France, porte, qu'après que ce tableau fût peint, on ne le montrait qu' aux flambeaux, dont la lumiere faiſoit decouvrir pluſieurs objects, qui, au jour, ne ſe diſtinguoient que foiblement. Cet ouvrage paroit auſſi frais, que s'il ſortoit des mains de l'ouvrier; il eſt ſur bois & avoit été deſtiné à une chapelle de St. Proſper à Reggio. Albert Pantonero, Patron de cette chapelle, l'ordonne au Peintre par une convention, qui ſe voit encore en original.

Il fût oté de ſa place pour paſſer dans la Galerie des Ducs de Modéne.

Tout le monde ſait, qu'une bonne partie des tableaux de cette Galerie eſt paſſée dans celle de Dresde. Le préſent en eſt un, & c'eſt en même tems le ſeul, duquel Sa Majeſté nôtre Auguſte Maître a fait faire une copie, pour la laiſſer à Modéne. Elle eſt de la main de Nogari, Peintre de Veniſe, qui, aïant employé jusqu'à ſix mois, l'a peint ſur toile, pour ne laiſſer aucun doute, même aux ignorans, ſur l'originalité de nôtre tableau.

Ceux, qui ſeront curieux de ſavoir plus en detail ce que les auteurs, qui ont écrit ſur la peinture, ont penſé de cet excellent tableau, peuvent voir l'eloge, qu'en a fait le Scaramuccia dans ſon Voïage Pittoresque, intitulé: *Finezze de Penelli Italiani,* & ſur tout la belle deſcription, qu'en a donné la Scanelli dans ſon *Microcoſmo della Pittura.*

„Dieses Stück verdienet vielleicht als das be„rühmteste in Europa angesehen zu werden, nicht al„lein wegen der schönen Stellungen, der erhabenen „Zeichnung, wegen des Verschmolzenen und des Aus„führlichen des Pinsels*, sondern auch wegen der vor„treflichen und unnachahmlichen Austheilung des „Lichtes.

„Der Mahler wollte die Dunkelheit der Nacht „zeigen, eine Sache, die dazumal noch niemand gewa„get

Le Sr. Richardson en a porté un jugement si peu mesuré & si eloigné des veritables principes, qu'il ne merite aucune attention.

Joseph Marie Mitelli, Boulonnois, a autrefois gravé ce tableau à l'eau forte, mais son estampe, très legére d'ouvrage & sans effet, ne donne tout au plus, que la disposition des figures.

Hubert Vincent n'a pas été plus heureux dans l'estampe, qu'il a gravé au burin à Rome en 1691. Le gout du dessein y est même fort alteré, ce qui rend cette estampe fort inferieure à celle de Mitelli.

On espére, qu'on sera plus satisfait de l'estampe, qu'on présente, gravée par Pierre Louis Surugue de l'Academie Roïale de Paris.

On trouve à Londres dans la Collection du My-lord Pembrock un vieux dessein, que l'on croit l'esquisse originale du Corrége.

* Die Leser, welchen diese beyden Ausdrücke fremd vorkommen, müssen bedenken, daß man die in der Urkunde befindlichen Kunstwörter nicht besser habe geben können, als durch eigenthümliche deutsche Ausdrücke, welche den Sinn der französischen zu erkennen geben, und daher auch Kunstwörter zu werden ver-

»get hatte; daher läßt er von dem Kinde Jesus, wel»ches sich in der Mitte des Gemähldes befindet, ein »so starkes Licht ausbrechen, daß es alle Gegenstände, »mit denen dasselbe umringet ist, erleuchtet, die sonst »mit Schatten bedeckt und unsichtbar seyn würden.

»Seitdem Corregio dieses Meisterstück der Mah»lerey herfürgebracht hat, haben verschiedene Mahler »sich bemühet, und bemühen sich noch, diese Idee nach»zuahmen, nämlich alle Gegenstände durch ein einzi»ges Licht zu erleuchten; es sey nun, daß sie ebenfalls »das Kind Jesus also vorgestellt, oder einen künstli»chen Schein dazu gewählet haben; und man kann »sagen, daß es einigen sehr wohl gelungen ist, ob sie »gleich dem Erhabenen sich nicht genähert haben, das »uns in dem Gemählde des Corregio entzücket.

»Eine Handschrift, so in der Französischen Bi»bliothek aufbehalten wird, thut Meldung, daß, nach»dem dieses Gemählde gemahlt worden, man es bloß »bey angezündeten Lichtern oder Fackeln gezeigt habe, »durch deren Licht man verschiedene Gegenstände

verdienten. Wenigstens können wir in Ansehung des erstern Ausdrucks einen Gewährsmann anführen; es heißt in einem noch ungedruckten Gedichte eines großen Kenners der Mahlerey:

Wo gleichsam wie im Rauch sich Farb in Farb verliert,
Das Aug die Grenze sucht, die es so schön verführt;
Und wenn dis nicht gelingt, dafür vergnügt bemerket,
Wie sehr ein Gegenstand sich durch den andern stärket:
Venedig zeigt uns dis; da Rom uns zeichnen lehrt,
Wenn dort die Lombardey der Farben Schmelz verehrt:
Jedoch beglückt sind, die, dem Vorurtheil entrissen,
Die Größ in jeder Art wohl zu verbinden wissen.

»entdeckte, die man beym Tageslichte nur schwach »unterscheiden konnte. Dieses Werk siehet noch so »frisch aus, als ob es erst aus den Händen des Mei»sters käme, es ist auf Holz gemahlt, und war zu einer »Capelle des heil. Prosper zu Reggio bestimmt. Al»brecht Pantonero, Besitzer dieser Capelle, bestellte »es bey dem Mahler vermittelst eines Contracts, »den man noch im Originale aufzeiget.

»Es wurde nachher von dieser Stelle wegge»bracht, und in die Gallerie des Herzogs zu Modena »versetzet.

»Jedermann weiß, daß ein großer Theil der Ge»mählde dieser Gallerie in die Dreßdnische gekommen »ist. Dieses ist eines davon, und so gar das einzige, »von dem Se. Königl. Maj. unser allergnädigster »Herr haben eine Copie machen lassen, welche zu Mo»dena geblieben ist. Sie ist von der Hand des No»gari, eines venezianischen Mahlers, welcher auf 6 »Monate darauf zugebracht, und sie auf Leinwand »gemahlet hat, um auch selbst den Unwissenden kei»nen Zweifel übrig zu lassen, ob das hiesige Gemähl»de das Original sey.

»Diejenigen, die begierig sind genauer zu wissen, »was die Schriftsteller, die von der Mahlerey geschrie»ben, von diesem vortreflichen Gemählde gedacht ha»ben, können nachsehen, was Scaramuccia in seiner »mahlerischen Reise, welche Finezze de' Penelli Ita»liani betitelt ist, davon saget, und sonderlich auch »die schöne Beschreibung, die Scanelli in seinem Mi»crocosmo della Pittura gegeben hat.

»Richardsons Urtheil über dieses Gemählde ist »so ungemäßiget, und von den wahren Grundsätzen

»so

»so weit entfernet, daß es gar keine Aufmerksamkeit »verdienet.

»Joseph Maria Mitelli aus Bologna hat ehe»mals dieses Gemählde in Kupfer geätzet, aber sein »Kupferblatt, welches sehr leicht gearbeitet, und ohne »Wirkung ist, aufs höchste nichts mehr, als die Ord»nung der Figuren.

»Hubert Vincent ist mit der Platte, die er da»von im Jahr 1691 zu Rom gestochen hat, nicht »glücklicher gewesen. Der Geschmack in der Zeich»nung ist so gar sehr geändert; daher ist sie der Platte »des Mitelli sehr nachzusetzen.

»Mit der gegenwärtigen Platte, welche von Pe»ter Ludwig Sürugue, Mitgliede der königl. Aka»demie zu Paris, gestochen worden, wird man hof»fentlich besser zufrieden seyn.

»Zu London in Mylord Pembroke's Sammlung »ist eine alte Zeichnung, die man für den originalen »Entwurf des Corregio hält.»

Die Kürze, welche sonst diesen Beschreibungen so anständig ist, scheinet in derjenigen Stelle, die mit einem entscheidenden Tone gegen Richardson vergesellschaftet worden, aus mehr als einer Ursache anstößig. Der entscheidende Ton ist es überall, absonderlich wenn keine Gründe angegeben werden; denn mit dieser Kürze würde man, ohne seine eigene Grundsätze gerechtfertiget zu haben, ganze Büchersäle mit richterlichen Aussprüchen abfertigen, und doch damit schwerlich dem Leser das Zutrauen, das die Orakel bey den Alten hatten, abgewinnen können. Man kann freylich einwenden, daß eine Unternehmung, wie die gegenwärtige ist, nicht gestat-

ten würde, sich auf Erörterungen und andere kunstrichterliche Kleinigkeiten einzulassen. Giebt aber ein solches Werk das Recht, kritische Ausfälle zu thun? Ein Werk, das die königliche Güte zur Veranlassung gehabt, und wobey die höchste Genehmhaltung allen Liebhabern der Künste Liebe und Ehrfurcht einpräget, wäre auch durch die Mäßigung des Ausdruckes, wie sie ein Lepicie bey der Beschreibung der königlichen französischen Gallerie mit so vielem Wohlstande beobachtet hat, wenigstens nicht verunzieret worden.

Wir begehren den jüngern Herrn Richardson (denn dessen Vater* kann der Herr Verf. wohl schwerlich gemeinet haben) nicht zu rechtfertigen, wofern

* Der Vater hatte nicht Italien, mithin auch nicht diese Notte gesehen, sondern urtheilet von einer Zeichnung, die er selbst besaß, und worinn ein im Winkel angebrachter voller Mond, welcher zwar kein Licht gebe, da dieses alles, (dieß sind seine Worte) sich von dem Heilande, als aus dem Mittelpunkte, auf die ganze Mahlerey angenehm ausbreite, ihm eben deswegen überflüßig und dem Auge einiger maßen hinderlich schien. Er schrieb An Essay on the Theory of Painting und Two Discourses, I. An Essay on the whole Art of Criticism as it relates to Painting, II. An argument in behalf of the Science of a Connoisseur. Sein Sohn, der unsers Wissens noch lebende Herr Jonathan Richardson, beurtheilt die Notte mit andern in Italien besichtigten Denkmalen der Kunst, deren Beschreibung, mit den Schriften des ältern Richardson, nach einer von dem Verfasser übersehenen französischen Uebersetzung 1728 in Holland in drey Großoctavbänden herausgekommen ist. Er ver-

fern ihm eine Unrichtigkeit in der Beurtheilung dieses herrlichen Gemähldes mit Grunde zur Last geleget werden kann, und wir glauben selbst, daß er in dem San-Giorgio dieses Meisters eine Härte in dem Umrisse gesehen*, die wohl vor ihm niemand gefunden hat, noch nach ihm finden wird. Uns ist auch nicht unbekannt, daß er sich durch den Vorzug, den er den berühmten Cartons von Hamptoncourt vor andern Gemählden Raphaels gleichsam hat er-

vergleicht die englische Anmuth und grace ideale, die er nebst einiger Unrichtigkeit in der Zeichnung daran bemerket, mit ähnlichen Eigenschaften, die in Ansehung der grace ideale oft in Zeichnungen mehr, als in den ausgeführten Gemählden selbst, rühren. Ueber das tertium comparationis wird Herr Richardson nicht verlangen, daß man hinausschreite, und es auch wohl nicht vermuthen, da jene Vergleichung mit einem Gemählde, das er wegen der Treflichkeit der Beleuchtung und des Colorits, und dessen unnachahmlicher Schönheit selbst preiset, in Ansehung der eben so unvergleichlichen Ausführung, aus Mangel der Aehnlichkeit und der übrigen Verhältnisse nicht statt finden würde. Wenn aber der Leser über die Gränzen der Vergleichung hinausgehen wollte; so fragte es sich mit Recht, ob das daraus entstehende Aergerniß gegeben, oder, den Geboten der Logik zuwider, selbst genommen worden.

* Diese Kritik des Richardson hat der Herr Verf. in dem ersten Bande seiner Sammlung, wo dieses Gemählde in Kupfer mitgetheilet worden, mit einer rühmlichen Gelassenheit übergangen, ohnerachtet das hier verursachte Aergerniß vielleicht größer seyn könnte.

zwingen wollen, den Verdacht der Partheilichkeit, und den Widerspruch des letztern Herausgebers, des Ludovico Dolce*, zugezogen hat. Vielleicht hat auch in diesem Falle Herr Richardson die Beschuldigung der Unrichtigkeit, die er dem Corregio in der Zeichnung beymißt, zu weit getrieben: Allein die Ungerechtigkeit in einem einzelnen Falle ist noch keine gänzliche Entfernung von den Grundsätzen, um welche sich beyde Richardsons so verdient gemacht haben, daß sie auch als Kunstrichter verdient hätten, wenigstens mit Gründen überführt zu werden. Bloß durch die bisher vorzüglich gegebene Nachricht von dieser berühmten Nacht des Corregio hätte der jüngere Richardson schon diese Billigkeit gewärtigen dürfen.

Er hatte uns nämlich von dem ersten Eigenthümer dieser Notte, den er zwar Alberto Pratonero** nennet, aus einer alten Handschrift des P. Resta, welche Hr. Kent ihm mitgetheilet hatte, ausführliche Nachricht gegeben, auch die Zeichnung, die Mylord Pembroke von diesem herrlichen Gemählde besitzet, nicht vergessen.

Allein alles dieses, so der Hr. V. nunmehr aus den ersten Quellen wissen kann, hat er vermuthlich nicht vor Augen, sondern diejenigen Grundsätze in Gedanken gehabt, die Richardson beleidiget haben soll. Wir bedauern, daß diese Grundsätze keine nähere Erläuterung erhalten haben. Richtersprüche in Kunstsachen werden den Kennern nie so angenehm seyn, als solche vernünftige Gründe. Zwar könnte

* Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino, Firenze 1735 in Großoctav.

** Der Herr Verf. nennet ihn Pantonero.

könnte man sagen, daß es schwerer sey, solche Gründe aus einander zu setzen, als bey iedem Gemählde zu erzählen, wie dasselbe aus einer Hand in die andere gegangen ist. —

Wir schreiten zu der Beschreibung eines Rembrants.

»Das Opfer des Manoah, ein großes Gemählde, von Rembrant van Ryn, auf Leinwand gemahlet, 10 Fuß breit, und 8 Fuß 7 Zoll hoch, gestochen von Houbraken zu Amsterdam.

»Hier haben wir einen Mahler, der einen andern Weg, als Rubens eingeschlagen, und den- »noch

* *Le Sacrifice de Manoah; grand tableau de Rembrant van Ryn, peint sur toile, large de 10. pieds, sur 8. pieds 7. pouces de hauteur, gravé par Houbraken à Amsterdam.*

Voici un Peintre, qui a pris une route diférente de celle de Rubens & qui cependant s' est acquis presque la même Reputation. Il faut, que Rembrant van Ryn (a) ait eu un talent supérieur, parceque sans aucun secours de lettres, sans avoir jamais quitté le païs natal (b), & même sans posseder le dessein,

(a) Son veritable nom est Rembrant Gerritzen, il prit celui de van Ryn en memoire de ce qu'il étoit né dans un moulin, situé sur un bras du Rhin, près de Leyde.

(b) Piles est le premier, qui a debité la fable du Voyage de Rembrant à Venise, & d' autres l'ont suivi sans examiner ses raisons. Tous ont été seduit par trois estampes de l'oeuvre de Rembrant, sur deux on lit: Rembrant genetus f. 1635. & sur la troisieme les mêmes lettres sans date. Rembrant a voulu marquer par

»noch beynahe eben solchen Ruhm erworben hat. »Rembrant van Ryn * muß allerdings ungemeine »Gaben gehabt haben, weil er ohne Hülfe der Wis»senschaften, ohne iemals sein Vaterland verlassen »zu haben, ** ja selbst, ohne die Zeichnung zu ver»stehen, Meisterstücke in der Mahlerey hat hervor»bringen können. Das Gemählde, das wir hier in »Kupfer gestochen liefern, ist von dieser Anzahl. »Der Mahler hat mit der größten Stärke, der sein »Genie fähig war, die Geschichte behandelt, da »Manoah und seine Frau dem Herrn ein Opfer brin»gen, und der Engel, der ihm die Geburt des »Simsons

sein, il a sçu produire de chefs-d'oeuvres de peinture. Notre tableau, dont nous donnons ici l'estampe, est de ce nombre. Le peintre a traité avec la plus grande force, dont son genie fût capable, l'histoire, où Manoah & sa femme offrent au Seigneur un Sacrifice, durant lequel l'ange, qui leur avoit annoncé

par le mot: Renetus en mauvais latin, natif du Rhin: On ne sauroit gueres comprendre, comment Piles & les autres s'y sont mépris, & comment ils ont lû Venetiis, qu'il est clair, que le bonne homme de Peintre a mis un ę grec au lieu d'un R romain, mais jamais un V, & qu'il a ajouté encore par caprice une virgule sur l'ú pour éviter, qu'on ne le prenne pour deux ii. Comment pourra-t-on s'imaginer, que les écrivains contemporains d'un homme né en Hollande en 1606 & mort en 1674, qui attiroit sur lui les yeux du public autant par ses tableaux, que par le trafic de ses estampes, auroient ignoré ou oublié une telle anecdote? Sandrart au contraire dit exprès, que Rembrant n'a jamais vû l'Italie, qu'il savait à peine sa langue, & qu'il ne pouvoit lire, que le bas hollandois.

»Simsons verkündiget hat, verschwindet. Alles, »was an Edeln in der Composition fehlet, ist durch »einen naiven Ausdruck der Charaktere, durch diese »kühne Striche des Pinsels, und durch den bewun- »dernswürdigen Ton der Färbung reichlich ersetzet. »Dieses Werk ist um desto schätzbarer, weil es größer »ist, als Rembrants Werke gewöhnlich zu seyn »pflegen.

»Obgleich eigentlich die niederländische Schule »von der italiänischen gänzlich unterschieden ist; so »könnte man doch, wenn man eine Vergleichung an- »stellen wollte, behaupten, ohne etwas zu wagen, »daß Rembrant unter den Niederländern dasjenige »gewesen, was Michael Angelo von Caravagio »unter den Italiänern war, weil er ebenfalls »alles

noncé la naissance de Samson, s'envole. Tout ce qui manque à la noblesse de la Composition, est amplement recompensé par cette naïve expression des caractéres, par ces touches hardies du pinceau, & par ce ton frappant de couleurs, qui nous porte à admirer cet ouvrage, qui est d'autant plus estimable, qu'il passe le grandeur ordinaire de ses pieces.

Quoique regulierement l'ecole flamande soit tout-à fait diférente de l'italienne, on peut dire, sans rien risquer, que Rembrant a eté parmi les Flamands ce qu'étoit Michelange de Caravage parmi les Italiens, par ce qu'il doit pareillement tout à la magie de ses couleurs & à la piquante naiveté de ses expressions.

Houbraken a rendu tous ces effets, dont nous venons de parler, si parfaitement dans sa planche, qu'elle passera pareillement pour un chef-d'oeuvre de son burin.

»alles der Zauberey seiner Farben, und der Naivete
»seiner Ausdrücke zu danken hat.

»Houbraken hat alle diese obengedachte Wir-
»kungen in seiner Platte so vollkommen ausgedrücket,
»daß sie gleichfalls als ein Meisterstück seines Sti-
»chels wird angesehen werden.»

* „Sein wahrer Name war Rembrant Gerritzen, er
„nahm aber den Namen van Ryn an, zum Anden-
„ken, daß er in einer Mühle, so an einem Arme des
„Rheines ohnweit Leyden lag, gebohren wurde.„

** „De Piles ist der erste, welcher die Fabel von Rem-
„brants Reise nach Venedig aufgebracht hat, und
„andre sind ihm gefolget, ohne seine Gründe zu un-
„tersuchen. Alle sind durch drey Blätter aus Rem-
„brants Kupferwerke verführt worden. Auf zwey-
„en lieset man Rembrant ϱenetus f. 1635. und auf
„dem dritten eben diese Worte, aber ohne die Jahr-
„zahl. Rembrant hat durch das Wort Renetús
„in schlechtem Latein van Ryn anzeigen wollen.
„Man kann sich fast nicht einbilden, wie de Piles und
„die übrigen sich hierinnen haben irren können, und
„wie sie Venetiis gelesen haben. Es ist klar, daß der
„gute Mann ein griechisches ϱ an statt eines latei-
„nischen R, aber keinesweges ein v gesetzet, und
„daß er noch dazu aus einem Einfall ein Strichel-
„chen über das ú gesetzet hat, um zu verhindern,
„daß man es nicht für zwey ii ansehen sollte. Wie
„kann man sich einbilden, daß die zeitverwandten
„Schriftsteller von einem Manne, der in Holland
„im Jahr 1606 gebohren war, und 1674 starb, der
„die Augen des Publici durch seine Gemählde und
„durch seinen Kupferhandel auf sich zog, eine solche
„Anecdote sollten vergessen oder nicht gewußt ha-
„ben? Sandrart im Gegentheile saget ausdrück-
„lich, daß Rembrant niemals Italien gesehen hat;
„daß

„daß er kaum seine Muttersprache verstand, und „daß er nichts als schlecht niederländisch lesen „konnte.„

Der Hr. Verfasser hat die prächtige königliche Kupfersammlung unter seiner Aufsicht. Man ist ihm also billig verbunden, daß er von einigen selten vorkommenden Blättern die falsche Lesart (wenn wir dieses Wort hier anwenden dürfen) Venetiis für das rechte ʒenetus angezeiget hat. Zugleich hat er in der Kürze unwiderleglich dargethan, daß Rembrant niemals in Italien gewesen ist. Das Stillschweigen der mit demselben zu einer Zeit lebenden Landesleute* und die fortgepflanzte Sage in Holland ist wohl zu dem Beweise hinlänglich. Allein die Unwissenheit der Sprache scheint uns ein schwacher Grund, da wir noch heut zu Tage holländische Künstler in fremde Länder reisen sehen, ob sie gleich keine Sprache als ihre Muttersprache verstehen, in welchem Stücke sie sich aber von ihren Reisegefährten aushelfen lassen. Wir erinnern uns gleicher massen eines itztlebenden guten schwedischen Künstlers, der nichts als seine Landessprache redet, und gleichwohl in guter Gesellschaft Italien besehen hat.

Je

* Denn diese muß wohl der Herr Verf. unter den Zeitgenossen, auf deren Stillschweigen er sich beruft, verstehen. Sonst wissen wir nicht, ob de Piles, der im Jahr 1635 gebohren war, und schon im Jahr 1668 des du Fresnoy Gedicht von der Mahlerey mit seinen Anmerkungen herausgegeben hat, von der Zahl der Zeitgenossen Rembrants, der erst 1674 gestorben, auszuschließen sey.

Je unerfahrner aber Rembrant gewesen, »zu»mahl da er auch nichts als nur schlecht niederlän»disch lesen, und also sich durch die Bücher wenig »helfen können» *, desto unwahrscheinlicher wird es, daß Rembrant, um renetus zu schreiben, zum Anfange auf einen griechischen Buchstaben verfallen, und sofort mit lateinischen abwechseln mögen. Noch mehr, er hat die Irrung mit dem Endungsfalle voraus gesehen, und derselben sorgfältig vorbeugen wollen, damit man nicht renetiis, wie auf andern Kupfern venetiis lese.

Wir bedauren, daß wir das Ansehen des Hrn. V. das demselben die ihm anvertraute schöne Sammlung billig ertheilet, bey unserer eigenen Untersuchung nicht gelten lassen können; sondern unserer Ueberzeugung folgen, und unsere Meinung dem Ausspruche anderer Kenner überlassen müssen. Rembrant hat, wie man wohl spüret, renetus schreiben wollen: Man siehet aber deutlich, daß, da ihm das lateinische r wie ein v gerathen war, er mit wiederholten Strichen den Zwischenraum ausfüllen und das v in ein r verwandeln wollen. Allein wie er vielleicht nach seiner bekannten Laune noch einen Zug angehänget, und seinen mißlungenen Buchstaben, vielleicht mit einiger Ungedult, so mahlerisch, wie seine übrigen Züge gemacht; das mögen die Künstler erklären, die selbst mit dem Reißen in Kupfer umgegangen sind, oder auch die Laune einiger Künstler besser kennen, als wir. Wir sagen unsere Gedanken, ohne iemanden

das

* Wir wiederholen hier Sandrarts eigene Worte B. I. Th. II. S. 327.

das Vergnügen rauben zu wollen, einen griechischen Buchstaben in diesem Zuge zu finden.

Aber auch das von dem Hrn. Verf. angegebene Strichelgen (virgule) vermag in den deutlichsten Abdrücken, die dem Hrn. Verfasser nicht fehlen können, uns nichts als denjenigen gerundeten Zug vorzustellen, den man insgemein in alter holländischer Schrift, wie im Deutschen über das ŭ zu machen pfleget. — Es ist doch eine sonderbare Sache um das Muthmaßen! Es stehet uns nur noch vielleicht die einmal vorausgesetzte Unwissenheit des Künstlers im Wege; wie leicht ließe sich sonst dieses über das ŭ bemerkte Zeichen als die Andeutung einer kurzen Silbe aus der lateinischen Verskunst auslegen! Wäre es zu viel, diesen kleinen prosodischen Ausfall dem auf einen griechischen Buchstaben verfallenen Rembrant zuzutrauen? Dieses Abentheuer wäre gewisser massen eine kleine Schadloshaltung für die nunmehr eingestellte Reise des Künstlers nach Venedig. —

Unsere Kritik betrifft nur Nebendinge, und die Unpartheilichkeit erfordert, daß wir mit allen Liebhabern der schönen Künste dem Hrn. Verf. für die bey einem so kostbaren Werke übernommene Mühe verbunden seyn. An einzelnen Stücken wollen wir der Beurtheilung der Kenner nicht vorgreifen. Es lebet kein Rubens mehr, der seine Kupferstecher selbst leitete, sie nach seinen eigenen Gemählden die Schönheit unmittelbar empfinden, und sie unter seiner eigenen Aufsicht, mit richtiger Andeutung der Localfarbe und Beobachtung der genauesten Haltung, auf Platten bringen ließ. Dieser Vollkommenheit wenigstens

stens in einigen Stücken näher zu kommen, hätten wir freylich manchen französischen Künstler lieber zu Dresden, als zu Paris, gewünschet.

N.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Der Tod Abels in fünf Gesängen von Geßnern. Zürich bey Geßnern 1758. 226 S. in klein Octav.

„Ich habe mich an einen höhern Gegenstand gewagt, „sagt der Dichter in der Vorrede, um zu wis„sen, ob meine Fähigkeiten höher hinaus reichen, als „ich sie bisher versucht hatte. Eine Neugierde, die „jedermann haben sollte. Man macht oft einen „Dichter furchtsam, der in einer gewissen Dichtart „glücklich gewesen ist, und will ihn in diese Sphäre „einzäunen, als wenn er da die ganze Bestimmung „und die ganze Stärke seines Genies gefunden hätte; „wenn er oft mehr durch äußere Umstände, und viel„leicht mehr von ungefähr, als durch besondern Trieb „desselben, auf diese Bahn ist geführt worden.„ Dieser Gedanke ist sinnreich, aber auch vielleicht nichts mehr als sinnreich. Es giebt Proben, die ein Genie mit sich selbst anstellen kann, ohne daß es nöthig hat, das eigensinnige Publicum zu Rathe zu ziehen. Will man der Selbsterkenntniß nicht trauen; so wähle man Freunde, auf deren Einsicht man sich sicherer verlassen kann, als auf den zweifelhaften Ausspruch des unschlüßigen Richters, den man das Publicum nennet.

net. — Zwar wenn dieses Vorurtheil keine schlechtere Gedichte zur Welt bringt, als den Tod Abels, so mag es immer eine Wahrheit seyn!

In der Folge begegnet der Verf. dem Einwurfe, den man wider die biblischen Gedichte hat machen wollen, und beschließt die Vorrede mit einer artigen Satyre: »Noch giebts eine gewisse Gattung Leute, heißt »es, die zu gut zu leben wissen, als daß ihnen Helden »gefallen sollten, die von nichts als Religion reden, so »ernsthaft sind, und so wenig feinen Witz haben. — »Diesen muß ich im Vertrauen sagen, daß mir, als »einem jungen Herrn, der auch zu leben wissen will, »an ihrem Beyfall gar zu viel gelegen ist, und daß »ich, um sie gut zu behalten, das gleiche Sujet auch »für sie zurichten will; Ich will dann trachten, eine »Liebesintrigue, (und was ist ein episches Gedichte ohne »das? Alles, was feinen Geschmack hat, muß es ver»lachen,) das werd ich darinn anbringen, Abel wird »dann ein zärtlicher junger Herr seyn, und Kain wie »ein französischer Hauptmann, und Adam soll nichts »reden, das nicht ein betagter Franzose, der die Welt kennt, sagen könnte.» Diese Satyre wird auch uns treffen, denn wir werden in unserer Beurtheilung dieses Gedichts auch eine Liebesintrigue vorschlagen, die der Dichter hätte in seinem Plane anbringen sollen. — Aber keine französische; unsere ist orientalischen Ursprungs.

Wir wollen unsern Lesern einen etwas weitläuftigen Auszug aus dem Gedichte vorlegen, und unsere Beurtheilung am Ende hinzufügen. Solche Werke zu beurtheilen ist eine angenehme Beschäfftigung;

man hält sich gerne bey einer Arbeit auf, die Vergnügen macht.

Erster Gesang.

»Ein erhabnes Lied möcht' ich itzt singen, die Haus»haltung der Erstgeschaffenen nach dem traurigen »Fall, und den ersten, der seinen Staub der Erde wie»der gab, der durch die Wuth seines Bruders fiel. »Ruhe du itzt, sanfte ländliche Flöte, auf der ich sonst »die gefällige Einfalt und die Sitten des Landmanns »sang*.« Hierauf folgt eine Anrufung an die Muse oder die Begeisterung, wie der Dichter diese profane Gottheit erklärt. Sie nimmt zwo ganze Seiten ein; und so schön sie auch ist, so scheinet sie hier an diesem Orte wegen ihrer großen Ausdehnung nicht die beste Wirkung zu thun. Endlich fängt sich das Gedichte an. »Die stillen Stunden führten den rosen»farbnen Morgen herauf, und gossen den Thau auf »die schattichte Erde — da giengen Abel und seine »geliebte Thirza aus ihrer Hütte hervor, in die nahe »geruchreiche Laube von Jasminen und Rosen.« Die Beschreibung dieses Paars ist überaus mahlerisch. »Zärtliche Lieb und reine Tugend gossen sanftes Lä»cheln in die blauen Augen der Thirza, und reizende »An-

* Vielleicht würde der Dichter besser gethan haben, wenn er dem Virgil auch in der Ordnung der Gedanken nachgeahmt hätte. „Ruhe du itzt, sanfte Flöte, u. „s. w. Ein erhabnes Lied möcht ich itzt singen,„ so wie jener: Ille ego, qui quondam gracili modulatus avena, e. c. arma virumque cano, damit die Ankündigung nicht von der Anrufung durch einen so fremden Gedanken getrennet werde.

»Anmuth auf ihre rosienfarbne Wangen, und weiße »Locken flossen am jugendlichen Busen und ihre »Schultern herunter, und umschwebten ihre schlanke »Hüften; so gieng sie dem Abel zur Seite. Braune »Locken kräußten schatticht sich um die hohe Stirne des »Jünglings, und zerflossen auf seinen Schultern; »denkender Ernst mischte sanft sich in das Lächeln der »Augen; in schlanker Schönheit gieng er daher.« Thirza bittet den Abel, ihr den neuen Lobgesang zu singen, den er gestern auf der Flur gedichtet hat, und Abel besingt das Lob des Schöpfers und die Entstehung des Weltgebäudes, der Wahrheit weit anständiger, als Silen beym Virgil auf Verlangen der schönsten der Najaden gesungen. »Weiche, du Schlaf, »von den Augen, stimmt er an, entweichet, ihr flatternden Träume! die Vernunft geht wieder hervor, und »erhellet die Seele, wie die Morgensonne die Gegend »erhellet. Sey uns gegrüßt, du liebliche Sonne, hin»ter den Cedern herauf! Du gießest Farb' und An»muth durch die Natur, und jede Schönheit lachet »verjüngt uns wieder entgegen.« Der ganze Gesang ist, seiner Länge ohngeachtet, überaus angenehm, und es würde ihm auch an Erhabenheit nicht fehlen, wenn nicht die starken Züge durch das sanfte Colorit, das Herr Geßnern eigen ist, öfters gemildert worden wären. Z. B. »Der starke Löw entwickelte sich, halb »Kloß noch und halb Löwe versucht ers die ersten Töne »zu brüllen; dort bebt' ein Hügel, und itzt gieng er »belebt als Elephant daher.« Man vergleiche dieses mit dem männlichen Colorite des Herrn von Haller:

Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmt,
Und seinen Knochenberg beseelt.

Thirza dankt ihrem Geliebten mit Freudenthränen für die Entzückung, in welche sie sein Gesang gesetzt hat. Adam und Eva hatten vor der Laube den Morgengesang gehört, traten hinein und umarmten ihre Kinder. »Auch Mehala, Kains Vermählte, war in »die Laube getreten, der Kummer über Kains ungestümes und rohes Gemüthe hatt' Ernst auf ihre »Stirne und sanfte Wemuth in ihre schwarze Augen »gegoßen, und Bläße auf die Wangen von dunkeln »Locken umfloßen.» Diese Beschreibung sticht vortrefflich mit dem Gemählde der Thirza ab — »Sie »hatte am Geländer der Laube geweint; aber sie hat»te die Thränen von den Wangen getrocknet, trat »lächelnd in die Laube, und grüßte mit zärtlicher »Freundschaft den Bruder und die Schwester.» Kain hörte im Vorübergehen den Gesang und sahe, wie sie alle Abel umarmten, worüber er eifersüchtig wird. Er beklagt sich über die rohe Arbeit, die ihm zu Theile worden. »Mir bleibt weder Zeit noch »Muth zum Singen. Wenn ich des Tages Last »ausgestanden habe, dann fordern meine Glieder »Ruhe, und am Morgen wartet die Arbeit schon »wieder auf meinem Felde. Den sanften müßigen »Jüngling (er stürbe, trüg er einmal meine Tages»last) verfolgen sie immer mit Freudenthränen und »zärtlichen Umarmungen. Ich hasse die weibische »Zärtlichkeit.» Die in der Laube waren, betrübten sich sehr über diese unfreundlichen Reden des Kains, die sie gehört hatten, und Adam verließ sie, gieng dem Kain nach auf das Feld, um Zufriedenheit und Liebe in der Brust seines Sohnes zu erwecken. Das Gespräch zwischen Adam und seinem Sohne

Kain

Kain, auf dem Felde, ist eines der lebhaftesten in dem ganzen Gedichte. Einige Wendungen darinnen sind meisterhaft. Z. B. Kain sagt, nachdem ihm der Vater seinen beständigen Unmuth verwiesen: »Müßt ihr denn in meinem männlichen Ernst nichts »als häßliche Laster suchen? diesem Ernst auf meiner »Stirne kann ich nicht befehlen, daß er in Thränen »und sanftes Lächeln zerfließe. Soll der Adler gir- »ren wie die sanfte Daube?» Der Vater zeigt ihm, daß er sich betriege, wenn er glaubt, die Unzufrie- denheit sey ihm natürlich. Es stünde in seiner Ge- walt, allen Unmuth aus seiner Brust zu verbannen, und sein Gemüth aufzuheitern. »Was sollen mir »diese Vermahnungen? sagte Kain ängstlich. Könnt »ichs aufheitern, o dann müßt alles um mich her »lachen, heiter seyn, wie der Morgen! Kann ich »dem Sturme befehlen, daß er nicht wüte, und dem »hinreißenden Strom, daß er still stehe? Ich bin »vom Weibe zum Elende gebohren, die größeste »Schale des Fluchs hat der Herr auf die Geburts- »stunde des Erstgebohrnen gegoßen.» Die Erinne- rung des Fluchs preßten Thränen aus den Augen des Vaters. »Ach Sohn! sprach er, ja — ach ja! der »Fluch hat alle vom Weibe Gebohrnen betroffen; »aber ach Geliebter! sollte der Herr mehr Fluch über »die Geburtsstunde des Erstgebohrnen ausgegoßen »haben? — Das hat er nicht gethan, er, der un- »endlich ist und gütig. Nein, Kain! u. s. w.» Er fährt fort ihn väterlich zu vermahnen, und ihm vor- treffliche Bewegungsgründe zur Tugend vorzustellen. »Dem Sturme kannst du nicht befehlen, sagt er un- »ter andern, daß er nicht tobe, und dem hinreißen-

»den Strome nicht, daß er still stehe; aber deine »Vernunft kannst du aus dem Dunkeln hervorrufen. »Sie kann mächtig dem Tumult befehlen, daß er »schweige, u. s. w.» Kain wird durch diese beweglichen Vorstellungen nur noch verdrießlicher, und er läßt sich seinen Unmuth so gar verleiten, dem Vater den grausamen Vorwurf zu machen: »Diese Weichlichkeit, die ihn so beliebt macht, so viel Freudenthränen euch entlockt, hat den Fluch über uns alle »gebracht, da du im Paradiese durch ein paar Thrä»nen zu leicht erweicht.» Doch die Härte dieses Vorwurfs macht sein Gewissen rege — »Ich elender! »fährt er fort, bald hätt' ich dir Vorwürfe gemacht. »Ich ehre dich, Vater, und schweige.» So sprach Kain, und gieng zu seiner Arbeit.

Adam gieng traurig weinend zurück, und rang die Hände über sein Haupt. Reue, Mitleiden und Gewissensbisse werden nunmehr in dem Busen des ungehorsamen Sohnes auf einmal rege. Er eilet und wirft sich zu den Füßen seines Vaters, fleht um Vergebung von Gott, von seinem Vater, vom Bruder und von allen, die er beleidiget hat. — Dieser Zug ist natürlich, und zeiget von Seiten des Dichters Einsicht in das menschliche Herz. Die Vermahnungen hatten nicht so viel gewirkt, als die Uebereilung, zu welcher er sich durch den Unmuth hat verleiten lassen — Adam richtete ihn auf, drückte ihn an seine Brust, und wollte ihn hinführen, seinen Bruder zu suchen und ihn zu umarmen. Doch Abel und seine Mutter, Mehala und Thirza hatten sie im Gesträuche behorcht, sie eilten voller Entzückung und Freudenthränen hervor, versöhnten sich mit dem

Kain

Kain auf das zärtlichste, und gelobten einander, das Vergangene zu vergessen. Sie giengen mit einander in die Laube, den Tag festlich zu feyern, und die Freude beflügelte ihre Füsse. Die Schwestern giengen voran, und zierten die Tafel mit mannigfaltigen Früchten, mit wohlriechenden Blumen untermischt. »Ein frohes Gemische von Glanz und Far»ben, und lieblichen Gerüchen; Sie setzten sich hier »zum frohen Mittagmal; Freude und Munterkeit »mit ihnen, und anmuthige Gespräche führten schnell »den sanften Abend herauf.»

Zweyter Gesang.

Dieser ganze Gesang ist eine Episode. Adam und Eva erzählen auf Verlangen ihrer Kinder, was ihnen begegnet, nachdem sie das Paradies verlassen mußten. »Fange die Geschichte an, Geliebter, sprach »Eva, da, wo ich das letzte mal zum Paradies zuruck »weinte, und da an deinen Busen sank. Aber, »was ich damals empfand, Adam, das laß mich sa»gen, du würdest, um meiner zu schonen, den Auf»tritt nur mangelhaft sagen.» Eva erzählt hierauf ihre wehmüthige Empfindungen, als sie an der Neige eines Hügels das hoch emporstehende Paradies von ferne erblickte: »Da, da stand ich still, und weinte »laut zuruck. Ach! vielleicht das letzte mal seh ich »dich, meinen Geburtsort, dich, Paradies, wo du, »o darf ich, Geliebter, dich nennen? eine Gattinn vom »Schöpfer dir flehtest, und dein Unglück da aus dei»ner Seite sich wand. Wem duftet ihr itzt, ihr »Blumen, die meine pflegende Hand auferzog? Wer »wandelt in eurer geruchreichen Dämmrung, ihr

»schattichten Lauben? — Ich werde euch nicht wie=
»der sehen, mir Sündebefleckten ist jene balsamische
»Luft zu rein, jene Gegend zu heilig. Weh mir!
»wie ist der Mensch gefallen! Der Freund der En=
»gel, er, der so rein, so selig aus des Schaffenden
»Händen gieng! Und du bist auch gefallen, du — o!
»ich darf dich nicht, Geliebter, nennen! von mir ver=
»führt bist du auch gefallen.» In diesem Tone
fährt sie fort zu jammern. Adam richtet sie durch
männliche Trostgründe auf, und zeigt ihr, wie groß
die Gnade des Richters sey, der sie weit milder ge=
straft, als ihre Sünde es verdienet, dessen unend=
liche Gnade noch in der Züchtigung über sie waltet.
»Du schwiegest, setzt sie ihre Erzählung fort, und ich
»umarmte dich und trocknete mit meinen Haarlocken
»die Thränen aus meinen Augen, und da giengen
»wir den Hügel hinab den Pappelbäumen zu, die
»vor dem Felsen standen.» Eva schwieg und Adam
verfolgte die Geschichte. Sie fanden eine Höle in
dem Felsen, und neben ihr eine rauschende Quelle.
»Hier, sagte Adam, laß uns unser Nachtlager berei=
»ten, aber Eva, ich werde den Eingang vor nächt=
»lichen Uberfall der Feinde schützen müssen. Was für
»Feinde? fragt' Eva ängstlich. Hast du nicht gemerkt,
»so sprach ich, daß der Fluch alles Geschaffne betroffen
»hat, daß die Bande der Freundschaft unter den le=
»benden Geschöpfen aufgelöst sind, und der Schwä=
»chere des Stärkern Raub ist? Dort über dem Fel=
»de sah ich einen jungen Löwen ein schüchternes Reh=
»kalb mit feindlichem Gebrülle verfolgen. — Wir
»sind nicht mehr die gebietenden Herren dieser Ge=
»schöpfe — die zuvor mit freundlichem Schmeicheln
»um

»um uns her spielten, der fleckichte Tieger und der »zottichte Löwe jagten, mit drohendem Feuer im »Auge, brüllend neben uns vorbey. — Ich will »Gesträuche vor den Eingang der Höle flechten.» Als sie in der Höle saßen, zog sich ein Ungewitter herauf, das erste Ungewitter, seitdem sie das Paradies verlassen. Die Empfindungen, welche diese neue Ankömmlinge in die unvollkommene Natur bey dieser schrecklichen Erscheinung haben mußten, sind natürlich und nach der Wahrheit geschildert. Doch wir eilen zu einer andern artigen Erdichtung, die gewiß eine von den vorzüglichsten in diesem Werke ist. Das erste Paar gieng des Morgens aus der Höle, um eine Wohnung zu suchen, die mehrern Reichthum und mehrere Mannigfaltigkeit an Nahrung und Schönheit habe. Sie verfolgten ihren Weg dem Hügel zu, der einen Garten voll Bäume auf grasreichem Rücken zu tragen schien. »Da sah Eva „zur Seite einen Vogel, wie er ängstlich und mit „traurigem Geschrey in kleinen Zirkeln umherflat„terte, dann ohnmächtig mit bebendem Gefieder auf „einem niedern Gesträuche sich hinsetzte. Sie trat „näher, und ein andrer Vogel lag leblos vor dem „Traurenden im Gras. Lang betrachtete ihn Eva „über ihm gebückt, da hub sie ihn von der Erde auf, „und wollte ihn wecken. Er erwacht nicht, sprach „sie, und legte mit zitternder Hand ihn ins Gras. „Itzt fieng sie an zu weinen, der du da trauerst, so „redete sie ihn an, vielleicht, ach! vielleicht wars „dein Gatte! Ich bins, die Fluch und Elend über „jedes Geschöpf gebracht hat, du unschuldig Leiden„der, ich bins, ich Elende! Sie weinte laut, wandte

„sich zu Adam und sprach; was ist dieß für ein Ue„bel! Ein entsetzliches Uebel! Jeder Empfindung „unfähig, jedes Glied ohnmächtig versagt seine Dien„ste; wie nenn ichs? Tod... Verwesung? O mir „schauerts durch alle Gebeine! —»

Adam tröstete sie abermals, und sie giengen dem Hügel zu. »Wir wandelten durch das fruchtbare „Gesträuche, das seinen Fuß umkränzte. Auf sei„ner Stirne stand eine Ceder aus den kleinern Frucht„bäumen empor, und streuete hoch herunter weit „verbreitete Kühlung, und in ihrem Schatten floß „eine Quelle durch Blumen.» Hier schlugen sie ihre Wohnung auf. Adam hub an »unter dem Schat„ten der Ceder eine Hütte zu bauen, und pflanzt ei„nen Zirkel von Pfälen in die Erde, und flocht von „einem zum andern Wände von schlanken Gesträu„chen. — Als ich hingieng an den Fluß, erzählt er, „Schilfrohr zum Dach über die Hütte zu sammeln, „da sah ich fünf Schafe, weiß wie kleine Mittags„wolken, und einen jungen Bock in ihrer Mitte am „Ufer weiden. Leise trat ich näher, zu sehen, ob sie „mich auch flöhen, wie der Tieger und der Löwe, die „sonst vor meinen Füßen gespielt hatten; aber sie „flohen mich nicht, und ich trieb sie mit einem Rohr„stab vor mir her auf den Hügel, dahin ins hohe „Gras, wo Eva beschäfftigt, aus überhangendem „Gesträuche eine Laube zu wölben, die kleine Schaar „nicht sah, bis ihr Geblöcke sie rief. Da sah sie „sich um, ließ freudig die Gesträuche aus ihren Hän„den zurückflattern, stand erst schüchtern still, dann „rief sie: O sie sind freundlich, wie im Paradiese! „Seyd mir gegrüßt! ihr sollt bey uns wohnen, an-

»genehme

„genehme Gesellschaft! ihr sollt bey uns wohnen! „Hier ist hohes Gras und wohlriechende Kräuter, „und eine klare Quelle — So sprach sie, und sträu„chelte ihre wollichten Rücken» — Man merkt es, daß hier der Dichter in seinem Elemente ist. Seine ländliche Erdichtungen sind naiv, voller einfältigen Natur, und schmeicheln der Einbildungskraft mit den allerangenehmsten Schilderungen. — Adam fährt fort zu erzählen. Sie saßen vor dem Eingange der Hütte im Schatten, und Eva machte traurige Betrachtungen über den Tod, den sie an dem Vogel gesehen, und auch an den welkenden Blumen und erstorbenen Gesträuchen bemerkt hatte; Adam aber bejammert einen schmerzlichern Verlust, als den Verlust des Lebens. „Das quält mich, sagt er, „daß ich aus der Gegend verbannt bin, wo Gott „sichtbarlich zu wandeln beliebte, wo er in gemilder„tem Glanze im Hayn wandelte, wenn die heilige „Stille seine Gegenwart feyerte.» Er fuhr fort zu klagen, da erschien ihnen ein Engel, und sagte ihnen im Namen des Herrn: »Mich schließt kein Himmel „ein, jeder Punkt meiner Schöpfung ist meiner Ge„genwart voll. Oder wer macht, daß die Sonnen „fortleuchten? Wer, daß die Sterne in ihrem Laufe „nicht still stehen? — Wer erhält die Wesen, daß „sie leben und athmen, und wer erhält dich, daß du „nicht hinsinkst und verwesest? Ich bin bey dir, „spricht der Herr, und dein geheimster Gedanke ist „mir offenbar.» Adam thut einige Fragen an den Engel, und erkühnt sich endlich ihn zu bitten, er sollte ihm das Geheimniß erklären, was die große Verheissung sey, des Weibes Saame soll der Schlange

den

den Kopf zertreten, und was der Fluch sey, du sollt des Todes sterben? Der Engel enthüllt ihm einen Theil von diesen unerforschlichen Geheimnißen, so weit den Geschaffenen, sie zu sehen, vergönnt ist, befiehlt ihm einen Altar auf dem Hügel zu bauen, und wenn dann jährlich am Tage, da die Verheißung geschehen, eine Flamme vom Himmel steigen und auf dem Altar lodern wird; so soll er ein junges Lamm opfern, daß die Flamme dasselbe verzehre. — Vielleicht hätte Adam über diesen Befehl erstaunen sollen. Der Begriff, jährlich ein Lamm zu opfern, müßte den ersten Menschen weit mehr befremden, als das Ungewitter selbst, das er in den Wolken sich zusammen ziehen sahe. Freylich war es von Seiten des Dichters eine nothwendige Vorbereitung zu Abels Opfer im dritten Gesange, welches ohne dieses vorhergegangene Gebot sehr unnatürlich gewesen wäre. Wir würden nicht gewußt haben, wie Abel auf den Einfall gekommen sey, dem Herrn zu Ehren ein Thier zu schlachten. Allein wir sind durch diese Vorbereitung noch nicht befriedigt. Wir wissen nicht, warum Adam da zu fragen aufgehört, wo wir vielleicht zu fragen angefangen haben würden; an Gründen hat es dem Dichter doch gewiß nicht gefehlt, dieses Gebot begreiflicher zu machen. — Doch Adam schweigt, und der Engel zeigt ihm und Eva noch vor seinem Weggehen, daß sie nicht einsam auf der Erde wohnen, und daß die Luft mit Geistern angefüllt sey, welche theils ihre Schutzgeister sind, theils die Veränderungen in der Natur unsichtbar wirken, und wenn sie von ihrer Arbeit ruhen, in Chören vertheilt zum Lobe des Höchsten singen. Die Verrichtun-

richtungen dieser Geister werden ungemein annehmlich beschrieben, und die Fabeln der Rosenkreuzer, deren sich Pope im Lockenraube zur Satyre bedient, erscheinen hier in einer feyerlichen ernsthaften Gestalt, die ihnen vielleicht nicht anstehen würde, wenn das Gedicht überhaupt nicht mehr von der angenehmen, als von der erhabenen Gattung wäre.

Adam bauete den Altar, und Eva pflanzte einen weiten Kreis von Bäumen, ein nachahmendes Paradies, rings um die heilige Stäte. Unter diesen Beschäfftigungen floh der Sommer mit seiner Hitze und mit seinen Annehmlichkeiten, und der unfreundliche Winter schlich langsam heran. Die Beschreibung des Winters ist allgemein, und in Vergleichung gegen die schönen Beschreibungen des Frühlings und des Sommers ziemlich schwach. Wir finden keine von den mahlerischen Zügen darinnen, die uns die Natur vor Augen legen, und auch wirklich nicht anders, als nach der Natur geschildert werden können. Herr Geßner hat sie doch in seiner Idylle vom Winter sehr wohl zu treffen gewußt —— Den folgenden Frühling, sagt der Dichter, hub Adam an ein kleines Feld am Hügel zu bauen, und gesammelte Saamen in die befruchtende Erde zu streuen, oder fruchtreiche Gewächse an den Hügel zu verpflanzen — Das Verpflanzen läßt man sich noch endlich gefallen. Wer mag aber wohl Adam das Säen gelehrt haben? Wenn ihm der Engel nicht das Geheimniß offenbart hat, so hat er unmöglich wissen können, daß die Gewächse den zweyten Frühling aus eben den Körnern entsprossen seyn, die den Stauden im vorigen Sommer entfallen sind. Der Dichter läßt Eva

so

so gar diese Bemerkung gleich den ersten Sommer machen, und damals war es noch weit unwahrscheinlicher. Sie sagt S. 65. »Frische Frücht' ersetzen »die hingefallenen Früchte, und aus dem hinge- »streueten Saamen der welkenden Blumen »blühen ihre Kinder hervor.« Gewiß, dieses Geheimniß der Natur war würdig und nothwendig genug, den ersten Menschen von einem Engel entdeckt zu werden.

Adam gieng an einem Morgen aus seiner Hütte, und sah die Flamme auf dem Altare lodern. Da schlachtete er das Schönste der Lämmer zum Opfer. »Erbärmlicher Anblick für mich! ruft er aus; Ein »Schauer erschütterte mich, die Hand wäre mir ohn- »mächtig hingesunken, hätte die Heiligkeit des Geschäff- »tes, der Befehl des Herrn meinen Muth nicht erhö- »het.« Er legte das geschlachtete Lamm auf den Altar und Eva kam und streuete wohlriechende Blumen auf das Opfer. Da verzehrte die Flamme das Opfer und verlosch.

Nicht lange hernach findet Adam die Mutter der Menschen an einer Quelle sitzen, und der Erstgebohrne lag in ihrem Schooße. Adam segnete seinen ersten Sohn mit Freudenthränen, und dankte dem Herrn, der der Mutter in ihren Schmerzen beygestanden. »Ja, du Mutter der Menschen! sagt er endlich zu »Eva, so werden Geschlechter um dich her aufblühen. »Einsam stand so jene Myrrhe, da sprosseten liebliche »Kinder rings um ihren mütterlichen Stamm; und so »oft der Frühling sie wieder schmückte, so oft lächelte »entfernter ein neu aufkeimendes Geschlecht um ihre »frühe Kinder her, und nun ists ein kleiner geruchrei-

»cher

cher Hayn, weit umher gepflanzt.» Man wird in dem ganzen Gedichte kein so schönes Gleichniß mehr finden. Es ist zwar nicht neu, aber doch sehr wohl angebracht und eben so wohl ausgedrückt. — Bald hernach ward Mehala, denn Abel und endlich Thirza gebohren. »Gelobet sey der Herr, sagt der erste »Vater zum Beschlusse seiner Erzählung, der so viele »Wunder der Gnade an uns allen that. Lasset zärt»liche Lieb' und reine Tugend nimmer aus eurem Her»zen weichen, so wird die Gnad' und der Segen vom »Himmel immer bey euren Hütten wohnen.»

Adam schwieg, und sie saßen und »horchten noch »lang um den Mann und den Vater her: Sie hat»ten jede Scene seiner Geschichte nachempfunden, oft »kamen Thränen und Blöße auf ihre Wangen, oft »Heiterkeit und Lächeln, und itzt huben * sie alle an, »dem Vater der Menschen Dank zu sagen. Kain »dankt auch, aber er hatte männlicher, nicht ge»weint und nicht gelächelt.» Dieser kleine Zusatz thut nicht die beste Würkung. Wenn Kain bey Anhörung einer rührenden Geschichte gleichgültig bleiben konnte, so war seine Härte wirklich ein Temperamentsfehler. Der Dichter hätte ihm lieber Thränen vergießen, oder wie jener Tyrann, sich seiner Thränen schämen lassen sollen. Ein unempfindlicher Mensch ist ein unwürdiger Charakter. Er wird aber wahrhaftig tragisch, wenn er von Natur Empfindungen hat,

* Wir wissen nicht, warum sich der Dichter so sehr in das Anheben verliebt hat. Er bedient sich dieses Zeitworts häufig, und dennoch macht es mehrentheils die Periode ohne Noth weitschweifig.

hat, und durch das Verderbniß des Willens sie zu haben sich schämt.

Dritter Gesang.

Sie giengen aus der Laube hervor. Abel umarmte seine Geliebte, und sie hatten beyde unaussprechliche Freude über die Rückkehr der Tugend und der brüderlichen Liebe in Kains Brust. Auch Mehala gieng Kain zur Seite nach der Hütte. Sie redet von der Freude, die jedermann hatte, als er seinen Bruder mit brüderlicher Liebe umarmte, und Kain findet Ursache misvergnügt darüber zu seyn, so wie alle, die ohne Ursache misvergnügt sind, sich die Gelegenheit dazu vom Zaune brechen. »Eure überströmende »Freude, sagt er, beleidigt mich. Ists nicht, als ob »sie laut zu mir sagte? Kain hat sich gebessert, vor»her war er ein böser lasterhafter Mann, ein Hasser »seines Bruders und ... lächerlich! Hab ich den »Bruder gehaßt, weil ich nicht immer mit meinen »Thränen und mit meinen Umarmungen ihn ver»folgte? Ich habe den Bruder nie gehasset, aber »sein zärtliches unmännliches Wesen, mit dem er mir »jede Zuneigung stahl, das, das beleidigte mich! Me»hala!» Auch das ist ihm nicht recht, denn was kann einem solchen Menschen recht seyn? daß der Vater ihnen die Geschichte vom Falle erzählt. Wenn sie nicht wüßten, meinet er, daß sie ein Paradies verlohren; so könnten sie ihr Elend leichter ertragen. Mehala weinet und bittet ihn, den zurückschleichenden Gram zu bekämpfen, ehe er sich seines Gemüths bemächtiget. Er verspricht den zurückschleichenden Gram zu bekämpfen, und umarmet seine Geliebte.

Ana=

Anamelech, ein höllischer Geist, hatte schon lange Kains Betragen behorcht. »Zwar, er war von »der niedrigsten Klasse der Geister, aber an Stolz »und Ehrgeiz nicht geringer, als Satan. — Er »wars, der nachher jenen verruchten König vermoch»te, Jerusalems unschuldige Jugend zu morden. »Lächelnd sah ers, wie die menschliche Satane unter »den Kindern wüteten, an bluttriefenden Mauern »sie zerschmetterten, oder mit blutigem Schwerdt in »den ringenden Händen der Mutter tödteten.» Damals aber hatte er noch keine große Thaten verrichtet, und er gieng auf Abentheuer aus. Er senkt sich zur Erde, und will das gefallene Menschengeschlecht noch weiter verführen. »Dort, sagt er, auf »dem Felde, steht einer mit finstrer gerunzelten »Stirne; darf ich den Zügen seines Gesichtes trauen; »so werd ich große Thaten durch ihn thun —»

Der Verworfne schwebte itzt an Kains und seines Weibes Seite — »Kaum waren sie in die Hütte »getreten, da stand er still und sprach mit höhnischem »Lächeln — Bekämpfe den zurückschleichenden »Gram! — elender Kämpfer! — ich will die zer»streueten Wolken des Unmuths dichter und schwär»zer über deinem Haupte sammeln, dicht und schwarz, »wie Wolken, die mit ewiger Finsterniß die Stirnen »höllischer Gebirge umhüllen. Leichte Mühe! Du »selbst sammelst sie schon, ich darf dir nur helfen.» Des Nachts ward Adam krank, und die Kinder giengen alle des Morgens hin ihn zu besuchen. Sie stehen traurig um das Bette des Vaters, er liegt gequält, aber doch ruhig, ermattet, aber doch heiter, bittet Eva und seine Kinder nicht so sehr zu jam-

jammern. Sie sollten zu dem Herrn hoffen, er würde vielleicht Hülfe senden; sie sollten sich aber auch auf den schlimmsten Fall bereit machen, damit sie dem Jammer alsdenn nicht unterliegen. »Itzt »gehet hinaus, Kinder! gehet, betet, vielleicht will »eine sanfte Ruhe meine müden Glieder erquicken.»

Die Kinder giengen leise seufzend aus der Hütte, nur Eva blieb zurück. Adam verbarg sein Gesicht in verhüllende Felle, da indessen der mächtige Kummer seine Seele durchströmte. Eva saß die Hände ringend an seiner Seite, weinte und sprach leise mit sich selber, daß sie den Schlummernden nicht wecke. Sie halten beyde ziemlich lange Selbstgespräche, die wir füglich überschlagen können. Kain war hinausgegangen auf sein Feld. Er betete, aber sehr kurz. »O Gott! laß den Geliebten nicht sterben!» sagte er, und nun wiederholet er die Anmerkung, die er schon so ofte gemacht hat. »Ich mußte weinen, sagt er, »bey dem Bette des Vaters, sein Seufzen und seine »Reden giengen mir durch die Seele, aber wie mein »Bruder konnte ich nicht weinen — Wird man nun »wieder sagen, ich sey von rohem Gemüthe, Abel lie»be den Vater mehr, weil ich nicht, wie er, geschluchzt »habe?»

Abel hingegen betet desto länger, und seine Thränen flossen noch, da Kains seine schon lange vertrocknet waren. Indem er in tiefster Demuth betend auf der Erde lag, erschien ihm ein Schutzengel, und lehrte ihn aus Blumen und Kräutern einen heilenden Trank für den kranken Vater kochen. Der Engel gab Abel die Blumen und die Kräuter, und verschwand. Abel

bereitet den Trank, bringt ihn dem Vater, welcher davon geneset. Nun umarmen sie alle Abel, durch den der Herr geholfen hat, und der Vater segnet ihn. Kain kam eben vom Felde zurück, »vielleicht, daß »man meiner Hülfe bedarf, dachte er, vielleicht, ach! »stirbt mein Vater, und ich Elender höre nicht den »letzten Segen von seinen Lippen.« Er kam eben, da sie Abel umarmeten und der Vater ihn segnete. Er vernimmt die Ursache der allgemeinen Freude, tritt hin zum Bette des Vaters, und spricht: »Gelobet sey »der Herr, der dich uns wieder schenkt; aber, o Vater! »hastu keinen Segen für mich? Ihn hastu gesegnet, »durch den der Herr geholfen hat; segne mich, Vater, »ich bin dein Erstgebohrner!« Der Vater segnet ihn auch, und wünscht ihm beständigen Frieden in seinem Herzen und ungestörte Ruhe an seiner Seele. Kain umarmt seinen Bruder, aber nur zum Scheine, denn er war sehr unzufrieden mit dem Vater, daß er den Segen erst erbitten mußte, und mit dem Herrn und seinen Engeln, daß ihm kein Schutzengel erschienen. »Mit Verachtung gehen sie neben mir vorüber, klagt »er, wenn ich auf dem Felde meine Glieder müd ar- »beite, und der Schweiß von meinem braunen Ange- »sicht fließt, dann gehen sie mit Verachtung vorüber, »ihn zu suchen, der mit zarten Händen in Blumen tän- »delt, oder bey den Schafen müßig steht, oder aus »dem Ueberfluß seiner Zärtlichkeit einige Thränen »weint, weil dort, wo die Sonne untergeht, die Wol- »ken itzt roth sind, oder weil der Thau auf bunten »Blumen flimmert.« Gegen Abend gehet Adam hin- aus ins grüne Geländer vor der Hütte, und dankt dem Herrn in einem langen feyerlichen Gebete für

seine Genesung. Abel sagt zu Kain: »Geliebter, wir „wollen dem Herrn opfern, daß er unser Flehen erhört „hat — ich will das jüngste Lamm aus meiner Heer„de auf meinen Altar bringen. Und ich, antwortet „Kain, will dem Herrn opfern, was die Armuth des „Feldes mir giebt. Freundlich antwortet Abel, der „Herr achtet wenig auf das Lamm, wenig auf die „Früchte des Feldes, die vor ihm brennen, flammt „nur reine Andacht im Herzen dessen, der opfert —

„Ha! erwiederte Kain, zwar schnell wird Feuer „vom Himmel dein Opfer verzehren, denn durch dich „hat der Herr Hülfe gesendet, mich hat er nicht ge„würdigt. Aber ich will hingehen und opfern. Wah„rer Dank lodert in meinem Busen, der wiederge„schenkte Vater ist mir theuer, wie dir. Der Herr „handle mit mir Elenden nach seinem Wohlgefallen.„

Kain hatte vortrefflich geweissaget, denn er wußte, daß sein Herz nicht rein vor dem Herrn war. Abel opferte sein Lamm, „und die Flamme loderte hoch in „die Nacht empor. Denn der Herr hatte den Win„den befohlen zu ruhen, und der Gegend still zu fey„ern, denn das Opfer war ihm angenehm.„

Kain legte von den Früchten des Feldes auf seinen Altar, und entzündete sein Opfer, aber da „rauschten ängstlich die Gebüsche, und ein Wind „heulte daher, verwehete das Opfer und umhüllete den „Elenden mit Flammen und Rauch. Er bebte vom „Altar zuruck, und itzt kam eine schreckliche Stimme „aus dem schauervollen Dunkel der Nacht, sie sprach: „warum erbebest du, und warum ist Entsetzen auf „deinem Angesicht? Wirst du dich bessern, dann will

»ich

„ich deine Sünde dir vergeben. Besserst du dich „nicht, dann ruhet die Sünde und ihre Strafe vor „deiner Hütte. Was hassest du deinen Bruder, ihn, „der immer gefällig gegen dir ist, und dich als den „erstgebohrnen ehret?„ Die Stimme schwieg, und Kain gieng schauernd vom Altare weg. Da sah er von Ferne die Opferflamme seines Bruders mit sanftem Wallen aufsteigen, und itzt erwacht eine entsetzliche Verzweiflung in seiner Brust. Die Rede, die er bey dieser Gelegenheit hält, ist vorzüglich schön, und wenn der Leser nicht der allzuhäufigen und allzulangen Selbstgespräche in diesem Gesange schon müde wäre; so würde sie ihn noch mehr ergötzen.

Vierter Gesang.

Kain gieng vor Sonnenaufgang aus seiner Hütte. Mehala hatte ihn durch ihr unvorsichtiges Schluchzen und Jammern in dem Schlafe gestört, eben da die schrecklichen Bilder der Einbildung verschwunden, und ihm einige Ruhe gönnen wollten. »Er gieng und murmelte vor sich her, seine Stimme »tönte in der einsamen stummen Morgendämmerung, »wie ein ferner Donner — Itzt stand er unter dem »von einem Felsen überhangenden Busch; o hier, »hier versage mir deine Hülfe, deine Erquickung »nicht, süßer Schlaf! so sprach er; wie bin ich so »unglücklich! Entkräftet sucht ich dich in meiner »Hütte, und kaum hast du deine Flügel über mich »gedeckt: so mußte die Stimme des Wehklagens mich »wecken. — Vergönne mir, Erde, die du in deinem »zu strengem Fluch zu ermüdende Arbeit foderst, »um länger zu leben, länger elend zu seyn . . . .

»Vergönne mir von dieser Arbeit wenige Augenblicke »zu ruhen!« so sprach er und entschlief.

Anamelech, sein Plagegeist, schmiegte sich ihm zur Seite, und gab ihm einen entsetzlichen Traum ein. Einen weissagenden Traum von dem künftigen Zustande der Verderbniß und der Ungleichheit unter den Menschen, da die Kinder der Wollust und des gemächlichen Lebens ihre arbeitsame Brüder durch List unter das Joch bringen werden, um für sich arbeiten zu lassen. »Der Träumende sah itzt ein »weitausgebreitetes Feld, mit einsamen Hütten be»deckt, wo einfältige Armuth wohnte, und seine »Söhne und ihre Kinder achteten die mittägliche »Sonne nicht, die ihre brennende Stralen auf ihre »braune Nacken hinstreuete.« Sie waren mit ihrer Feldarbeit beschäfftiget, »indeß daß ihre Weiber »in den Hütten die Armuth der Wirtschaft und die »übelbestellte Tafel besorgten. Eliel, der erste von »seinen Söhnen, hub ächzend eine schwere Last von »dem Felde auf die Schulter; Schweiß floß vom »braunen Gesichte, und Unmuth saß auf der Stir»ne. Wie elend ist dieß Leben! so klagt er unter »der Last hervor, wie voll Müh' und Beschwerden! »Wie schwer liegt der Fluch auf Kains Söhnen!« Er klagt und wankt mit der Last auf den Schultern seiner Hütte zu.

Jenseits des Feldes sah er eine blumichte Flur, auf welcher Abels Kinder in Wollust und Bequemlichkeit wohnten. Die Beschreibung, die der Dichter von dieser Gegend macht, ist reizend, aber den Zeiten des Träumenden nicht angemessen. Er vergleichet sie mit Tempe, mit Gnidus, auf welchem der

der Venus Tempel stand, und die Söhne und Töchter Abels mit Liebesgöttern und Gratien. Der Dichter hätte vielmehr die Einbildung des Träumenden, als die Seinige, sollen spielen lassen — Einer von den Jünglingen beredet die übrigen, ihr wollüstiges Leben sey immer noch zu mühsam. Die Natur lacht uns zwar mit allen ihren Schönheiten an, sagt er; »doch fodert sie Pflege und Arbeit, zu ermüdende Arbeit für uns, die sanftern Geschäfften »uns widmen. Der Hand ist es schmerzlich das »Feld zu bauen, die gewöhnt ist, die sanften Sai»ten der Harfe zu rühren.» Er thut ihnen den Vorschlag, des Nachts die Ackerleute auf jenem Felde zu überfallen, wenn sie in hartem Schlafe liegen, und sie gebunden, in ihre Wohnungen hinüber zu führen, damit die Männer für sie die Arbeit verrichten, und die Weiber und Töchter ihre Mädchen bedienen mögen. Der Anschlag wird gebilliget, und ausgeführt. So träumete Kain und bebte.

Abel hatte indessen seinen Bruder Kain gesucht, fand ihn in dem vom Felsen überhangenden Busche, und stand vor ihm, indem er träumte. »Wie blaß, »wie unruhig er da liegt, sprach er . . . Zorn scheint »auf seiner Stirne zu sitzen. O warum beunruhiget »ihr ihn, schreckende Träume? Laßt seine Seele in »Ruhe; Kommt, ihr angenehme Bilder von sanften »häuslichen Geschäfften und zärtlichen Umarmun»gen — erfüllet seine Einbildungskraft mit Heiter»keit und Wonne, wie einen Frühlingstag, u. s. w. — »Als er so sprach, sah er mit Augen voll zärtlicher »Liebe und mit bangem Erwarten auf seinen Bru»der.»

„Wie ein zottichter Löwe, der an einem Felsen „im Schatten schläft, der bange Wandrer geht leise „weit neben ihm vorüber — und plötzlich die tiefe „Wunde des schnellfliegenden Pfeils in seiner Hüft „empfindet, mit tobendem Gebrülle aufspringt, sei„nen Feind sucht, und ein unschuldiges Kind zerreißt, „das nicht weit mit Blumen im Grase spielt; eben „so sprang Kain plötzlich vom Schlaf auf.» Er stampfte voller Verzweifelung wider die Erde, verwünschte sich, verfluchte seine Geburtsstunde, und lästert den allmächtigen Rächer, der ihm und seinen Kindern ein ewiges Elend bestimmt hat.

Abel wird blaß für Entsetzen, tritt näher und zweifelt, ob es sein Bruder sey? »Ein verworfner „Empörer, die Gottes Donner vom Himmel stürz„ten, trägt vielleicht triegend seine Gestalt, und „lästert! — Wo ist mein Bruder? — ich fliehe — „wo ist er, daß ich ihn segne? Hier ist er, donnerte „Kain, hier! Du lächelnder freudethränender Lieb„ling des Rächers und der ganzen Natur, du, des„sen Natergezücht einst allein in der Welt glücklich „seyn wird. — Ha! eine Hölle lodert in meinem „Busen mit allen ihren Qualen!» — Mit Thränen in den Augen sucht ihn Abel zu besänftigen. »Was „für ein Traum hat dich getäuscht, Geliebter? — „Was für ein Ungewitter tobt um dich her? — „Hab ich unwissend dich beleidigt, mein Bruder! „Denn.... bey allem, was heilig ist, beschwör ich „dich — verzeihe mir, und laß mich dich umfassen.„ Abel trat näher, und wollte des Bruders Knie umfassen, aber er sprang zuruck. »Ha Schlange!.... „du willt mich umwinden!» so rief er, hub wütend

»den

„den Arm und schwang die Keule durch die heulende „Luft, auf Abels Haupt. Der Unschuldige sank „vor ihm hin mit zerschmettertem Schädel, blickt „mit Verzeihung im starrenden Auge noch einmal „ihn an, und starb.»

„Kain stand in betaubendem Schrecken todblaß„ er bricht in verzweiflungsvolle Reue aus, er weckt seinen Bruder, und will ihn aufheben, aber vergebens. Da flieht er in das nahe Gebüsche, und Anamelech triumphiret.

Itzt wird ein Engel von dem Allerhöchsten geschickt, die Seele des Sterbenden in den Himmel zu begleiten. Die Reden des Engels mit der Seele, ihre Umarmungen, und die Gesänge der Schutzengel der Gegend, die sie auf dem Fluge begleiteten, machen nicht den geringsten Theil von dem vierten Gesange aus. Jedoch sie sind von der Beschaffenheit, daß sie keinen Auszug leiden. Es dürfte indessen niemanden gereuen, sie in dem Gedichte selbst durchgelesen zu haben.

Der Dichter kömmt wieder zu Kain, zeigt ihn in seiner wildesten Verzweifelung, und läßt eine Stimme aus den Wolken ihm zurufen, und das Strafgericht ihm verkündigen, welches wir in der heiligen Schrift bey eben derselben Gelegenheit lesen. — Die Wut und die Verzweifelung des Mörders sind mit starken Zügen geschildert. Da aber die Selbstgespräche in diesem Gedichte allzulang und allzuhäufig sind; so eilen wir lieber zu einer andern Scene, die durch einige Handlung belebt ist. —

Adam und Eva sind indeß aus ihrer Hütte gegangen, und Adam sprach: »Laß uns hinaus gehen

„auf die blumichte Flur, wo Abels Herde im Thau „geht, vielleicht finden wir den frommen Sohn, wie „er einen neuen Lobgesang dem Schöpfer singt.„ Doch Eva erwiedert, sie habe hier ein Körbgen voll Feigen und gedörrete Trauben, das wolle sie ihrem erstgebohrnen Sohne bringen: »Denn, Geliebter! „setzt sie hinzu, jeder Gedanke, jeder Schritt sey mir „gesegnet, der den schwarzen Wahn bey ihm zerstö„ren hilft, er sey von uns nicht geliebt.» Adam dankt ihr wegen dieser sorgfältigen Aufmerksamkeit, und geht mit ihr.

„Sie waren hinter einem Gebüsche hervorgegan„gen, Eva zuerst. Wer liegt da, sprach sie, und trat „erschrocken zurück . . . Adam . . . wer liegt da? „. . . nicht wie ein Ruhender bequem, wie an den „Boden hingeworfen, das Gesicht gegen der Erde . . „diese goldnen Locken sind Abels„ — Sie traten näher. „Ha Entsetzen! schrie Adam und bebte; „Blut . . . Blut fließt von der Stirne . . . ums „Haupt! O Abel! Geliebter! rief Eva, hub seinen „erstarrten Arm auf, und sank an Adams bebendes „Herz. Beyde von Entsetzen sprachlos,„ als Kain, der in seiner Verzweifelung herum lief, sich verirrte und der Scene näher kam: „ich hab' ihn erschla„gen! rief er, bebet vor diesem Donner, ich hab' ihn „erschlagen! Verflucht sey die Stunde, da du dein „Weib umarmtest, mich zu erzeugen! verflucht die „Stunde, da du mich gebahrst, Weib! ich hab' ihn „erschlagen! So rief Kain und floh.„

Beyde saßen noch lange betäubt und sprachlos. Endlich erwacht Adam zuerst. Wir wollen unsern Lesern das Vergnügen nicht rauben, diese wehmü-

thige

thige und sehr rührende Scene in dem Gedichte selbst ganz zu lesen. Auch den Trost des Engels, der ihnen erscheint, — doch nein! Daraus führen wir eine kleine Stelle hier an: »Weinet nicht untröstlich, »spricht er, der Abels Schutzengel war, als wär er »ganz dahin, untröstlicher Jammer gebühret un»sterblichen Seelen nicht. Der Tod hat seine Seele »der niederdrückenden Fesseln des Leibes entladen, »frey und ungestört ist itzt seine Tugend, seine Ver»nunft und seine Wissensbegierde. — Weinet um »ihn, Geliebte! aber nicht untröstlich — bald wird »der Tod euch nachholen, zwar in verschiedenen Ge»stalten, aber dem Frommen immer ein lang erwar»teter Freund.» Der Engel befiehlt ihnen auch zuletzt im Namen des Ewigen, den entseelten Leib in eine Grube zu senken, und mit Erde zu bedecken —. Adam, durch himmlischen Trost gestärkt, ermuntert Eva aus ihrem Jammer: »Geliebter! sprach sie, »ich will an deinen hohen Tröstungen, an deiner stär»kern Tugend will ich Schwache mich vest halten, wie »schwaches Epheu am starken Stamme sich vest hält. »Itzt nahm Adam die Leiche auf seine Schulter, und »weinte unter der traurigen Last, und Eva schluchz»te an seine Seite gelehnt; so giengen sie den Hüt»ten zu.»

Fünfter Gesang.

Mehr als die Hälfte von diesem Gesange ist von aller Handlung leer, und enthält nichts als Reden, Klagen, Winseln und Jammern, die dem Leser, wenn ihn das vorgehende gerührt, ziemlich langweilig scheinen müssen. Vielleicht ist es nicht so schwer,

schwer, eine Leidenschaft zu erregen, als sie zu unterhalten. Man muß das Herz durch neue Situationen von allen Seiten angreiffen, wenn es nicht erkalten soll. Lange Betrachtungen und Reden, Unterredungen, darinnen einer das Wort nimmt, wenn der andere zu sprechen aufgehört hat, und wenn sie noch so beweglich und rührend sind; so sind sie für den in Affect gesetzten Leser zu langsam. — Wir haben gesehen, wie sich Adam und Eva verhalten, als sie ihr Elend erfahren. Thirza und Mehala wissen noch nicht, wie unglücklich sie sind. Wenn sie es aber so plötzlich wie jene erfahren; so werden sie vermuthlich eben dieselbe Empfindungen haben. So schließt ein jeder Leser am Ende des vierten Gesanges, und diese Vermuthung der Leser ist eine gefährliche Klippe für den Dichter. Wenn er nicht die Scene verändert und eine neue Situation zeigt; so glaubt der Leser immer, mehr vorher empfunden zu haben, als ihn der Dichter fühlen läßt, und liest mit Verdruß. Die Poesie des Styls ist zu schwach, den Affect zu unterhalten, denn sie kann ihn kaum erregen.

Nicht nur die Empfindungen der Thirza und Mehala, auch die Beerdigung Abels, das Gebet auf seinem Grabe, der Thirza nächtliche Klagen auf dem Grabmal ihres Geliebten, und Kains Verzweifelung sind Gegenstände, die der Dichter schon erschöpft hat. Unsere Leser werden es uns vermuthlich Dank wissen, daß wir diese Stellen übergehen, und wir werden es ihnen Dank wissen, daß sie uns der Mühe überheben, einen Auszug daraus herzusetzen.

Mit

Mit desto größerm Vergnügen hingegen werden wir uns bey der vortrefflichen Situation aufhalten, die der Dichter am Ende des Gedichts angebracht. Wir werden hier bloß abschreiben, und die Rühzrung des Lesers durch keine unzeitige Anmerkung unterbrechen. Kain irrt aus dem Gebüsche auf das Grab seines Bruders, und von dem Grabe in das Gebüsch, von der entsetzlichsten Verzweifelung herumgetrieben. Er faßt den Entschluß von den Hütten, die er elend gemacht, und von der ganzen Gegend, die ihn verabscheuet, in eine Wüste zu fliehen. »Doch wie könnt ich, jammert er, ach Mehala! »ach meine Kinder! wie könnt ich ewig von euch flie»hen, und nicht noch einmal vor euch mein Elend »weinen? Vor dir Mehala! vielleicht daß du Thrä»nen des Mitleids für mich weinst, vielleicht mir »nachsegnest . . . Segnest? . . von Gott verflucht, »wünsch ich noch Segen von dir? Hasse mich, fluche »mir nach, — dann will ich fliehen, belastet mit dem »Fluche der ganzen Natur, und mit dem Fluche von dir ». . . höllischer, unaussprechlicher Jammer! Geliebte! ich »kann nicht fliehen, ich geh, itzt geh ich vor euch, mein »Elend zu weinen — und dann, dann will ich flie»hen» Er gieng vom Grabe weg und wankte der Hütte zu. Vor der Hütte stand er, blaß wie ein Todter, und zitterte, und itzt wagt ers, und bebt über die Schwelle.

»Mehala saß da, beym blaßen Lichte des Monds. »Selbst blaß, wie der Mond in Wolken gehüllt; sie »weint auf ihrem einsamen Bette, und die winseln»den Kinder um sie her. Sie sah ihren Mann, und

»sank lautschreiend, ohnmächtig auf ihrem Bette hin. »Indessen liefen die weinenden Kinder herbey, und »winselten um seine Knie. Vater! ach . . . Va»ter! tröste sie, tröste die weinende Mutter! Ach was »für Jammer ist in unsere Hütte gekommen! Sey »uns willkommen, Vater! wie lange hast du deine »Rückkunft gezögert! — Voll unaussprechlichen „Schmerzens vermocht er nicht zu reden, sank in den »Staub vor seines Weibes Füsse, und die Kinder »weinten um ihn her. Mehala erwachte, und sah, »wie ihr Mann vor ihren Füssen sich wand, und den »Staub mit Thränen netzte. O Kain! Kain! rief »sie, und riß die Haarlocken von ihrem Haupte. Me»hala, so stammelte Kain, — vergönne diesen letz»ten Trost mir im unaussprechlichen Elende! fluche »mir nicht, Mehala! daß ich es wage, vor dir mich »im Staube zu wälzen; ich will fliehen, in die öde »Welt hinaus fliehen, von Gott verflucht — O flu»che mir nicht, mir deinem elenden Mann. Kain! »Kain! rief Mehala, Mörder des besten Bruders, »mein Mann! O Kain! Kain! was hast du ge»than?» Ihr antwortete Kain, und blickte zu ihr »auf. Sein Blick redete seine Qualen alle, verflucht »sey die Stunde, da ein Traum aus der Hölle mich »täuschte! ach! ich wollte diese winselnden Kinder »von einer Zukunft voll Elend retten, und erschlug »ihn, verflucht sey die Stunde, und erschlug den from»men Bruder. — Die schreckliche That! Vergiß »mich, Mehala! vergiß deinen Mann, — ich will »fliehen, ewig von dir, ewig von euch, Kinder, fliehen, »von Gott verflucht. Die Kinder heuleten um ihn »her und rangen ihre kleinen Hände über den lockich-

»ten

»ten Häuptern, und Mehala sank an seine Seite hin. »Empfange diese Thränen, diese Zeugen des Mitleids, »sprach sie, und weinte, du willt fliehen, Kain, in »die einsame Welt hinaus fliehen? O wie könnt' ich »in diesen Hütten wohnen, indeß daß du einsam in »Wildnissen jammerst? Nein, Kain! mit dir will ich »fliehen, dir zur Seite; — würde nicht jeder trau»rige Ton, der um mich tönete, mich mit der Angst »schrecken? vielleicht ist ers, vielleicht jammert er »dort—»

Kain kann sich für Erstaunen über ihre Tugend kaum fassen. »Trostes genug für mich Elenden, sagt »er, daß du mich nicht hassest, mir nicht fluchest, du »Tugendhafte! Solltest du mit mir die Strafe des »größesten Verbrechens tragen?» Er bittet sie, in den Wohnungen der Frommen zu bleiben, und ihn zu vergessen. Sie aber beharret auf dem Entschlusse, mit den Kindern ihm in den Wildnissen zu folgen, mit ihm sein Elend zu tragen, und mit ihm vor Gott zu weinen und zu beten. »Denn Kain! sagt sie, Gott »erhört die Gebete des büßenden Sünders.» »O du! »rief itzt Kain, wie soll ich dich nennen? o . . . o! »wie ein heiliger Engel! was für Trost! — Meha»la! mein Weib! ja, itzt wag ichs dich zu umar»men. — Dann nahm das zärtlichste Weib ihr »jüngstes Kind an die Brust, ihrem Manne gab sie »die Rechte, ein andres gieng an der Rechten des »Vaters, und Eliel und Josua wischten die Thrä»nen von den Wangen, und giengen freudig vor »ihnen her aus der Hütte.» — Mehala blieb bey den Hütten noch wie unentschlossen stehen. Da rief ihr eine unsichtbare liebliche Stimme nach: »Geh,

»edles

»edles Weib! ich will im erquickenden Traume der »Mutter deine Großmuth sagen, daß du hinaus»gehest an der Seite deines Mannes Gnade von dem »Allmächtigen zu flehen.»

Die letzte Beschreibung, wie sie mit den Kindern fortgehen, ist ein überaus naives Gemählde. Warum hat sie Herr **Geßner** nicht zu einer von den Vignetten gewählt?

Wir wollen nunmehr das Gedicht mit kritischen Augen betrachten. Wir haben vernommen, der Dichter sey Willens es zu verbessern. Wenn dieses an dem ist, könnten ihm vielleicht einige von unsern Anmerkungen nicht undienlich seyn. Der große Haufen der deutschen Recensenten ist mehrentheils schüchtern, wenn sie ein Werk eines berühmten Schriftstellers beurtheilen sollen. Diese Blödigkeit muß sie in den Augen der Welt, und selbst in den Augen des Verfassers sehr erniedrigen. Kein Schriftsteller von Genie wird unsere Freymüthigkeit tadeln, auch alsdenn nicht, wenn es ihn selbst betrifft. Er wird allezeit lieber strenge Beurtheiler, als nachsehende Anzeiger haben wollen.

Der Gegenstand des Dichters ist, wie uns der Titel lehrt, der Tod Abels. Allein die Handlung ist nicht einfach. Der Dichter selbst kündigt im Anfange seines Gedichts eine zweyfache Handlung an. »Die Haushaltung der Erstgeschaffenen nach dem »traurigen Fall, und den ersten, der seinen Staub »der Erde wieder gab.» Vielleicht hat ihm der zweyte Gesang für eine Episode zu lang geschienen, und er hat den Innhalt desselben mit in den Plan flechten wollen. Jedoch der ganze Plan ist fehlerhaft.

haft. Am Ende des ersten Gesanges sind alle Schwierigkeiten gehoben. Kain hat sich völlig mit seinem Bruder versöhnt, alles ist ruhig, also hat das Geschichtgen hier ein Ende. Der zweyte Gesang ist eine Erzählung, die in das Ganze nur einen entfernten Einfluß hat. Mit dem dritten Gesange fängt sich die Handlung, und also das Gedicht erst an, und am Ende des vierten stehen die wenigen Triebräder der Handlung, die den Dichter in Bewegung gesetzt, schon wieder stille. Ohne den ausdrücklichen Befehl des Engels würde die Beerdigung Abels nicht mehr zur Handlung gehört haben. Man vergiebt dem Homer kaum das Leichenbegängniß des Patroclus, da doch nach den Vorurtheilen der Griechen das Begräbniß mit zu dem Tode gehörte. — Durch welche Erdichtungen hat der Poet den Haß des Kains wider seinen Bruder wahrscheinlich zu machen gesucht? Die vorzügliche Liebe der Aeltern für den Abel, wegen seiner schönen Lobgesänge? Dieses ist etwas. Allein der kleine Unmuth, der daraus bey dem Kain entstehet, läuft ohne Schaden ab, und Kain scheint wieder besänftigt. Die Krankheit des Adams und seine Genesung durch den Abel also; dieses ist die wichtigste Begebenheit in dem ganzen Gedichte, aus welcher die ganze Handlung entspringt, und wie arm, wie matt ist nicht diese Erdichtung!

Statt dieser magern Fiction also hätten wir unserm Dichter eine Liebesintrigue vorgeschlagen. Die Rabinen haben eine Tradition, Abel sey mit einer Schwester als Zwillinge zur Welt gekommen. Auf dieses Mägdgen habe Kain, als Erstgebohrner, ein

Vorrecht zu haben behauptet; sie aber habe den Abel, als ihren Zwillingsbruder, mehr geliebt. Diese Tradition hätte dem Dichter vielleicht einen reichen Stoff zu Erdichtungen geben können. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die Liebe den ersten Haß zwischen Brüdern verursacht.

Wie kömmt es aber, daß der Dichter gar nicht daran gedacht, den Tod Abels, den Hauptzweck des ganzen Gedichts, nur mit einem Worte vorzubereiten? Daß Abel in diesem Gedichte umkommen werde, weiß der Leser bloß aus dem Titel. Er erfährt es aber von dem Dichter nicht eher, und Kain selbst läßt es sich nicht eher träumen, bis die Keule niedersinkt, und Abels Haupt zerschmettert. Ein so unvermutheter Streich betäubt mehr, als er erschreckt: denn er sieht einem Zufalle ähnlicher, als einer überlegten Handlung. Das wahre tragische Schrecken überfällt uns nur alsdenn, wenn wir das Unglück vorher gefürchtet haben; wenn uns die Gefahr einiger maßen geahndet hat, wir aber nicht geglaubt, daß sie so nahe wäre; vielleicht hat sich der Dichter gescheuet, Kain einen überlegten Brudermord zuzuschreiben. Er scheinet überhaupt nicht kühn genug gewesen zu seyn, Kain so lasterhaft zu machen, als er vermöge der Anlage hätte werden sollen. Dadurch aber hat er den Tod Abels nicht genug mit der Handlung verbunden, und es ist beynahe so viel, als wenn er seinen Held hätte unversehens vom Berge herunter stürzen lassen.

Die Hauptfiction in diesem Gedichte ist also, ohne Umschweif zu reden, schlecht. Desto schöner hingegen sind die Nebenerdichtungen, mit welchen es aus-

ausgeziert ist, und die wir fast alle in unserm Auszuge angeführt haben. Der Leser wird bemerkt haben, daß sie durchgehends von der Natur der Schäfergedichte sind, außer der letztern Scene, da Kain seine Hütte besucht, welche wahrhaftig tragisch ist. In allen übrigen Fictionen sieht man ein Genie, das sich mehr in der angenehmen und sanften, als in der großen und schrecklichen Natur gefällt. Er mahlt allezeit lieber ein lachendes Gefilde, als eine Wüste, lieber den Sommer, als den Winter, und Eden lieber, als die Hölle. Seine ernsthafteste Tugend ist etwas weichlich, und seine stärksten Leidenschaften sind Zärtlichkeit und Mitleiden. Kurz! Geßner hat den Namen, aber nicht die Art seiner Gedichte verändert; er ist in der Epopee immer noch der unnachahmliche Schäferdichter.

Unter den Charaktern hat uns Mehala am meisten gefallen. Eine leidende Tugend, die standhaft genug ist, ihr Elend zu ertragen, ist das angenehmste Schauspiel in der ganzen Natur. Nur da verläßt sie ihren Charakter etwas, wo sie Kain durch ihr Jammern in der Ruhe stört — Adam und Abel sind so, wie Eva und Thirza, ähnliche Charaktere, die nur dem Alter nach unterschieden sind. — Der Charakter des Kains könnte zweifelhaft scheinen. In unsern Tagen würde Kain ein ehrlicher braver Mensch seyn, den es verdrießt, daß er allein fürs Haus sorgen, und Brodt schaffen muß, da indessen sein Bruder frommen Beschäfftigungen obliegt, Freudenthränen weint und lächelt. Dieses ist aber dem Dichter nicht zur Last zu legen. Wir müssen uns in die Zeiten versetzen, von welchen er

dichtet. Die Menschen hatten damals ihre Bedürfnisse noch nicht vervielfältiget. Die Natur reichte ihnen wenig; aber sie brauchte noch weniger, und also konnte der fleißigste Mensch seine Zeit zwischen Arbeit und Muße theilen. Es war also Neid, Unzufriedenheit, und Rauhigkeit des Gemüths von Seiten Kains, wenn er seinem Bruder diese Muße nicht gönnte. Zudem kann der Mensch im Stande der Natur nicht die Laster selbst haben, die itzt den Erdboden verwüsten; denn ihm fehlten die Mittel, solche auszuüben. Ehre und Reichthum, die grossen Verführer, waren damals noch gar keine Begriffe. Der einzige Weg für den Dichter, einen lasterhaften Charakter zu schildern, war also, ihm den Saamen zu allen Lastern in das Gemüth zu legen: und dieses sind Neid und Unzufriedenheit. Wer in diesen sorglosen Zeiten unzufrieden war, der hatte die völlige Anlage, lasterhaft zu seyn. Wir würden also an dem Charakter des Kains nichts auszusetzen finden, und ihn vielmehr für sehr wohl gewählt halten, wenn der Dichter nur da, als die Leidenschaft in wirkliche Flammen geräth, der Boßheit des Kains den letzten Druck hätte geben, und ihn einen überlegten Brudermord hätte wollen begehen lassen. Die Reue hätte deswegen immer noch darauf folgen können: denn so bald die Rache vollzogen ist, so verschwindet gewöhnlicher maßen der Haß, und macht dem Mitleiden und der Reue Platz. Der Charakter des Kains aber wäre dadurch bestimmter geworden: denn itzt wissen wir beynahe nicht, ob dem Kain nicht zu viel geschieht; so ein schielendes, ich weiß nicht was, ist aus dem Charakter geworden.

In

In diesem Stücke scheinen sich die Hrn. Schweizer insgesammt von einer falschen Kritik verführen zu lassen. Sie machen sich falsche Begriffe von der Moralität der Charaktere in Epopeen, und glauben, sie müßten alle moralisch gut seyn, daher wollten sie gern alle ihre Personen vollkommen tugendhaft schildern. Kaum, daß sie es wagen, einen einzigen lasterhaften Charakter aufzuführen, und auch diesen geben sie sich alle Mühe zu mildern, bis endlich so ein Mittelding daraus wird, das nirgends recht hinpaßt. Wenn man von solchen Vorurtheilen eingenommen ist; so kann man unmöglich etwas anders hervorbringen, als ein schön moralisches Geschwätze, ohne Leben, ohne Handlung und ohne Interesse. Es ist wahr, die Charaktere der Alten sind fast alle so unbestimmt, daß man nicht weiß, ob man sie tugendhaft oder lasterhaft nennen soll. Allein sie sind auch alle so. Die Alten haben selten Charakterstücke gemacht. Alle ihre Gedichte sind, so zu sagen, Intriguenstücke, wo die Sittlichkeit der Charaktere wenig Einfluß in die Handlung hat. Daher bildeten sie ihre Charaktere so, wie sie die Handlung mit sich brachte. Die Handlung war das Hauptwerk, und nicht die Charaktere. In den neuern Stücken aber, wo die Handlung unmittelbar aus der Moralität fließt, da müssen die Hauptpersonen alle stark abstechende Charaktere haben, und da hüte man sich, mehr als einen vollkommen tugendhaften Charakter anzubringen. Die vollkommene Tugend hat nur eine einzige Weise, daher würden die Personen völlig einerley Sinnes seyn müssen. Welch eine ekelhafte Einförmigkeit, und welch eine Mattigkeit muß dieß nicht verursachen?

Jedoch hier ist der Ort nicht, dieses weiter zu untersuchen. Es scheinet auch vom Hrn. Geßnern noch etwas mehr zu seyn, als der Fehler einer falschen Kritik. Sein Kain ist noch ein Meisterstück gegen den Charakter des Anamelechs, der nach den Begriffen der allerfehlerhaftesten Kritik nicht gerechtfertigt werden kann. »Er war von der niedrigsten »Classe der Geister, sagt der Dichter; aber an Stolz »und Ehrgeiz nicht geringer, als Satan.» Niedrig heißt in der Hölle, wer keine Macht hat. Ein unmächtiges Wesen aber, das so stolz und so ehrgeizig ist, als Satan, ist mehr verachtungswürdig, als schrecklich. Er ist auch in allen seinen Reden und Thaten mehr niedrig und klein, als entsetzlich; mehr schwülstig, als fürchterlich. Geßner versteht die Sprache der elisäischen Felder weit besser, als die Sprache der Hölle!

Dieses bringt uns auf unsern vorigen Gedanken zurück. Wenn ein Dichter bey sich mehr Neigung zu dem Sanften und Angenehmen, als zum Wilden und Schrecklichen verspürt; so ist dieses Anzeigung genug, für welche Sphäre sein Genie bestimmt sey, und er sollte es sich eine Warnung seyn lassen, seiner Natur keinen Zwang anzuthun.

Noch ein Wort von der Poesie des Styls! Diese ist durchgehends überaus wohlklingend und lieblich, öfters lieblicher, als der Gegenstand erfordert. Es ist beynahe eben die unnachahmliche Sprache, die der Verf. in seinen Idyllen führt. Nur daß er sich hier weniger für Schwulst gehütet hat, weil er hat erhaben seyn wollen. Z. B. S. 38 sagt Kain: „In „meinem eignen unverwahrten Herzen steigen diese

„schwar-

„schwarzen Wetterwolken empor, und donnern jede „Freude von mir, von ihnen weg„ und S. 39. „da „hat ein Schauer meine Seele gefaßt, hat aus diesem „häßlichen Schlamme sie empor gerißen.„

Die häufigen Umarmungen und Freudenthränen, die im ersten Gesange fast auf allen Seiten vorkommen, das öftere Weinen überhaupt, und die Flickwörtgen **hin** und **daher**, wollen wir unserm Verf. nicht zur Last legen. Sie sind von den größten Dichtern unserer Nation eingeführt worden, und es gehört nicht so wohl Geschmack, als Freymüthigkeit dazu, sie zu tadeln. — Was die Mahler Costume nennen, und wir im Deutschen durch **das Uebliche** ausdrücken möchten, hat der Dichter bis auf einige Kleinigkeiten, die wir in dem Auszuge angemerkt haben, ziemlich wohl beobachtet. Nur scheinet uns das Händedrücken und Händeküssen S. 118 nicht den Zeiten gemäß zu seyn. Dieses war wahrscheinlicher Weise damals kein Zeichen der kindlichen Ehrfurcht, und jenes kein Zeichen der väterlichen Liebe.

Mit einem Worte! Herr Geßner hat uns ein Gedicht geliefert, welches sich das erstemal überaus angenehm lesen läßt: denn was kann ein Geßner schreiben, das sich nicht mit Vergnügen lesen ließe? Bey der zwoten Durchlesung aber fängt man an, mit kritischen Augen sich umzusehen, und diese Probe hält das Gedicht nicht aus. Es fehlen ihm die mächtigen Triebfedern der Handlung und das durch einander geflochtene Interesse, zu welchen eine Erfindungskraft ins Große erfordert wird, und diese sind wir gewohnt in einem Gedichte von fünf Gesängen, das kein Lehrgedicht ist, zu erwarten. M.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

IV.

Kurzgefaßte Nachricht von der akademischen Cadettenschule. Günzburg, gedruckt bey Joh. Christoph Wagegg, akademischen Buchdrucker, 1758. 83 Seiten in Octav.

Wir haben in dem ersten Stücke des vierten Bandes unserer Bibliothek unsern Lesern nur den Anhang der gegenwärtigen Schrift mitgetheilet; nämlich die Nachrichten von den Preisen, die am 4ten Oct. vorigen Jahrs, als an dem allerhöchsten Namenstage Sr. kaiserl. Majestät, des obersten Stifters der kaiserl. Akademie der freyen Künste, haben sollen ausgetheilet werden. In Erwartung der damit verbundenen Folgen, die der Akademie nothwendig Ehre machen, haben wir mit unsern Gedanken von dem Werke selbst an uns gehalten. Diesem Werke ist der Plan einer beständig fortdauernden so genannten akademischen Cadettenlotterie eingeschaltet, ausserdem aber ein Verzeichniß des halben Theils einer Tontine, ohne Benennung der Jahrzahl, voraus geschicket worden.

Wo von Tontinen und Lotterien auf der einen Seite, auf der andern aber von Preisen über Kunstwerke bey einer Akademie gesprochen wird, da ist das erste Verlangen aller Freunde der Künste ganz natürlich darauf gerichtet, daß sie wissen wollen, was für geschickte Köpfe diese Preise erhalten haben. Sie fragen, wie die Künste in Augspurg blühen? und nicht, wie dort Lotterien gezogen werden? Tontinen und ähnliche Gegenstände der Gewinnsucht mögen die-

diejenigen rühren, die sich dadurch zu bereichern begehren. Ueberall hören wir zwar, bey dem zweyten Plane, die unhöfliche Hauptfrage: wer ein so wichtiges über fünf Millionen Gulden ansteigendes Capital garantiren solle? Die bekannt gemachten Kupferstiche würden einen gar geringen Gegenstand rechtlicher Hülfsvollstreckung abgeben. Uns kann es gleichgültig seyn. Du Fresnoy widerräth die gehäßige Neigung der Habsucht, fremde Geschäffte und Verwickelungen allen Künstlern, und du Fresnoy würde so wenig, als Horaz, unter keinem Vorwande, der dahin führet, ein Mitglied von irgend einer Akademie in der Welt geworden seyn. Horaz, aus dessen reinen Quellen alle Akademien Klugheit und Geschmack schöpfen können, warnet vor solchen Ausbrüchen der Gewinnsucht. »Hat dieser Rost, diese Habsucht,« (so schreibt er nach Ramlers Uebersetzung im dritten Bande des Batteux) »das Gemüth einmal angesteckt, »wie kann man da noch auf Gedichte hoffen, die »werth wären, mit Cedernöl getränket und in Cy»pressenholz aufbewahret zu werden?«

Auf dergleichen Gedichte haben wir uns zwar für diesesmal keine Rechnung gemacht; ungeachtet man bey dem itzigen Umfange der freyen Künste deren nicht mehr, nach der gemeinen Lehre der Alten, sieben, und etwan dazu noch ohne die Mahlerey, zählet. Und so hätten wir uns eher Meisterstücke in der Dichtkunst und in der Musik, als in der Heroldskunst und in der Cameralwissenschaft, von einer Akademie versprechen können, welche die schönen Künste zu ihrem Gegenstande erwählet hat. Allein die Methoden sind verschiedlich. Wenn uns La Combe

den Schauplatz dieser Künste eröffnet; so hebet er mit der Poesie und Tonkunst an, und verspricht die Mahlerey und die übrigen schönen Künste in den folgenden Theilen auszuführen. Die kayserliche Akademie würde uns zwar im Ueberfluße verbunden haben, wenn sie uns nach und nach dasjenige gezeigt hätte, was die Akademien in Rom, Bononien und Paris in der Mahlerey, Bildhauerey und Baukunst den Liebhabern der Künste dargeboten haben. Allein erstlich ließ sie die Pallas reisen, und ohne Briefwechsel correspondiren. Die Pallas hatte mit der Oeconomie der ganzen Wochenschrift, zu welcher sie den Namen hergeben muste, eigentlich nichts zu schaffen. Darauf hebt die Akademie vorzüglich mit Tontinen und Lotterien an. Anstatt uns die geschickten Köpfe bald zu entdecken, welche am verwichenen 4 Oct. die Preise davon getragen, erhalten wir zwar Hoffnung zu dieser Nachricht, immittelst aber eine Anzeige über die andere, mit der dieser Handlung recht angemeßenen Unterzeichnung: Negotium Academiæ Cæsareo-Francisceæ, oder auch: Das Lotteriedirectorium.

Vor lauter den Glückskindern (S. 58) verheißenen güldenen Bergen entwischt uns die Kunst aus dem Gesichtspunkte. Der zweyte Plan zu dieser ewigen Lotterie ist schon vorhanden, bevor wir unsern Lesern von dem Verlauf mit der Austheilung vorgedachter Preise weiter Nachricht geben können, als daß solche in den ersten Blättern der täglichen Neuigkeiten werden zu lesen seyn.

Wenn wir uns mit jenen Schriften lange aufhalten wollten, möchten es uns die Liebhaber der schönen Wissenschaften wenig Dank wissen. Was haben,

sagen

sagen sie, Tontinen und Lotterien mit den Künsten, die wir lieben, für Gemeinschaft? Diese Frage wird ihnen gegenwärtige Schrift beantworten. Was die Akademie, als Akademie, geleistet, wissen sie nicht; aber die Projecte liegen am Tage, und solchemnach gedenket man an Errichtung einer Cadettenschule. Cadetten? Von was für Art? Dieß ist die unbesonnene Frage des Kriegers, die ihm der bedachtsame akademische Mahler und Kupferstecher aus gegenwärtigem Werke beantworten und mit lauter gleichförmig gekleideten Lehrlingen in Augspurg darstellen kann. Von ihrem General, ihren drey Obersten, Hauptleuten und Hofmeistern soll der Leser hier unterrichtet werden. Was kann die Lotterie mehr rechtfertigen und in Ansehung der Künste uneigennütziger seyn? Den Grund dazu macht also die Lotterie, und weil sie für nützlich angesehen wird, und man des Guten nicht zu viel thun kann, soll sie immer fort dauern. Die Plans häufen sich. Ist dieses ein Wunder? Ein größeres ist es, wenn sie die Liebhaber der Künste lesen.

Alles dieses hat sich also die Akademie oder vielmehr ihr älterer Director zu bestreiten vorgenommen, nachdem derselbe uns in der mit dem etwas undeutschen Titel der **reisenden und correspondirenden Pallas** bekannt gemachten Wochenschrift zwey Jahr lang 1756 und 1757 unterhalten. Es werden uns darinn einige Nachrichten eines schätzbaren Künstlers in Paris, ein Verzeichniß des Bilderkabinets des Herrn Baron von Thiers (Crozat), vornämlich aber die Stiftung und Einrichtung der Akademie mitgetheilet. Man findet aber auch hier (S.

8)

8) die Eintheilung der Glieder in drey Hauptclassen. Zu der ersten gehören die Stifter und Wohlthäter, zu der zweyten die Herren und Interessenten der akademischen Handlung, und zu der dritten Classe rechnet man die Ehrenglieder, nebst den verpflichteten, den lehrenden und lernenden Gliedern.

Vorläufig werden alle Streitigkeiten mit der ältern Akademie in Augspurg erzählet, und zuletzt in einigen Blättern schon die Geschichte dieser kayserlichen Akademie versprochen. Das gehet geschwind. Allein diese Beschleunigung ist allen übrigen Beschleunigungen bey dieser Direction, deren Denkungsart wir von der Denkungsart der vornehmsten Ehrenglieder billig unterscheiden, völlig gemäß. Da selbst die französische Akademie erst ihrem Beruf durch dauerhafte Werke ein Genüge thun, und demnächst ihre Geschichtschreiber, ihre Pelisson und Olivet, erwarten müssen: so wird in Augspurg die Geschichte der kayserlichen Akademie verheißen, ehe die Akademie vielen nur bekannt geworden. Und solche wird zwar keine eigentliche Geschichte der Künstler, aber doch allemal eine Geschichte heissen dürfen, weil sie der Herr Rath und Director, der in Titeln wirklich etwas gethan hat, also benennen wird.

Es ist nöthig zu merken, daß gegenwärtig in Augspurg zwo Akademien sind. Der ältere Hr. Johann Daniel Herz war der erste Director der neuen Akademie, und ist als deren Urheber anzusehen. Man hat Denkmale von seiner Geschicklichkeit in der Kunst: und auch nach seinem wesentlich guten Gemüthscharakter ist er für die Akademie, und, wie man aus der Folge siehet, auch für seinen Sohn, den jüngern

Herrn

Herrn Johann Daniel Herz von Herzberg, zu früh gestorben. Die Aehnlichkeit des Namens und des Vorsteheramts hat viele auswärtige Mitglieder die Veränderung der Oberaufsicht nur aus den besondern Anstalten inne werden lassen; immaßen die correspondirende Pallas, die zwar das Ableben des sel. Herrn Herz treulich angezeiget hat, nicht überall zu finden ist.

Viele haben so gar anfänglich gemuthmaßet, die Stiftung einer kayserlichen Akademie begreiffe zugleich die wohlverdiente ältere augspurgische Akademie, über welche der berühmte Rugendas im Jahre 1710 die erste Aufsicht erhalten. Wir bemerken aber aus allen den Zwistigkeiten, womit der jüngere Herr von Herzberg in seiner ersten Wochenschrift den Leser unterhält, daß diese neue Akademie von der ältern, welcher der Hr. Bergmüller mit Ruhm vorstehet, ganz unterschieden sey. Wir sehen daraus deutlich, daß der Herr von Herzberg mit vielen Künstlern uneinig sey, die schon einen Ruf unter Künstlern und Liebhabern erworben haben; einen Ruf, den jüngere Künstler erst müssen zu erlangen trachten, und den sie durch zerstreuende Geschäffte, wenn wir dem vorangeführten Du Fresnoy glauben dürfen, niemals zu erhalten pflegen. Diese Zwistigkeit, die vermuthlich niemand umständlich zu wissen verlangt, betraf den Kunstverlag. Indem der Herr von Herzberg, Inhalts vorgemeldeter Wochenschrift, seine Gegner als eifersüchtige Verleger ansah, und seinen Anstalten den Anstrich des bloßen Eifers für die Kunst gab; so blieb wenigstens die Hoffnung übrig, daß diese so

übel

übel abgeschilderte Gewinnsucht sich in die rühmlichen Triebe des Herrn Directors niemals einmischen würde. Hieronymus Mutian und Friedrich Zuccaro bildeten in Rom, und Le Brün in Paris Akademien, ohne Lotteriegeschäffte mit der Kunst zu verwechseln, oder solche akademischen Ehrengliedern aufzudringen. Und wäre es nicht für den Director einer kayserlichen Akademie zuträglicher, den Fußtapfen jener großen Künstler auch von weitem zu folgen, als die schlüpfrigen Wege des Lorenz Tonti zu hurtig zu betreten?

Wir überlassen andern die Mühe, die Gründlichkeit dieser Projecte zu untersuchen, und wie fern in Fällen, wo eine Grundlage zu einer Stiftung nöthig, und der Endzweck lauter ist, die weitläuftigsten Verwickelungen dienliche Mittel dazu, und zu dem Vertrauen des Publicum abgeben können. Wir nehmen wahr, daß unter andern Vortheilen, die Gewinnste in Kupferstichen nehmen zu dürfen, angeführet werden, welche die Zahl der Sammler der Kupfer, oder auch der Kupferhändler, auf eine oder andere Art zu vermehren nöthigte. Dieses ist, wenn es uns erlaubt ist, unsere Gedanken zu sagen, für das Aufnehmen der Künste zu schlau gedacht. Allein viel höhere Vortheile werden auch, so gar den verhofften Interessenten gegen eine kleine Bedingniß (Verzeichniß von der Tontine S. 9. und kurzgefaßte Nachricht S. 71.) mit ihrem ganzen Vermögen für den Fond zu haften, angeboten, und ihnen abwesend dafür die Ehre überlassen, alles dasjenige zu genehmigen, und mit ihrem Vermögen zu vertreten, was einige wenige in Augspurg in ihrem in-

nern

nern Rathe beschließen, und durch eine Anzeige über die andere, unter beständigen willkührlichen Aenderungen oder Erweiterungen, bekannt machen.

Von dieser Art ist die gegenwärtige kurzgefaßte Nachricht von der akademischen Cadettenschule. Die Schreibart der Wochenschrift zeigte etwas mehr, als den Mangel des guten Geschmacks an. Das:

Soyez plutôt maçon, si c'est vôtre talent,

BOILEAU A. P.

mußte dem Leser bey aller Gelegenheit einfallen. In der That kommt es bey dergleichen Akademien mehr auf die Fertigkeit an, die Reißfeder, den Pinsel, den Meißel, und den Grabstichel zu führen, als auf das Bücherschreiben. Es ist also die Beantwortung der zum Preis ausgesetzt gewesenen Frage:

„Durch was vor Bemühung sich die kayserliche „franciscische Akademie freyer Künste ihrer von „allerhöchst kayserlicher Majestät erhaltenen so „höchstschätzbaren Privilegien am allerwürdigsten „machen könne? rc.„

vielleicht darinn zu suchen, daß eine Akademie der freyen Künste bey ihrem Berufe bleibe, und sich durch Meisterwerke der Kunst und des Geschmacks der allerhöchsten Begnadigung würdig mache. Aller Anfang ist zwar schwer, und selten ohne Mängel; und eben dieses beweiset die Nothwendigkeit einer Unterstützung. Wir möchten uns kleine Abweichungen von der Richtschnur gerne verbergen. Nur müßten die Unternehmungen in den Gränzen der Bestimmung bleiben, und sich nicht unter den Gesichtskreis der schönen Künste erniedrigen. Männer von Geschmack, und keine vorzügliche Rechnungsführer, gehören

gehören zu dieser Bestimmung. Von einer Gesellschaft, die sich den schönen Künsten nicht zum Schein gewidmet hat, wird jeder Freund der Künste die tüchtigsten Lehrer im Zeichnen und Mahlen, in der Bildhauer- Bau- und Kupferstecherkunst, in der Geometrie, Perspectiv und Zergliederungskunst, so viel von diesen Wissenschaften einem Künstler zu wissen oblieget, und von welchen allen in den augspurgischen Anzeigen auch nicht ein einiger Lehrer genennet wird, eher zu erfahren verlangen, als die Ernennung eines Professors der Cameralwissenschaft, dergleichen kürzlich von Augspurg aus angekündiget worden. Keine mit noch so vielen Freyheiten begabte Gesellschaft vermag den wesentlichen Gegenstand der schönen Künste zu ändern, zu welcher eben die erhaltenen Freyheiten und huldreichsten Begnadigungen sie so sehr ermuntern sollten, als solche Begnadigungen auch außer Deutschland dazu die größte Hoffnung gaben. Die kleinen Aufsätze des Herrn Wille in Paris hatten wenigstens dem Leser die Mühe des Durchblätterns der auch fast in allen Stellen fremder Sprachen fehlerhaft gedruckten Wochenschrift vergütet. Was durfte man nicht von einem Wille, von seinem Eifer für die deutsche Nation, und von allen denen Künstlern vermuthen, deren Namen wir im zweyten Bande unserer Bibliothek S. 430 angezeiget haben? Wir empfohlen dazumal die griechische edle Einfalt, und warneten vor dem Ueberfluße des asiatischen Gepränges. Aber hier ist mehr, als Asien: mehr als die ganze Zona torrida. Sollten wir aber von diesen großen Künstlern, oder sollten auch unter Gelehrten, deren würdige

dige Namen wir unter den Ehrengliedern finden: ein Sulzer von einem Winkelmann, oder dieser von jenem, oder beyde von den vernünftigsten Männern in Wien auch nur muthmaßen dürfen, daß einer oder der andere an allem diesem Antheil habe? Das sey ferne! Den wenigsten Ehrengliedern wird man daher zutrauen, daß sie dem kayserl. Rathe der freyen Künste und Director der Akademie, Herrn von Herzberg, zu den Stellen eines Obersten, eines Kanzlers und akademischen Residenten in Augspurg ihre beyfällige Stimmen gegeben haben. Titel, vor welchen, bewandten Umständen nach, auch ein spanischer Mahler erschrecken, von Flemming seinen deutschen Soldaten verkennen, und Wicquefort sein Buch zumachen würde. Würden jene Ehrenglieder wohl den Einfall gehabt haben, daß die Lehrlinge der Mahler und Kupferstecher in Augspurg unter dem kriegerischen Namen der Cadetten eine Uniforme anlegen, und den akademischen Wahlspruch: Artes & Scientiæ crescunt concordia & studio, mit goldnen Buchstaben, an statt einer Borte, auf ihren Hüten tragen sollen?

Allein alle diese Seltsamkeiten beweisen, was für ein ungebildeter Geschmack bey den akademischen Anstalten herrscht, und wie selten jene auswärtige Mitglieder bey demselben zu Rathe gezogen worden, oder wie wenig deren vermuthliche Widerrathung Eindruck gefunden.

Wir müssen aber unsere Leser mit der Beschreibung dieser Uniforme beschenken, weil die gegenwärtige Schrift vielleicht nicht in vielen Händen ist. „Dieser (Uniform, so heißt es S. 40) ist nicht nur

„allein nach dem akademischen Wappen heraldisch,
„sondern auch überhaupt also beschaffen, daß man
„eines jeden seinen Stand und Amt gleich daran er=
„kennen kann.

„Der Oberrock nebst den Beinkleidern ist von
„schwarzer Farbe, und bedeutet den in dem akademi=
„schen Wappen befindlichen schwarzen Reichs=Adler.

„Die Weste, wie auch das Unterfutter des Ober=
„rocks, nebst dessen Ueberschlägen und Halskragen,
„sind Himmelblau, weil das mittlere Feld des aka=
„demischen Wappens die nämliche Farbe hat.

„Anstatt anderer Zierrathen und Borten, findet
„man die Knöpfe und Knopflöcher an dem ganzen
„Kleide mit denen im blauen Felde des akademischen
„Wappens befindlichen goldenen Sternen gezieret.

„Ueberdiß ist die Weste mit Borten und Schnü=
„ren also gezieret, daß erstere die in gedachtem aka=
„demischen Wappen befindliche Leyer des Apollo, letz=
„tere aber, derer ihre die 9 Musen bedeuten, 9 Sai=
„ten vorstellen.

„Wird nun die natürliche Hand von dem, wel=
„cher den akademischen Uniform am Leibe träget, auf
„die ordentliche Oeffnung der beeden vordern Theile
„der Weste also hingelegt, als wann er damit die
„Saiten berühren wollte; so stellet diese völlige Uni=
„form das ganze akademische Wappen vor.

„Dieses Wappen ist dahero zur Zierde in den Auf=
„schlägen der Rockermeln eingestickt zu sehen. Gleich=
„wie auf dem Hute das akademische Symbolum mit
„goldenen Buchstaben, anstatt einer Borten zu fin=
„den ist. Damit ein jeder, welcher solche Uniform
„zu tragen die Ehre und das Glück haben wird,
„hier=

„hierdurch zugleich an seine Schuldigkeit erinnert „werden mag, so oft er solche an- und auszuziehen „Gelegenheit hat.

„Unter dieser Schuldigkeit ist die Verbindlichkeit „und der Gehorsam ein ihrer Hauptpflichten. Hier- „zu sollen so wohl die Cadetten, als die verpflichtete „Glieder, die an ihrem Uniforme befindliche Achsel- „schnüre besonders erinnern, „ (wie symbolisch!) „theils um dieser Ursachen willen, theils zu einem Un- „terschiede unter den Cadetten selbst ist solcher damit „gezieret. Damit sie dennoch nach ihren besondern „Geburten daran zu erkennen seyn möchten, wann „sie, um den andern oben beschriebenen Uniform zu „schonen, einen ohne Sternen gestickten ganz simplen „tragen wollen.

„Es sind dahero auch diese Achselschnüre ganz an- „ders, als andere, gearbeitet.

„Sie werden aus 6 Gelenken zusammen gewun- „den. Die erste Classe, nämlich die Fürstliche, lässet „alle 6 Gelenke herunter hangen; die Gräfliche nur „5; die Freyherrliche 4; die Edle 3; die von dem „Herrenstande 2; die Unterthanen aber nur eines.„

Wir bemerken zu einigem Nachsinnen der Herren Erfinder dieser schönen Tracht, daß die in ihrer Nachbarschaft gelegene hohe Schule zu Ingolstadt einst 7 Prinzen, 35 Grafen und 47 Freyherren und darüber, an sich gezogen, und alle diese ohne Uniforme.

„Der General hat das Obercommando über das „ganze Cadettencorps. Dieser soll aus einem der „größten hohen Häusern, die sich am allergnä- „digsten gegen dieses akademische Institut erwiesen, „ohne Ansehen der Religion, genommen werden.„—

Wir haben noch nicht gehört, daß aus einigem hohen Hause sich ein Fürst allergnädigst meistbietend um diese Generalsstelle beworben, oder die ihm zugedachte Uniforme angeleget habe. Er trägt sich nämlich (S. 46) wie die fürstlichen Cadetten. An den Achselschnüren ist bey den Aufsehern einiger Unterschied.

Unter dem Generale stehen vornehmlich die drey **Obersten**, jeder von einer andern Religion genommen. Noch zur Zeit ist nur der Herr Rath und Director **Herz von Herzberg** als Oberster bekannt worden. Dieser hat sich der gräflichen Uniforme zu erfreuen.

Die **Hauptleute**, die etwan über 100 Cadetten gesetzet sind, tragen sich wie die Freyherren; die **Unterhauptleute**, wie die Edlen; die **Hofmeister**, deren jeder 10 Cadetten zu seiner Aufsicht und Unterweisung hat, kleiden sich nach dem Herrenstande. Also sind hier die Edlen mehr, als der Herrenstand? (Sollten die Herren Erfinder ihren Plan auch wohl in Wien vorgeleget haben, wo man den Herrenstand besser kennet?)

Hierauf folgen die **Unterthanen**. Wer sind diese? Und was ist das für ein Wort? Soll es alle diejenigen bedeuten, die nicht Herrenstandes, noch Edle sind? In Beziehung auf einen rechtmäßigen Landesfürsten hat das Wort: **Unterthan** nichts verächtliches; aber es bleibt allemal gehäßig und unschicklich unter Leuten, die des Studirens und der Uebungen halber zusammen kommen, unter welchen kein dergleichen Verhältniß angenommen werden kann: und wo auch bey niederern Schulen nur der

Fleiß

Fleiß und das Wohlverhalten einigen Vorzug zu geben vermag. Hier fehlen die ersten Begriffe, und wie seltsam werden nicht andere dafür entwickelt, wenn es (S. 47) heißt: »Endlich werden zu der „6ten Stelle die Bedienten gerechnet, diese tragen „sich wie die Unterthanen.» Also bleibt, umgekehrten Falles, und durch einen ganz ordentlichen Schluß nichts übrig, als daß alle Studirende, die sich nicht unter den Herrenstand, oder zu den Edlen zählen können, das ist, die vermeinten Unterthanen, sich wie die Bediente kleiden. Ein vortreffliches Mittel, eine Akademie in Aufnehmen zu bringen, und einen edlen Eifer unter den Studirenden anzuzünden!

»Uebrigens aber (so heißt es S. 48) wird der „General, wie andere große Herren wechselsweise an „denen Höfen von Kammerherren, Pagen und der„gleichen, also hier von den Obersten, Hauptleu„ten, Hofmeistern und Cadetten bedient.„ Wir wünschen, daß der General nicht oft nach Augspurg komme: sonst möchte der Hofmeister von der Aufwartung oft Anlaß finden, seine Lehrstunden auszusetzen; und wie sehr würde nicht der Untergebene darunter leiden! Wie sieht es aber mit dieser Unterweisung aus? Uns wird davon folgende Nachricht ertheilet:

»Zu den Hauptleuten und Hofmeistern werden „nun meistens (warum nicht allemal?) solche Sub„jecta ausgesuchet, welche nicht nur allein eine be„sondere Liebe und Geschicklichkeit zu Erziehung und „Unterweisung der Jugend besitzen, sondern auch „in einer gewissen Kunst oder Wissenschaft besonders

„geschickt und geübt sind, damit sie die Cadetten nicht „nur guberniren, sondern auch solche nach ihrer Ge„schicklichkeit instruiren können.„

So lautet das rühmliche Gesetz: wie entdecket sich aber der Sinn des Gesetzes? Nachdem auf der folgenden Seite die Absicht mit der Lotterie bekannt gemacht worden, so lieset man S. 60: »Wie denn »hiemit auch denjenigen eine Hofmeistersstelle jeder»zeit gewiß seyn solle, welche durch ihren Fleiß und »Eifer die Stiftungen vor 10 Cadetten zu erhalten »das Glück haben werden.» — Wird in diesem Falle der geschicktere Candidat nicht dem glücklichern und beredtern jederzeit nachstehen müssen? Wie wenn aber dieser glückliche Candidat sonst nichts verstünde, (denn auch ein Ungelehrter kann dieses Glück haben,) wie wird es mit der ihm versprochenen jedesmahligen Gewißheit, oder in diesem Falle mit der Unterweisung aussehen? Aber nur eine kleine Gedult: gleich werden die Hofmeister der Wahl oder Willkühr des glücklichen Hauptmanns übergeben.

„Getrauet sich einer es auf 100 zu bringen, so „wird ihme hiemit die Stelle eines Hauptmanns öf„fentlich zugesaget, auch ihm die Freyheit gelassen, „den Unterhauptmann, die 10 Hofmeister und die 20 „Bediente selbst das erste mal zu ernennen, und sol„che auszusuchen, die so wohl zu diesen Stellen gehö„riger maßen begabet, als auch ihm zu Erhaltung „und Completirung der Anzahl von Stiftungen ge„schickt und tauglich seyn möchten.„ Gaben und Glücke müssen also in diesem Fall beysammen seyn: und zwar recht viel Glück. Denn die Stiftung für eine Person bestehet (S. 9) in einem Capital von

1000

1000 Species-Dukaten, oder in jährlichen sichern Einkünften von 200 Gulden. Wem die Beredtsamkeit zu hundert solchen Stiftungen für den Candidaten einer Hauptmannsstelle unwahrscheinlich dünken möchte, den trösten wir mit folgender Erklärung des Herrn Verfassers, S. 55.

„Es wäre, sagt er, thorecht, wann man sich mit „der Einbildung plagen wollte, daß ein so weit aus„sehendes Werk auf einmal und in weniger Zeit zu „derjenigen Vollkommenheit gelangen könnte, welche „hier auf einmal in diesen Blättern zwar leicht zu „erkennen, aber erst nach vielen Jahren zu erlangen „seyn mag.„

Wir übergehen billig die Anzeige von der Vergrößerung der akademischen Tontine vom 28 Dec. 1758, ingleichen den zweyten Plan der unaufhörlichen Lotterie vom 27 Dec. und wie solcher weitläuftiger und über einen Gegenstand von 5,520,000 Fl. einer andern Anzeige vom 31 Dec. angehänget worden, um aus der letztern selbst die Ankündigung zweyer periodischen Werke den Leser unpartheiisch beurtheilen zu laßen.

Das erste soll mit Anfange dieses Jahres erscheinen, und als eine ordentliche akademische Zeitung den Titel führen: Tägliche Neuigkeiten für Gelehrte, Künstler und ihre Liebhaber.

Das angenehmste, das wir daraus anzeigen können, ist dieses, daß in den allerersten Blättern dieser Zeitung eine Zuverläßige Nachricht von den am 4 Oct. als am allerhöchsten Namenstage Sr. Kayserl. Majestät im verwichenen Jahre ausgetheilten eilf Preisen und von den auf das itzige Jahr wieder aus-

 gesetzten

gesetzten funfzehn Preisen von 100 bis 10 Gulden erscheinen solle. Ein solcher wahrer akademischer Gegenstand hätte ohne Zweifel so sehr, als irgends eine Anzeige von den Tontinen und dem Gewebe der Lotterien, eine besondere und frühere Nachricht verdienet.

Alles können wir nicht anführen. Das Hauptaugenmerk erklärt der 6 §. „Ueberhaupt werden „wir, (so heißt es) eines unserer ersten Hauptaugen„merke dahin richten, daß wir auch nicht ein einziges „Werk überschlagen, das auch nur von einer einzigen „gelehrten Zeitung oder Journale, inn- oder außer„halb Teutschland, allbereits ist berührt worden, in„dem wir diese unsre akademische Zeitung zu einem „ordentlichen und so viel möglich vollständigen Regi„ster über alle dieselbigen Zeitungen, eben hierdurch „aber, schon allein von der Seite betrachtet, zu einem „wahrhaftigen Innbegriffe aller und jeder gelehrter „Wissenschaften und freyen Künste überhaupt wollen „gemacht wissen, und wenn uns die Anschaffung „aller dieser Zeitungen und Journale, auch noch „so theuer, sollten zu stehen kommen!„

Wir lassen das Niedrige in dem Schlusse dieses Vortrags an seinem Orte bewenden. Für eine Akademie, deren Projecte in die Millionen geht, ist die Bemerkung solcher Ausgaben zu klein.

Nachdem nun dem Leser (§. 7) die meisten gelehrten Zeitungen und Monatsschrifften vorgerechnet worden, die man sich zu diesem Behuf angeschafft; so wird die Erklärung, „daß die akademische Zeitung, „wo nicht über alle, dennoch zum wenigsten über die „angesehensten inn- und ausländischen gelehrten Zei-

„tungen

„tungen ein, so viel möglich, brauchbares Register, „abgeben könne,„ noch einmal wiederholet, im Fall es jemand aus Hochachtung gegen die Akademie vergessen hätte.

Hier fragen wir: Ist ein solcher Gegenstand, wenn dergleichen Auszug auch sonst noch so nützlich wäre, der Würde einer kayserlichen Akademie gemäß? Haben die königlichen Gesellschaften in London und Paris, oder hat vielmehr die kayserliche Akademie der Naturforscher, anstatt eigene Bemerkungen bekannt zu machen, jemals die kleine Ehre gesucht, bloße Auszüge aus andern Beobachtungen oder gar stolze Zeitungsregister bekannt zu machen? Nimmermehr ist dieses der Weg, sich nach der aufgegebenen Frage, der kayserlichen allerhöchsten Begnadigungen immer würdiger zu machen.

Vielleicht geschiehet es aber durch das zweyte periotische Werk, davon, unter dem Titel der **Beyträge zur Aufnahme und Beförderung der freyen Künste und schönen Wissenschaften**, alle Viertel Jahre ein Theil an das Licht treten soll. Hier fahren auch die Herren Verfasser ungleich höher. Erstlich wollen sie darinn eine ausführliche Nachricht von Erfindung und Verbesserung aller so wohl in den ältern als neuern Zeiten bekannt gewordenen freyen Künste und schönen Wissenschaften mittheilen, auch sollen allerhand hieher gehörige Vorschläge, schon herausgegebene Schriften, u. s. f. erzählet und bescheiden geprüft werden. Man hat auch Nachrichten von Zeichnungsschulen, Mahlerakademien, Bildersälen, ingleichen Untersuchungen der Alterthümer, darinn zu erwarten. Verschiedene Abhandlungen von der Zeich-

nungs- Mahler- Kupferstecher- und Bildhauerkunst, auch von andern damit verknüpften Künsten und Wissenschaften sollen dem Leser vorgelegt werden. Wir wünschen deren Erfüllung und dazu die Beyträge manches schönen Geistes, dergleichen uns Herr Prof. **Meier** in dem achten Abschnitte des ersten Theils seiner Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften beschreibt. Die Herausgeber haben Gelegenheit ihren eigenen Geist nach dem 213 §. zu prüfen.

Denn was wird hier nicht alles zu diesen Wissenschaften gezählet? Es werden §. 23 der gegenwärtigen Anzeige die Sprach- Schreib- Rede- und Dichtkunst dazu gerechnet; hauptsächlichst aber Abhandlungen aus der Mathesi und ihren sämmtlichen Theilen versprochen, als z. E. aus der Rechenkunst, der Erd- Wasser- Feuer- Luft- und Bewegkunst,

(Ah Dieux: — — —
— quel nom est sorti de ta bouche!
RACINE, PHEDRE.)

aus der Stern- Sonnenuhr- und Zeitkunst, der Kriegs- und bürgerlichen Bau- der Befestigungs- und Geschützkunst, u. s. f.* Die übrigen Verheißungen aus der Heroldskunst und andern Wissenschaften übergehen wir mit Stillschweigen.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Wer

* Unter dem: und so ferner, wird allem Ansehen nach die Perspectiv verstanden, von welcher, wie von der Geometrie, (der vermuthlichen Erdkunst des Hrn. Verfassers der Anzeige) bey Errichtung der Mahler- und Bildhauerakademie in Paris, und noch unlängst in Toulouse, besondere Lehrer gesetzt worden.

Wer verlangt von einer Akademie der freyen Künste, die doch in Augspurg vornehmlich aus Kupferstechern und Mahlern bestehet, die Beschäfftigung der Encyclopädisten? Wie viel rühmlicher wäre es, wenn jeglicher bey seinem Beruf bliebe, und wie viel nützliches könnte nicht in besagter Reichsstadt auch nur dadurch gestiftet werden, wenn so viel schöne Gemählde daselbst, und überhaupt die Kunstwerke älterer und neuerer deutscher Meister, durch geübte Hände und Sinne, den Ausländern vorgeleget würden: wenn das bis zum Ekel sclavische Nachbilden der französischen Kupfer, und der seltsame Geschmack der Einfassungen zu den Kupfern, welche die Einheit stören, und die Absicht eines Rahms (worüber sich Lairesse deutlich genug erkläret) schwerlich erfüllen, ins Abnehmen käme? Ein Künstler, der selbst einen gereinigten Geschmack hat, muß sich oftmals den herrschenden Vorurtheilen ungern überlassen; er verdenket auswärtigen Liebhabern und Künstlern nicht, wenn sie alle diese schönen Spielwerke abschneiden; er wünschet eine Verbesserung, die eine Akademie, der es nicht selbst an Geschmack fehlet, könnte bestätigen helfen. Ein einiger Kupferstecher, der einem Will, Preißler, Kilian und Schmid nacheiferte, und nur einen einzigen Mahler, Michael Willmann, dessen wenige selbst in Kupfer gerissene Blätter, besonders die Himmelfahrt Mariä, den größten Geist in der Zusammensetzung zeigen, Deutschen und Ausländern bekannter machte, würde mehr leisten, als ganze Gesellschaften der Künstler, die sich außer ihrem Berufe in Projecte und Anstalten, denen sie nicht gewachsen sind, verwirren, und Wissenschaf-

senschaften zu erörtern verheißen, gerade, als ob sich diese nur wie Lotterieloosße austheilen ließen, und die doch niemand von einer Akademie der freyen Künste verlanget.

Wie leicht läßt sich endlich, für einen Theil des Abzugs von den Gewinnsten, zu bloßen Zeitungsauszügen ein Miethautor dingen? Der Liebhaber verlangt aber Kunst und Genie.

Will man die Menge der Ehrenglieder als führende Mittel zu diesem weitläuftigen Zwecke ansehen; so ist ja begreiflich, daß, so bald der einzige bedingte Fall, nämlich der Gegenstand der schönen Künste, vereitelt wird, wenig Ehrenglieder zu den eingestreueten Nebendingen die Hände bieten werden: und hingegen diejenigen, die, wider Vermuthen, sich zu diesen letztern etwas beyzutragen belieben lassen, den Hauptzweck, wenigstens den äußerlichen Hauptzweck, der ganzen Einrichtung aus dem Gesichtspunkte verlieren würden. Wie aber, wenn die Hitze mit gewinnsüchtigen Vorschlägen die Mitglieder zu ermüden, und die Laulichkeit, wirklich rühmliche Nachrichten von der Kunst bekannt zu machen, einen andern Gesichtspunkt befürchten hießen? Wenn der Eifer, sich überall mit Tontinen und Lotterien unabweislich aufzudringen, den viel rühmlichern Eifer der Ehrenglieder für diese, ihrer ersten Bestimmung nach, so schöne Stiftung erkalten ließe? Es ist wenigstens zu wünschen, daß dieselbe nur durch diejenigen Mittel der Weisheit erhalten werde, durch welche die Akademien in Rom und Paris bestehen, und welchen selbst mit geringerer Unterstützung, die Mahler= Bildhauer= und Baukunstakademie in Wien nicht unglücklich gefolget ist.

Doch

Doch wollen wir, auch außer dem Bezirke der schönen Wissenschaften, den Bemühungen einiger Mitglieder in der Rechenkunst ihre Verdienste nicht absprechen. Hat man doch oft, wenn man Gold zu machen geglaubt, dafür eine schöne Arzney erfunden. Wir wünschen, daß einige dieser Mitglieder diese Arzney in folgender ganz kleinen Aufgabe finden mögen. Das mittelste Looß der 100,000 soll, (Inhalts der 65sten Seite der gegenwärtigen kurzgefaßten Nachricht) eine Prämie von 5000 fl. erhalten. Kein Mittelstes ist hier möglich: ist aber eine mittelste Zahl unter einer geraden Zahl möglich; so ist es vielleicht der Gegenstand der wichtigsten arithmetischen Frage. Vermuthlich sind diese 5000 fl. demjenigen, der diese Frage auflöset, zur Prämie aufgehoben. Was sollte das Lotteriedirectorium sonst damit anfangen wollen?

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

V.

Le Commedie del Dottore Carlo Goldoni, Tomo Ottavo 304 Seiten, Tomo Nono 260 Seiten, in groß Octav.

d. i.

Die Lustspiele des D. Carl Goldoni, achter und neunter Theil.

Unser Verfasser gestehet aufrichtig in der Vorrede zu dem ersten Theile seiner Lustspiele,* daß er, da er angefangen habe für das Theater zu arbeiten, erst

* Siehe dieser Bibliothek andern Bandes erstes Stück, S. 140.

erst schlechte Lustspiele geschrieben habe, ehe er erträgliche und gute habe schreiben können. Dergleichen alte Lustspiele des Verfassers trifft man in diesen beyden Theilen an, sie tragen hin und wieder noch Kennzeichen des alten verderbten Geschmacks an sich, und so gar ist in einigen im Anfange nur der Hauptcharakter ganz niedergeschrieben gewesen, die übrigen Rollen aber extemporiret worden. Wir werden also in unsern Auszügen um desto kürzer seyn können.

Der achte Theil enthält folgende vier Stücke:

29) I due Pantaloni; die beyden Pantalons.

Der Verfasser hatte, wie sich unsere Leser * noch erinnern werden, seine Gemelli Veneziani für den Schauspieler Cesare d'Arbes eingerichtet, so, daß derselbe zugleich die Rolle des klugen und des dummen Zwillings spielen konnte. Eben also ist auch dieses Lustspiel eingerichtet, daß ein Schauspieler so wohl die Rolle des Pantalon, als auch seines Sohnes, des Pantaloncino, hat spielen können. Pantaloncino ist ein liederlicher Bursche, der durch seine Ausschweifungen es so weit bringet, daß sein Vater Pantalon in Gefahr stehet, bankerot zu werden. Durch die Hülfe des Rainmur, eines holländischen Kaufmanns aber, der sich in die Beatrice, die Tochter des Pantalon, verliebet hat, wird der Credit desselben empor gehalten. Rainmur heirathet darauf die Beatrice, und Pantaloncino, der alle Besserung verspricht, heirathet die Giannina, eine Verwandtinn des Holländers.

30) L'Im-

* S. 158.

30) L'Impostore; der Betrüger.

Der Verf. muß dieses Stück eher gemacht haben, als er bey sich den Satz festgesetzt hatte*: »daß man »zwar schlimme Charaktere auf das Theater bringen »könne, aber nicht schändliche und ärgerliche. Und »wenn man einen schlimmen Charakter auf das Thea»ter bringen wolle, so müsse man ihn zu einem Neben»charakter machen, und ihn einem tugendhaften Cha»rakter entgegen setzen, um die Tugend noch mehr zu »erheben.» In dem gegenwärtigen Stücke ist nicht allein der Hauptcharakter lasterhaft, welches leicht würde zu entschuldigen seyn, sondern er ist auch so schändlich, daß er nicht so wohl die Züchtigung des Dichters, als vielmehr eine obrigkeitliche Ahndung verdienet.

Orazio ist nebst seinem Cameraden Brighella von seinem Regimente desertiret. Er giebt sich für einen Hauptmann aus, der Order habe, ein neues Regiment anzuwerben, darüber er auch schon sey zum Obersten erkläret worden. Er wirbt auch wirklich eine Anzahl Leute an, für die Pantalon, so wie für das ganze Regiment, die Kleidungsstücke laut eines gemachten Contractes liefern soll. Orazio hat über dieses falsche Wechsel auf verschiedene Kaufleute und unter andern auf den Pantalon selbst gemacht, um durch dieses unerlaubte Mittel Geld zu erhalten. Zugleich sucht er die Tochter des Pantalon zu verführen, um sich auch mit derselben Heirathsgute, so 10000 Dukaten beträgt, zu bereichern. Da von ohngefähr ein Detachement von Truppen durch den Ort

* Bibl. andern Bandes zweytes Stück, S. 311.

Ort marschirt, wo dieses vorgehet; so verräth Brighella seinen Cameraden, der darauf in Verhaft gebracht wird. Ottavio, der Sohn des Pantalon, ob er gleich von dem Orazio gröblich beleidiget worden, ist so großmüthig, daß er den commandirenden Officier dahin bringet, zu versprechen, daß Orazio nicht am Leben gestraft werden solle. In diesem Stücke werden verschiedenemal von einer Anzahl Personen alle militarische Exercitien gemacht. Vielleicht hat diese Vorstellung einigen Leuten gefallen.

31) Don Giovanni Tenorio o sia il Dissoluto; Don Giovanni Tenorio, oder der Lüderliche.

Dieses ist eines von den ältesten Stücken des Verf. wie aus der Vorrede zu dem ersten Theile erhellet, und man vielleicht auch ohnedem würde gemerket haben. Es ist in fünffüßigen jambischen reimlosen Versen geschrieben. Der Inhalt ist einiger maßen dem bekannten Festin de Pierre ähnlich: Der König von Castilien hat dem Commendatore di Lojoa wegen seiner Verdienste noch bey Lebzeiten eine Bildsäule setzen lassen, und dieselbe zu einer Freystäte gemachet. Don Giovanni Tenorio, ein ruchloser Jüngling, nachdem er seine geliebte Isabella nebst andern Frauenzimmern betrogen, sucht auch noch die Tochter des Commendatore, der ihn als einen Gast aufgenommen, mit Gewalt zu verführen; und als dieser ihn darüber zur Rede stellet, ersticht er ihn, und suchet bey dessen Bildsäule Schutz. Der König befiehlet darauf, daß man alle Zugänge besetzen solle, damit der Gefangene also verhungern müsse. Da nun alle Hoffnung zur Erlösung

lösung verschwunden ist; so lästert er in der Verzweifelung die Gottheit, und ruft die Rache derselben an, wenn anders eine Gottheit da sey. Darauf trifft ihn ein Blitz, und die Erde verschlinget ihn.

32) Il Servitore di due Patroni; der Diener zweyer Herren.

Der Schauplatz ist zu Venedig. Pantalon hatte seine Tochter Clarice dem Federigo Rasponi, einem Kaufmanne in Turin, versprochen. Da die Nachricht kam, daß dieser sey erstochen worden; so verspricht Pantalon seine Tochter an den Sylvio, den Sohn des Doctors. Federigo ist von dem Florindo, dem Liebhaber seiner Schwester Beatrice, erstochen worden. Dieser Florindo flohe sogleich nach Venedig, um den Händen der Justiz zu entgehen. Seine Liebste Beatrice folgte ihm nach; und um sich besser zu verbergen, reisete sie in Mannskleidern, und gab sich für ihren Bruder Federigo aus. Sie giebt vor, er sey in dem Duelle nicht auf dem Platze geblieben, sondern nur hart verwundet worden. Zu Venedig will sie mit ihres Bruders Correspondenten, insbesondere mit Pantalon, die Rechnungen in Ordnung bringen, um, ohne erkannt zu werden, das Geld zu ziehen, damit sie hernach ungehindert ihrem geliebten Florindo nachfolgen könne. Unterdessen, daß sie sich bey Pantalon meldet, muß ihr Bedienter Truffaldino, (mit welchem Namen hier der Verf. wie noch in einigen andern Lustspielen den Arlequin beleget,) auf der Straße warten. Indem kommt Florindo an, und tritt in dem Wirthshause des Brighella ab. Da nun Truf-

faldins Herr um Mittagszeit nicht wieder erscheinet; so läßt er sich bewegen, in des Florindo Dienste zu treten. Kurz darauf kommt auch Beatrice nebst dem Brighella, der sie gleichfalls in sein Wirthshaus führet. Truffaldino entschließet sich also zu versuchen, ob er zweyen Herren zugleich dienen, ein doppeltes Lohn verdienen, und täglich viermal essen könne. Er fängt seine Dienste damit an, daß er für beyde Herren auf die Post gehet; da er aber die Briefe mit einander verwechselt, so bringt er dem Florindo die erste Muthmaßung bey, daß Beatrice in Venedig sey. Er bedienet nachher zugleich seine beyde Herren bey Tische, und da er ihre Kleider ausklopfen soll, so verwechselt er in der Eil dieselben; wodurch denn nach und nach der ganze Handel entdecket wird, und Florindo die Beatrice, Sylvio aber die Clarice heirathet.

Es sind einige lustige Scenen in diesem Stücke. In dem Dictionnaire des Theatres de Paris wird im ersten Theile ein französischer Entwurf in drey Aufzügen unter dem Titel: Arlequin valet de deux Maitres, mitgetheilet. Der Verfasser ist Herr Mandajors, und dieses Stück ist den 31 Julius 1718 auf dem italiänischen Schauplatze zu Paris Italiänisch aufgeführet worden. Es stimmt in den wesentlichen Dingen mit dem gegenwärtigen Lustspiele so genau überein, daß man wohl siehet, daß beyde einerley Ursprung haben. Es ist aber gar nicht wahrscheinlich, daß Goldoni den Herrn Mandajors habe ausschreiben wollen; zumal da desselben Arbeit nicht gedruckt worden. Hingegen ist es am wahrscheinlichsten, daß beyde Stücke aus einem ältern

tern

tern italiänischen Stücke entsprungen sind, welches keiner von den beyden neuern Verfassern anzuzeigen für gut befunden hat. Denn, daß dieses Stück italiänischen Ursprunges sey, läßt sich aus vielen Umständen wahrscheinlich muthmaßen, und es trägt auch so wohl in dem französischen Entwurfe, als in dem Lustspiele unsers Goldoni manche Kennzeichen der alten fehlerhaften italiänischen Bühne an sich. Wer in dem gedachten Dictionnaire des Theatres de Paris den daselbst mitgetheilten Entwurf des Herrn Mandajors nachlesen will, wird dieses alles noch näher finden.

In dem neunten Theile trifft man folgende vier Stücke an:

33) La Pupilla; das Mündel.

Dieses Stück ist in Versi sdruccioli geschrieben. Messer Luca ist in sein Mündel Caterina verliebt. Ein Unterhändler, Namens Quaglia, aber weiß sie durch einige listige Streiche dem Orazio zuzuschanzen, indem er z. B. den Luca beredet, Orazio wolle das Mägdgen Placida heirathen, und denselben dadurch ins Haus bringet. Endlich ergiebt sich, daß das vermeinte Mündel Caterina eine Tochter des Luca ist; daher dieser sich dann enschließet, ihre Heirath mit dem Orazio geschehen zu lassen.

34) L'Uomo di mondo; der Weltmann.

Dieses Lustspiel ward zum erstenmal zu Venedig, auf dem Schauplatze des Hrn. Samuels, im Jahre 1738 aufgeführet. Es war aber nur die Hauptrolle niedergeschrieben, das übrige ward meistens extemporirt. Damals war dieses Lustspiel betitelt:

Il Momolo Cortigiano. Das, was man in Venedig einen Cortigiano (Cortesan) nennet, scheinet, wie aus verschiedenen Lustspielen unsers Goldoni erhellet, eine Art eines venetianischen Petitmaiters zu seyn. Es zeiget einen jungen Menschen an, der die Welt zu genießen sucht, der auf seine Vergnügungen mehr, als auf seine Geschäffte denket, aber doch diese auch nicht ganz vergißt, und sich bey seiner etwas lockern Lebensart doch stets befleißiget, Aufrichtigkeit und Ehrliebe zu zeigen. Eine solche Lebensart heißet Cortesaneria, und kommt jungen lustigen Leuten zu.* Momolo ist ein solcher Cortesan, der sich auf allerley Weise zu ergötzen suchet, bey einer Wäscherinn aus- und eingehet, die er als Tänzerinn auf das Theater zu bringen, und gänzlich zu unterhalten verspricht, sich bey der Beatrice, einer jungen fremden Frau, einzuschmeicheln suchet, u. s. w. Bis er endlich durch das liebreiche Bezeigen der Eleonora, einer Tochter des Doctors, gefesselt wird, und dieselbe heirathet.

35) Il

* Momolo sagt in der zwoten Handlung siebenten Auftritt auf sein Venetianisch: „Fin che son zovene „me la voggio goder. Da qua un per de anni fursi „fursi me mariderò. E co me marido, butto da „banda la cortesanaria, e scomenzo a laorar sul so-„do.„ Und am Ende des Lustspiels: „Son sta Cor-„tesan, ma cortesan onorato, e anca in mezzo alle „debolezze della Zoventù co ghe xe un fondo de „onestà, se sta saldi in cassa, e facilmente se cognos-„se il debole, se mua costume e se xe capaci de „una vertuosa ressoluzion.„

35) Il Prodigo; der Verschwender.

Dieses Stück ward ein Jahr nach dem vorhergehenden zu Venedig auf ebendemselben Theater zum erstenmale aufgeführet, und ward gleichfalls damals meistens extemporiret. Der Verfasser nennete es im Anfange Il Momolo sulla Brenta, weil der Schauplatz in einem prächtigen Landhause an dem Ufer des Flusses Brenta ist. Auf diesem seinem Landgute ergiebt sich Momolo gänzlich den Ergötzungen, und denket weder an seine Geschäffte in Venedig, noch an einen wichtigen Proceß, den er daselbst hat. Durch diese unordentliche Lebensart, und die Betrügereyen seines Haushofmeisters Trappola, ist sein Vermögen ziemlich auf die Neige gekommen, und seine ganze Hoffnung beruhet bloß auf dem gedachten Processe. Doch daran kehrt sich Momolo sehr wenig, sondern fähret fort sich zu ergötzen, und giebt der Clarice, einer Wittwe, in die er sich verliebet hat, auf seinem Landgute ein Festin. Da aber diese seine Verschwendungen nicht billiget; so thut die Liebe zu ihr das Wunder, daß er seine ganze Neigung verändert, und da er seinen Proceß gewonnen hat, sein ganzes Vermögen zu mehrerer Sicherheit seiner Liebsten in die Hände giebet, daß sie damit wirthschafften solle.

36) La Banca rotta o sia Mercante fallito; der Bankerot, oder der fallit werdende Kaufmann.

Dieses Lustspiel ward ein Jahr nach dem vorhergehenden zu Venedig zuerst aufgeführet. Es war ebenfalls damals nicht ganz niedergeschrieben, und

ward meistens extemporiret. Dazumal hieß es Il Momolo due volte fallito. Nachher hat der Verfasser viel darinn geändert, und unter andern die Person des Momolo in die Person des Pantalon verwandelt. Dieser ist ein Kaufmann, der sich äußerst unordentlich aufführet; so, daß er Bankerot spielen muß. Nachdem der Doctor durch einige juristische Kunstgriffe einen Theil des Vermögens gerettet hat, und die Handlung nunmehr auf den Namen Leanders, des Sohns des Pantalon, fortgeführet werden soll, fängt Pantalon seine alte Streiche wieder an; so, daß es beynahe zu einem zweyten Bankerote hätte kommen können, wofern nicht der Doctor die besten Anordnungen dawider gemacht hätte. Pantalon gehet darauf in sich; und Leander, dessen mütterliches Vermögen durch die Anordnung des Doctors sicher gestellet worden, heirathet die Vittoria, die Tochter des Doctors.

C.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

VI.

Anleitung zur Singcomposition, von Friedrich Wilhelm Marpurg. Berlin, verlegts Gottlieb August Lange, 1758. in Quart, 1 Alph. 3 Bogen.

Die reine Harmonie, und der gedoppelte Contrapunct, mit allen ihm anverwandten Kunststücken, sind, wo nicht das einzige, doch das vornehmste gewesen, welches die meisten unserer Lehrer in ihren ältern Compositionen uns zu lehren bemühet gewesen

wesen sind. Die Anwendung dieser allgemeinen Gesetze der Harmonie auf besondere Aeste der Tonsetzkunst aber ist größtentheils nur der mündlichen Unterweisung berühmter Meister, oder wohl gar, und zwar am öftersten nur dem eigenen Fleiße, Nachdenken und Geschmacke derer, die sich mit Verfertigung musikalischer Stücke beschäfftigen wollten, anheim gestellet geblieben. Ist es wohl zu verwundern, daß bey den Meisterstücken einiger großen Genies, die sich gleichsam aus sich selbst ausgewickelt haben, die Welt mit einer ungeheuren Menge von Mißgeburten seichter und stumpfer Köpfe, denen es an Kräften zum Ausfluge fehlte, überschwemmet worden ist? Daher kommen so viele unschmackhafte und ungereimte Instrumental- und so viele unsangbare und widersinnische Singstücke, welche unsere Ohren und unsern Verstand von Zeit zu Zeit noch quälen.

Es ist wahr, seit einigen Jahren haben wir, absonderlich von einem unserer größten Tonmeister, vortreffliche Anweisungen zu vernünftiger und schmackhafter Einrichtung der meisten Instrumentalstücke im Drucke erhalten. Wie man aber Worte mit Noten versehen, das ist, Singstücke verfertigen soll, bey welchen weder das Ohr noch der Verstand zu kurz kömmt: dazu haben wir weiter nichts im Drucke, als einzelne hier und da, in verschiedenen Büchern zerstreuete Anmerkungen; keinesweges aber was zusammenhangendes und vollständiges.

Man ist also dem Herrn Marpurg in der That besondern Dank schuldig, daß er dieses Feld zu bearbeiten unternommen, und in dem hier angezeigten

Werke einen glücklichen Anfang darzu gemacht hat. In der Einleitung wird, außer der Anzeigung gewisser, einem Singcomponisten unentbehrlicher Eigenschaften, die musikalische Bearbeitung eines Textes in zwo Hauptarten eingetheilet:

I. In Absicht auf den prosodischen Ausdruck des Textes, er mag in Prose oder Versen seyn. Dieser Theil der Singcomposition ist mechanisch, und beschäfftiget sich mit allem, was zur äußerlichen Bearbeitung eines Textes gehöret, als mit der Länge und Kürze der Sylben, mit den aus einer gewissen Anzahl von Sylben entstehenden Tonfüßen, und mit dem Ausdrucke derselben in Noten, u. s. w.

II. In Absicht auf den rhetorischen Ausdruck des Textes. Dieser Theil der Singcomposition beschäfftiget sich mit allem, was zur innerlichen Bearbeitung eines Textes gehöret, als mit der Wiederholung, Zergliederung und Dehnung der Worte, mit dem Ausdrucke der Figuren des Textes, u. s. w.

Diesen beyden Theilen wird noch ein dritter von den verschiedenen Arten und Gattungen der Singstücke hinzugefüget.

Endlich wird noch in der Einleitung der höchstwichtige Punct, daß man, um Singmusik zu machen, selbst müsse singen können, mit Recht eingeschärfet. Man kann es einem Singstücke gleich ansehen, ob der Verfasser das Singen verstanden habe, oder ob er nur ein bloßer, obgleich noch so vortrefflicher Instrumentist gewesen sey. Ist diese Kenntniß des Singens nicht beynahe noch das einzige, was die meisten itzigen italiänischen National-

Componi-

Componisten, bey aller ihrer unrichtigen und seichten Harmonie, bey allen ihren übrigen Ausschweifungen noch Gutes zeigen, und wodurch sie sich bey den Sängern noch im Credit erhalten? Wir fügen, mit Erlaubniß des Herrn Verfassers, seinen vielen gründlichen Anmerkungen über diesen Punct, noch die einzige hinzu: Daß ein Singcomponist nicht allein viele Singstücke guter Meister mit Verstande durchgesehen, und durchgesungen; sondern auch bey ihrer vollständigen Aufführung in Zimmern und auf Schaubühnen durchgehöret haben müsse. Die Erfahrung aller großen Meister wird diesen Satz hinlänglich rechtfertigen. Wir berufen uns dreust auf dieselbe.

Das erste Hauptstück der musikalischen Bearbeitung eines Textes ist der Inhalt des hier angezeigten Bandes der marpurgischen Singcomposition, in VIII. Capiteln.

Das I. Capitel handelt vom Tonmaaße der Sylben, und den Klangfüßen überhaupt.

Das II. Capitel handelt vom Tonmaaße in der deutschen Sprache besonders, in II. Abschnitten: 1) von einsylbichten Wörtern, 2) von zwey- und mehrsylbichten Wörtern. Alle Regeln und Ausnahmen werden mit häufigen Beyspielen erläutert, und die etwan vorfallenden Zweifel auf das gründlichste gehoben.

Das III. Capitel beschreibet die Klangfüße der deutschen Sprache besonders, und das IV. die verschiedenen Versarten der deutschen Sprache.

Im V. Capitel wird die Beschaffenheit musikalischer Verse, nach ihrer äußerlichen Einrich-

tung, sehr vollständig und gründlich untersuchet. Wir finden hier die Beschreibung des Recitativs, welches auch in der Poesie die meisten Freyheiten hat, und in welchem sich der Dichter, wegen des Zwanges, den ihm die Arien anthun, vollkommen schadlos halten kann. Hierauf wird erkläret, was Rythmus und Metrum ist; und dann der zur Musik geschickte Rythmus, in funfzehn Regeln und einigen Anmerkungen, ausführlich festgesetzet. Wir führen einige dieser Regeln zur Probe an. Die I. Kein Rythmus soll mehr, als 4 Füße enthalten. Die II. In allen längern Versarten muß die Cäsur dergestalt beschaffen seyn, daß der Verstand weder logisch noch grammatisch darunter leide. Die IV. Der gerade Rythmus ist wegen seines faßlichern Verhältnisses dem ungeraden, und der ungerade dem vermischten Rythmo vorzuziehen. Die XV. von der Länge, und der periodischen Beschaffenheit einer Arie. Nach diesem giebt der Herr Verfasser eine Beschreibung der Arien, und ihrer verschiedenen Formen, etwas von Liedern und Oden, die Beschreibung der Chöre, und der einfachen und doppelten Fugensätze, der Duetten, Terzetten, Quartetten, Quintetten und Sestetten, der Singstücke mit mehrern Chören, der Chöre, die mit Arien, Duetten, oder Recitativen, oder Choralen durchflochten sind, der Motetten und Madrigale. Alles ist mit vielen italiänischen, deutschen und französischen Exempeln erläutert, und die Fehler, welche wider die Bequemlichkeit der Musik begangen werden, gezeiget worden. Wir bedauren, daß es

dem

dem Hrn. Verfasser nicht möglich gewesen ist, lauter solche Beyspiele zu finden, deren innerliche poetische Güte mit ihrer äußerlichen Verfassung übereinstimmete. Doch wer nur etwas mit unsern deutschen musikalischen Gedichten bekannt ist, der wird sehen, daß es Herr Marpurgs Schuld im geringsten nicht sey. Zudem war es ihm nur hier um die äußerliche Einrichtung zu thun. Der Herr Verfasser wirft hierauf noch zwo Fragen auf: 1) Ob die zusammengesetzten, und 2) ob die langen Versarten zur Musik bequem sind? und beantwortet dieselben unter gewissen Einschränkungen, wie billig, bejahend. Endlich beschließt er dieses Hauptstück mit einem Verzeichnisse von mehr, als zwey tausend zum Singen bequemen Endungen deutscher Wörter, und behauptet, daß die ungeschickten Endungen sich dagegen etwa nur auf sieben hundert belaufen. Hierdurch wird das Vourtheil derer, welchen in der Musik durchaus nichts gefallen will, als was nach Italien schmecket, das Vorurtheil, sage ich, als ob die deutsche Sprache an guten musikalischen Endungen ungleich ärmer sey, als einige ausländische Sprachen, hinlänglich widerleget. Es kann seyn, daß die meisten unserer Dichter sich den Zwang, den sie sich der Musik zu Gefallen anthun müßten, da er noch in keiner kritischen Dichtkunst beschrieben worden, viel größer vorgestellet haben, als er in der That ist. Wir hoffen aber nunmehr, daß sie nach Durchlesung dieses Capitels ihre Meinung ändern, und die freundschaftlichen Bande, welche die Musik der Poesie anlegen muß, ganz sanft und leicht finden werden. Da dieses Capitel hauptsächlich den Dich-

tern,

tern, welche sich mit musikalischen Stücken beschäfftigen wollen, zum Dienste geschrieben ist; so wendet sich

Das VI. Capitel wieder zu dem angehenden Componisten, und handelt von Auflösung der Prose in poetische Klangfüße. Diese Lehre ist denen nöthig, welche prosaische Chöre zu componiren haben.

Das VII. Capitel redet von dem Sylbenmaaße und den Klangfüßen der lateinischen Sprache. Da die Prosodie der heutigen lateinischen Aussprache in Prose von der in Versen in vielen Stücken sehr weit unterschieden ist; so suchet der Herr Verfasser die heutige prosaische Aussprache des Lateins überhaupt zu vertheidigen. Er untersucht die streitigen Klangfüße der lateinischen Sprache, welche außer dem Jambo, die sechs gleichen prosodischen Füße, der Pyrrichius, Tribrachys u. s. w. sind, und zeiget durch Gründe und Exempel, daß in der Musik zwo oder mehrere Sylben, von einerley äußerlichen Tonmaaße, dem innerlichen Verhalte nach, unmöglich gleich seyn können; daß also der Pyrrichius dem Trochäus, der Tribrachys dem Amphimacer in der Musik nothwendig gleich komme. Er beantwortet hierauf die Frage: Ob ein Componist in einem poetischen Texte eben so, wie in Prose, der prosaischen Aussprache folgen, oder das Tonmaaß der Prosodie annehmen solle? mit dem Unterschiede, daß, wenn jemand eine lateinische Ode so componiren wollte, daß nach der Melodie der ersten Strophe alle übrige sollten gesungen werden, man unstreitig den Regeln der Prosodie folgen müsse. Wenn man aber eine Ode

so

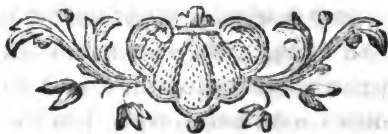
so componiren wollte, daß jede Strophe ihre eigene ausgeführte Melodie bekäme; (welches auch, wenn die Musik sich nur einiger maßen in ihrer Stärke zeigen soll, nicht anders thunlich ist,) so entscheidet er, aus musikalischen Gründen, daß man nothwendig der prosaischen Aussprache folgen müsse; und daß die Scansion des lateinischen Dichters nur so lange von dem Componisten beobachtet werden könne, als solche nicht wider das rednerische Sylbenmaaß streite. Er zeigt durch angeführte Beyspiele, daß es möglich sey, wenn man der Musik, und zwar unserer heutigen Musik, zu Gefallen seyn wolle, in lateinischen Versen, so wie in deutschen, das prosodische und rhetorische Tonmaaß zu vereinigen. Er giebt hierauf Anleitung, die verschiedenen poetischen Klangfüße bey der gedachten Gelegenheit in gewisse Hauptfüße aufzulösen, und ihnen dadurch das prosaische oder rhetorische Zeitmaaß zu geben.

Daß kein einziger Componist hierwider etwas einzuwenden haben werde, sind wir überzeuget. Ob aber alle Dichter, welche die Versarten der Alten vorziehen, damit zufrieden seyn möchten, wenn sie sehen, daß ihr poetischer Wohlklang, die Kräfte ihres Rythmus, welche sie nicht ohne Mühe zusammen gefüget und vereiniget haben, durch die Musik, und zwar eben bey den feyerlichsten Gelegenheiten, wenn die Musik am meisten glänzen will, so zertrennet, zerstreuet, und kraftlos gemacht werden soll: daran zweifeln wir billig. Es kömmt den Dichtern zu, ihre Gegengründe vorzutragen. Und hierinn wollen wir ihnen nicht vorgreifen; sondern nur, zum Vortheile beyder schönen Wissenschaften, einen güt-

lichen

lichen und freundschaftlichen Vergleich je eher je lieber anwünschen. Inzwischen können die Liebhaber an Zwey, von dem Hrn. Verfasser, S. 153, aus einem alten Componisten, vom Jahre 1565 in Noten angeführten Exempeln hören, wie ein nach der Scansion in Musik gebrachter lateinischer Text klingen kann und muß. Das eine dieser Beyspiele ist in phaläcischen, das andere in sapphischen Versen.

Das VIII. Capitel handelt von dem, was man in der Composition eines italiänischen Singtextes, in Ansehung der Sprache, zu beobachten hat. Da die Italiäner ihre Verse nicht scandiren, sondern meistentheils nur die Sylben zählen; deren Quantität aber in der Musik strenger beobachtet werden muß: so lehret der Herr Verfasser diese Quantität sehr weitläuftig, und vielleicht gründlicher, als es je ein Italiäner gethan haben mag. Er zeigt, durch viele Exempel bewährter Tonsetzer, in Noten, wie die Elision, vermöge welcher die italiänischen Dichter zween Vocale zusammen ziehen, und aus zween eine Sylbe machen, in der Musik, in Arien so wohl, als Recitativen, abgehandelt werden. Endlich löset er einige italiänische Recitativverse in unsere poetische Klangfüße auf. Wir sehen der Fortsetzung dieses, der Singmusik sehr nützlichen Werks, mit Vergnügen entgegen.





VII.

Lady Johanna Gray, ein Trauerspiel, von C. M. Wieland. Frustra leges et inania jura tuenti scire mori sors optima! — — Zürch, bey Heidegger und Compagnie, 1758. 108 Seiten, in groß Octav.

Dieses Trauerspiel ist, bevor es im Drucke erschienen, von der ackermannischen Gesellschaft zu Zürch aufgeführt worden, und es gereichet dem dasigen Publico eben so wohl, als dem Dichter zur Ehre, daß es mit Beyfall aufgenommen worden. Die deutschen Dichter haben selten das Glück, ein Parterre zu finden, das Einsicht und Geschmack genug hat, die wahren erhabenen Gesinnungen in ihrer völligen Größe zu fühlen, und mit ihrem Beyfalle zu krönen. Indessen kann der Beyfall des Publici nicht alles entscheiden. Bey der ersten Aufführung kann der Kenner selbst nichts, als einzelne Schönheiten und Situationen, beurtheilen; und wenn diese sich gut ausnehmen, so ist er zufrieden. Nach vielfältig wiederholten Vorstellungen erst ist er im Stande, das Ganze zu fassen, und von der Anlage und Symmetrie der Theile zu urtheilen. So lange unsere Empfindungen beschäfftiget sind, können wir nichts, als das Gegenwärtige, beurtheilen: wenn aber der Ueberlegung Platz gemacht wird; so fangen wir an, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen gegen einander zu halten, und einen jeden Theil in seiner Beziehung auf das Ganze zu betrachten.

Es

Es giebt Stücke, die, im Ganzen betrachtet, tadelhaft sind, und sich gleichsam der Kritik zum Trotze durch unzähliche Vorstellungen im Beyfall erhalten. Wenn dieses geschieht; so müssen die Situationen so außerordentlich rührend seyn, daß sie die untern Seelenkräfte allezeit beschäfftigen, und uns niemals Zeit lassen, an das Ganze zu gedenken. Der Kunstrichter hat sich in diesem Falle für dem sehr schädlichen Vorurtheile zu hüten, als wenn die Regeln des Ganzen allezeit das vornehmste wären. Hat der Dichter Genie genug, die Fehler der Anlage durch die Gewalt der Leidenschaften, die er erregt, unserer Bemerkung zu entziehen; so macht sich der Kunstrichter lächerlich, wenn er seine Empfindungen verläugnet, und nach Regeln urtheilet, über die sich der Dichter weit hinweg gesetzt hat. Es ist hier der Ort nicht, diese Materie auszuführen. Unsers Wissens haben die Kunstrichter noch sehr wenig daran gedacht, die Grenzen der Regeln und des Genies aus einander zu setzen.

Das gegenwärtige Trauerspiel, Johanna Gray, hat viele von den glänzenden Schönheiten, die bey der ersten Vorstellung einnehmen können. Die Schreibart ist für die Declamation überaus bequem. Das Metrum ist frey und abwechselnd, die Perioden harmonisch und deutlich, und der Vortrag edel, blühend, doch nicht zu sehr geschmückt. Die Gesinnungen und Charaktere darinn sind erhaben und heroisch. Diese pflegen selten sehr heftige Leidenschaften zu erregen. Die Leidenschaft, die ihnen eigenthümlich zukömmt, ist die Bewunderung, und diese kann die Seele mehr erheben und in angenehme Entzückung fortreißen, als in

in Schrecken und Betrübniß stürzen. Wir erinnern dieses, um die Fehler des Plans desto freyer bemerken zu können, und dem Einwurfe zuvor zu kommen, als hätte der Dichter durch die Heftigkeit der Leidenschaften die Fehler in der Anordnung hinlänglich bedeckt. Die Ausflucht des Hrn. Wielands in der Vorrede, er habe sich die Simplicität des Euripides zum Muster vorgestellt, dadurch er vermuthlich einigen Einwürfen hat zuvor kommen wollen, bedarf keiner Widerlegung. Man muß seltsame Begriffe von der Simplicität des Euripides haben, wenn man sich getrauet, den Plan der Johanna Gray für euripidisch einfach zu halten. Eine kurze Erzählung des wielandischen Plans wird unsere Leser in den Stand setzen, von der Anlage desselben zu urtheilen.

In dem ersten Auftritte bringt Lady Johanna Gray ihrer vertrauten Sidney die betrübte Bothschaft von dem Tode des Königs Edwards. Lady Johanna ist untröstlich über den frühzeitigen Hintritt dieses tugendhaften Königs, und sie zittern beyde für das Schicksal, das England drohet, wenn Maria, die der römischen Religion zugethan ist, den Thron besteigen sollte. Lord Guilford, Gemahl der Johanna, erscheinet im zweyten Auftritte, und erzählet seiner Gemahlinn, der Senat sey itzt versammelt, um die Angelegenheit der Thronfolge zu bestimmen: denn wie man sagt, so hat Edward ein Testament verlassen, dadurch Maria des Throns entsetzt ist. Ein Officier kömmt, und ruft Lord Guilford in den Senat. Lady Johanna überläßt sich ihrer vorigen Betrübniß.

Im ersten Auftritte des zweyten Aufzuges entdeckt Northumberland, Vater des Lord Guilford, in einer Monologe, er habe das Testament untergeschoben, um die Gemahlinn seines Sohnes, Lady Johanna Gray, auf den Thron zu setzen. Lady Johanna erscheinet, und Northumberland sagt ihr, sie sey durch des Königs letzten Willen, und durch die Einwilligung des Senats zur Königinn von England erklärt. Johanna, die von allen ehrsüchtigen Gedanken weit entfernt ist, glaubet Anfangs, es sey nicht sein Ernst; doch, als er sie dessen versichert, fängt sie an, ihm die stärksten Einwürfe entgegen zu setzen. Vergebens bemühet er sich, sie zu ehrgeizigen Absichten zu bereden, ihre gerechte Besorgnisse Kleinmuth und ihre Zweifel weibliche Gedanken zu schelten; sie beharret darauf, es sey ungerecht, Marien den Thron zu rauben, auf den sie das nächste Recht hat. Northumberland sieht Lady Suffolk, die Mutter der Johanna, sich nähern, und geht ab, in Hoffnung, die Vorstellungen der Mutter würden mehr Gewalt über Johanna haben, als die seinigen. Im dritten Auftritte wendet Lady Suffolk alle ihre mütterliche Gewalt über Johanna an, sie zur Annehmung der königlichen Würde zu bereden. Dieser Auftritt ist rührend. Nichts vermag uns so leicht zu bewegen, als der Streit verschiedener Gesinnungen, der mit Zärtlichkeit geführt wird. Endlich fängt die kindliche Ehrfurcht an, ihre Gewalt zu zeigen. Johanna scheinet nachzugeben; aber sie fragt noch:

— — — Wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — — — Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

Lady Suffolk.

Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchinn
Der ganzen Welt zu seyn, u. s. w.

Durch diese mütterliche Zärtlichkeit wird Johanna ungemein gerührt. Lady Suffolk merkt, daß sie bewegt sey, und entfernt sich, um ihr Zeit zur Ueberlegung zu lassen, oder vielmehr dem Dichter zu einer Monologe Platz zu machen.

In dieser Monologe entschließt sich Johanna abermals, der Stimme ihres Gewissens zu folgen, das ihr verbietet, ein Unrecht zu thun, und sich nicht durch falsche Schlüsse blenden zu lassen. Doch Suffolk und Guilford erneuern den Kampf. Sie bitten sie, das Vaterland nicht vergebens nach einer tugendhaften Beherrscherinn seufzen zu lassen; ihr Gemahl wirft sich zuletzt zu ihren Füßen, und fleht:

Sieh in mir, Johanna,
Dein Vaterland zu deinen Füßen liegen.
Du kennst das Elend, das auf alle wartet,
Auf alle, die die Fesseln Roms zerbrachen,
Auf alle Redlichen. — Ach! Kerker, Bande,
Und Schwerdt und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern

Des Evangeliumis! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächern Geschlechts
Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben! — Ach!
Erbarme dich des namenlosen Elends,
Das die ergrimmte Wut, der dürre Blutdurst
Des Aberglaubens deinem Volke dräut!
Erbarme dich — — —

Suffolk unterstützet die Bitte des Guilfords. Johanna kann ihren Gemahl nicht länger vor ihr knien sehen. Sie ergiebt sich, und sagt:

Nehmet mich, mein Vater!
Nimm, Guilford, mich, macht aus Johanna Gray,
Was euch gefällt — — —

Northumberland erscheinet, und meldet der neuen Königinn, der Senat erwarte sie, um den Eid der Treue vor ihr abzulegen; Johanna erwiedert:

Ich folge dir! — — Geheimnißvolles Schicksal!
Wie spielst du mit den Menschen! — diese schnelle
Verwandlung — — doch ich schweige! Höre du,
Der du die Unschuld dieses Herzens kennest,
Die heißen Seufzer meiner bangen Seele!
Häuft dieser schwarze Tag das Maaß des Unrechts
Auf Englands Haupt, ist dein gerechter Zorn
Noch nicht versöhnt, und warten neue Plagen,
Sich über dieses unglückselge Land
Zu stürzen — — Gott! So höre mein Gebet!
Verschone seiner! laß auf mich allein
Die Strafe fallen! Mich allein
Für mein geliebtes Volk zum Opfer werden!

Der

Der dritte Aufzug.

Johanna unterredet sich mit ihrer Vertrauten. Sie hat den Bitten der Ihrigen nachgegeben; aber ihr Gemüth ist nichts weniger, als ruhig. Ihr Herz ist beklemmt, und ihr ahndet das Unglück, das über sie verhängt ist — Guilford meldet ihr, Northumberland sey itzt in einer Schlacht mit den Anhängern Mariens begriffen, und werde bald im Triumph einziehen, und ihre Feinde ihr zu Füßen legen. Johanna entsetzt sich über das Wort Feinde. Meine Feinde? ruft sie aus,

Ach! das ist euer Werk! Ich Unglückselige!
Ich hatte keinen Feind! Mein sanftes Herz
Hat nie des Hasses Regungen empfunden.

Vergebens bemühet sich Guilford, ihr Muth einzusprechen. Sie stellt ihm die schlüpferige Höhe vor, auf welche sie ohne ihre Einwilligung gestiegen, und das Ungewitter, welches sich durch diesen Fehltritt über England häuft. Wie gern wollte sie ihre itzige Größe mit ihrer vorigen Lebensart vertauschen, und ruhig und unbemerkt sich durch die Welt schleichen. Ihr Gemahl will sie trösten; allein ihr Vater Suffolk erscheinet, und bringt die traurige Bothschaft, Northumberland, die Stütze ihrer Sache, sey verrathen, und mit ihm alles verlohren:

Das Heer, an dessen Stirne
Wir ihn gesehen, war ein Schwarm Verräther.
Schon auf dem Wege schmolzen sie zusehends
Von seiner Seite weg. Mit einem kleinen Haufen
Stößt er auf Sussex. Plötzlich fliehen auch
Die wenigen, die ihm geblieben waren,
Mariens Anhang zu. Die Luft erschallt vom Namen

Der neuen Königinn, und jauchzend rufen alle:
Maria leb, es sterb Northumberland!

So sicher und voller Vertrauen Guilford vorher war, so Verzweiflungsvoll ist er itzt. Er faßt den letzten Muth, und eilet, was er kann, noch zu ihrem Besten zu thun. Suffolk ist voller Bestürzung; nur Johanna scheinet itzt am ruhigsten. Sie ergiebt sich gelassen den Fügungen der Vorsicht, und erwartet mit einer bewundernswürdigen Heiterkeit des Gemüths, was diese über sie und England beschlossen. Lord Suffolk erzählt, Northumberland sey gefangen, Sussex habe sich der Stadt bemeistert, und Maria schon den alten Wüterich, Gardiner, vorausgeschickt, der in ihrem Namen der Stadt Befehle verkündiget, die nur Jammer prophezeihen. Guilford kömmt mit der wildesten Verzweifllung zurück, und ruft aus:

Verwünscht sey diese Welt,
Und das Gezücht von Schlangen und Harpyen,
Das sie bewohnt! — Wie? — Sind dieß Menschen? — Nein!
Des Abgrunds Rachen hat euch ausgespien,
Verräther! Euer Hauch vergiftet
Die wilde Luft! Der Erde Schmuck verdorrt,
Wohin ihr die verfluchten Tritte setzet!
Wie tobt mein feurig Blut!

Er hat erfahren, daß alle Freunde, auf die sie gebauet, die der Johanna vor wenig Stunden den Eid der Treue schwuren, Marien zugefallen sind. Lady Johanna bleibet immer noch unerschüttert. Murre nicht, mein Herz, sagt sie, die Leiden, die der Himmel

Himmel uns zuschickt, sind süßer, als selbst gewählte Freuden. Guilford fährt fort zu toben:

Ein Augenblick
Hat rings um mich die Welt in eine Hölle
Verwandelt! die ich Menschen glaubte,
Sind Furien und Schreckgespenster worden!
O! dieses blaue himmlische Gewölbe,
Der Thron des Tags, ist nur ein schwarzer Kerker
In meinen Augen! diese Frühlingsluft,
Der Blumen reinster Athem, haucht nur Gift!
Mich dünkt, ich steh allein auf den Ruinen
Der eingesunknen Welt, von todten Schatten
Und Schrecknissen umringt — —

Diese Stelle hat viel ähnliches mit den Verwünschungen des Hamlets beym Shakespear, welcher in seiner Melancholie sich gegen diejenigen, die ihn aushören wollen, erklärt: — This goodly france, the earth, seems to me a steril promontory; this most excellent canopy the air, look you, this brave o'erhanging firmament, this majestical roof fretted with golden fire, why, it appears no other thing to me, than a foul and pestilential congregation of vapours. —

Gardiner erscheinet mit triumphirendem Stolze, und befiehlt der ihm folgenden Wache, Guilford und Johanna zu fesseln, und in dem Tower fest zu setzen; er begleitet diesen Befehl mit dem beleidigenden Hochmuth, den die Priester anzunehmen wissen, wenn sie Macht in Händen haben. Johanna geht, ohne ein Wort zu reden, ab; aber Guilford declamirt noch, zum Beschlusse des dritten Aufzugs:

Zertheilt euch, Wolken, daß ich seh, wie selbst
Die Engel über diesen Anblick weinen!

Der vierte Aufzug.

Der Schauplatz ist ein Zimmer im Tower, in welchem sich Johanna mit ihrem Guilford unterredet. Sie stärkt ihn durch ihr Beyspiel, sich dem Rathschlusse der Vorsehung zu unterwerfen, und den Tod standhaft zu erwarten. In diesem Auftritte zeigt sich Johanna in ihrer wahren heroischen Grösse. Ihre Tugend ist männlich, erhaben, und beynahe Catonisch. Sie sagt:

Des Elends bangsten Scenen,
Und allem, was die menschliche Natur
Mit Angst erfüllt, was uns in jeder Ader
Das Blut erstarren macht, und jede Nerve zittern,
Dem Tode selbst, ins grauenvolle Antlitz
Mit unbewegtem Blick zu schauen,
Dieß, Guilford, ist, was wir itzt lernen müssen.

Sie fahren in ihrer melancholischen Unterredung fort, als sie plötzlich den Herzog von Suffolk gewahr werden, der auf Mariens Befehl ist der Haft entlassen worden. Er macht ihnen zu einer gleichen Gnade Hoffnung, und sagt, Gardiner, der Bischoff von Rochester, werde zu ihnen kommen, um Johannen den Willen der Königinn anzukündigen. Gardiner erscheinet, und zeiget seinen Charakter von der häßlichsten Seite. Er besitzt den Verfolgungsgeist eines grausamen Priesters, sammt aller Heucheley und Niederträchtigkeit, die damit verbunden zu seyn pflegt. Er erhebt Anfangs die königliche Huld der Maria, und bietet Johanna ihre Gnade an;

aber

aber er thut alles dieses auf eine so beleidigende Weise, daß ein ehrliebendes Herz allezeit lieber den Tod, als eine so demüthigende Gnade annehmen wird. So bald er aber merkt, daß Johanna über seinen Antrag unwillig wird, und die Begnadigung ausschlägt, die ihr angeboten wird; so verändert er die Sprache, wird sanfter, und fängt an Johannen zu schmeicheln. Er erhebt ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre rühmlichen Verdienste, und schreibet ihr Vergehen einer jugendlichen Unerfahrenheit zu. Er sagt:

Lady! dein Vergehen
Verdient Verzeihung! diese edle Unschuld,
Die dein Gesicht umlächelt, spricht für dich!
Maria will sich nur durch Großmuth rächen.
— — — — — —
Die Fürstinn will nicht, daß du für dein Leben
Ihr danken sollst! großmüthig stellt sie es
In deine eigne Macht.

Johanna fordert eine nähere Erklärung, und Gardiner giebt ihr die Bedingung zu verstehen, unter welcher ihr das Leben in ihre eigne Macht gegeben wird. Sein heiliger Eifer entbrennt wider die Ketzerey des letzten Königs Edwards — Dieser Edward, heißt es,

Hat einem Raubthier gleich die Kirche Gottes
Durchwühlt, beraubt, zerstört. Die stillen Wohnungen
Der Gottgeweihten, die der Welt entsagen,
Sind eingestürzt, die Priester ausgetrieben.
— — — — — —
O Schand! o Greul! Ketzerische Füße
Entweihen ungescheut die Heiligkeit des Altars!

 Er

Er fährt in diesem enthusiastischen Tone fort, bis er auf Maria kömmt:

Die Gottesfurcht
Bestieg mit ihr den Thron. Ein heilger Eifer flammt
In ihrer frommen Brust, von allen Greueln
Dieß Land zu säubern, und die Last des Fluchs
Von ihrem Volke abzuwälzen.
Sind sanft're Heilungsmittel ohne Frucht,
So mag Britannien durchs Feuer gereinigt werden!
Die Häresie, die schon ihr Schlangenhaupt dem Himmel
Entgegen thürmt, muß ausgerottet seyn!
Maria bebt, auf einem Thron zu sitzen,
Den noch der Bannstral schwärzt — —

Sie fordert also von Johanna einen Rückfall zur römischen Kirche, und hofft, ihr Beyspiel würde Myriaden Verirrte nach sich ziehen, und mit ihr zugleich erretten. Die Kirche, setzt er hinzu,

Die Kirche — Schau, sie streckt voll Zärtlichkeit
Die Arme nach dir aus, sie öffnet lockend
Dir ihren mütterlichen Busen! Schau, ich selbst
Ernied're mich, Verweis' und Drohungen
In Bitten zu verwandeln! — Mitleid
Und angewohnte Regungen erweichen
Mein Herz für dich! — Bedenke dich! Prinzeßinn!
Dein Heil, dein Leben schwebt auf deinen Lippen!

Johannens Antwort ist ihrer würdig. Sie zeigt ihm die Häßlichkeit seines unwürdigen Antrags, und die Verachtung, mit welcher sie ein schändliches Leben ansiehet, das sie so theuer erkaufen soll:

Was soll mir nun das Leben? Soll ich mich
Durch Uebelthaten zu dem bangen Anblick

Der

Der schreckenvollen Scenen aufbehalten,
Die eure heilge Wut mir weissagt?
O! Nein! Gesegnet sey der Tod! der Führer
In eine beßre Welt! Gesegnet sey
Der Mund, der ihn mir angekündigt hat!

Gardiner geht mit der Drohung ab, sie würde durch ihre Verweigerung nicht nur ihr allein, sondern ihrem Vater und Bräutigam zugleich das Todesurtheil sprechen. — Suffolk und Guilford suchen Johanna zu bereden, ihr Leben anzunehmen; aber sie bleibet unbewegt. Endlich kömmt ihre Mutter dazu. Ihre zärtliche Klagen rühren die empfindliche Brust der Johanna so sehr, daß sie in Ohnmacht sinkt. Dieser Auftritt ist der rührendste in dem ganzen Trauerspiele. In der That ist dieses beynahe die einzige interessante Begebenheit in dem ganzen Stücke, die den Namen einer wahren tragischen Handlung verdienet. — Johanna ermuntert sich kaum wieder, als Gardiner zurück kömmt, und sagt, Northumberland sey nicht mehr. Er habe vor seinem Ende noch bekannt, daß er so wohl Edward als Johanna verrathen, indem er aus Herrschsucht dem sterbenden Edward das Testament abgezwungen. Er habe seine eigne Ränke endlich verflucht, mit Verwünschung öffentlich seinem Glauben entsagt, und sich mit der römischen Kirche wieder versöhnt. — Guilford ist vor Betrübniß außer sich, und Johanna, der Gardiner abermals die Wahl in Händen giebt, bittet nur für Guilford und ihren Vater. Sich selbst bietet sie willig zum Opfer dar:

O Mylord! auch ihr hattet einen Vater!
Erbarmt euch meiner! laßt mich nicht die Schuld
An seinem Tod' mit in die Grube nehmen.

Gardiner.

Hartnäckiges, selbst unerbittliches Weib!
Du flehst umsonst! — Sie sterben unvermeidlich,
Wofern du nicht — —

Johanna.

O! so vergebet mir,
Mein Vater, mein Gemahl! vergieb mir, theure Mutter,
Ihr wißt, mit welcher heißen Zärtlichkeit
Euch meine Seele liebt — doch unbegrenzte Liebe
Ist sie nur Gott, nur ihrem Schöpfer schuldig!
Laßt uns wie Christen sterben!

Gardiner läßt sie alle von der Wache abführen, und heißt sie, sich zum nahen Tode bereiten.

In dem letzten Aufzuge kömmt eigentlich nichts veränderliches vor, und wir begreifen nicht, wozu der Dichter zwischen dem vierten und fünften Aufzuge noch eine Nacht vorbey gehen läßt. Eine so ruhige Zwischenzeit, auf welcher nichts erfolgt, als daß alles vollzogen wird, was den vorigen Tag ist beschlossen worden, muß nothwendig den letzten Funken von Action auslöschen, und das Gemüth der Zuschauer zu einer Zeit einschläfern, da es am heftigsten durch neue Vorfälle erschüttert werden sollte. Man muß diese Grundregel beständig vor Augen haben, die Poesie des Styls kann den Mangel der Action nie h nlänglich ersetzen: und wenn die Catastrophe eines Trauerspiels völlig so ist, als wir sie erwartet haben; so kann die stärkste Poesie die Zuschauer

schauer nicht in der gehörigen Aufmerksamkeit erhalten. Der vierte Aufzug hat uns am Ende an dem Tode der Johanna, ihres Vaters und ihres Gemahls nicht mehr zweifeln lassen. Lord Suffolks gedenkt der Dichter in dem letzten Aufzuge mit keiner Sylbe mehr. Johanna selbst scheinet ihren Vater ganz vergessen zu haben, und sie weiß eben so wenig, als die Zuschauer, wo der Dichter diese wichtige Person gelassen hat. — Alles, was in dem fünften Aufzuge vorgehet, ist dieses: In dem Gefängnisse der Johanna unterredet sich diese unglückliche Prinzeßinn mit ihrer Mutter, und mit Guilford. Dieser wird von der Scene zum Tode gerufen. Lady Suffolk gehet ab, weil sie nicht länger da bleiben kann. Guilford wird von einem Officier zum Tode geführt. Sidney kömmt und erzählet ihrer Prinzeßinn, wie standhaft Guilford gestorben sey. Man bringt den Leichnam des Guilfords unter die Augen der Johanna, um sie durch diesen Anblick noch mehr zu martern. Lady Johanna declamirt noch eine Weile, und dann fällt der Vorhang zu, ohne daß wir einmal unterrichtet werden, wie es der Heldinn des Trauerspiels, der Johanna Gray, noch endlich ergangen sey. — Welcher Zuschauer wird nicht lieber den schönen vierten Aufzug wiederholt, als die armselige Entwickelung in dem fünften Aufzuge vorgestellt sehen wollen? — Wie steht es aber um die Simplicität des Euripides, die der Dichter seinem Plane zuschreiben will? Uns dünkt, Herr Wieland habe die historische Simplicität mit der tragischen verwechselt. Eine Begebenheit ist historisch einfach, wenn sie mit keinen Episoden beschwert ist, und von

ihrem

ihrem ersten Ursprunge an, durch eine einfache Folge von Ursachen und Wirkungen, bis zum Ende ausgeführt werden kann. Will aber der Dichter eine solche Begebenheit ohne Episoden für die Schaubühne zurichten; so muß er den historischen Ursprung weglassen, und seine Geschichte da anfangen, wo sich das Hauptinteresse des Stückes hervorzuthun beginnt. Die Einfalt der Tragödie erfordert nicht nur eine einzige Geschichte; sondern auch vornehmlich ein einziges Hauptinteresse. — Dieses vorausgesetzt, muß ein jeder gestehen, daß der Tod **Edwards**, und die Krönung der **Johanna**, womit der Dichter zween ganze Aufzüge anfüllet, nicht eigentlich zur tragischen Simplicität gehören. Sie machen den historischen Ursprung der Begebenheit aus, und schaden noch vielmehr dem Interesse des Stückes. Denn was braucht der Zuschauer zu wissen, daß **Edward** nur heute gestorben, und **Johanna** kaum eine königliche **Ephemeris** gewesen? Der Dichter hätte da anfangen sollen, wo **Johanna** von dem Ausgange der Schlacht ihr Schicksal erwartet. Hier nimmt die große Handlung ihren Anfang. Alles vorhergehende, welches eigentlich nur darinn besteht, daß **Johanna** ungern den Thron bestiegen, hätte in einem einzigen Auftritte erzählt werden können. Der Zuschauer würde an dem Schicksale der **Johanna** weit mehr Antheil nehmen, wenn er nicht wüßte, daß ihre königliche Würde gleichsam ein Traum von einigen Stunden gewesen, und wenn der Dichter in der einfachen Glücksveränderung der **Johanna** Stof genug gefunden hätte, die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch fünf Aufzüge zu erhalten; alsdenn

hätte

hätte er sich rühmen können, dem Euripides nachgeahmt zu haben.

Der unverzeihlichste Fehler des Dichters aber ist, daß er dem Zuschauer am Ende des vierten Aufzugs ganz ohne Noth entdeckt, Northumberland sey ein schändlicher Verräther, der aus Herrschsucht seine eigene Kinder in das Unglück stürzt. Wir intereßirten uns Anfangs für die leidende Tugend der Johanna; aber wir erfahren itzt, daß sie sich über die Ihrigen mehr zu beklagen hat, als über ihre Feinde. Sie ist mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unschuld. So gar der Charakter des Gardiners verliert dadurch von seiner Häßlichkeit, und Maria verdienet nunmehr weit weniger unsern Haß, nachdem wir wissen, daß sie gerechte Sache hat. Da der Dichter, wie er in der Vorrede erinnert, nur die moralische Größe seiner Heldinn in ein helles Licht setzen wollte; so hätte nothwendig der Charakter Northumberlands, welcher in diesem Stücke ohnedem nur eine Nebenrolle spielt, unbestimmt bleiben müssen. Die Verrätherey dieses Lords, diese an sich große Triebfeder der Handlungen, welche in gegenwärtigem Stücke nur schädliche Folgen hat, würde zu einem andern Plane passen, in welchem der Charakter des Northumberlands, und die daraus erstandene Begebenheiten besser ausgeführt würden.

Wir bemerken zum Beschlusse noch dieses. Die Kunstrichter, welche den Dichtern rathen, nichts als vollkommen tugendhafte Personen aufzuführen, mögen aus dem Exempel dieses Trauerspiels lernen, wie schädlich ihr Rath für tragische Dichter sey. Der Charakter

Charakter des schändlichen Gardiners ist der einzige, der die ganze Action belebt. Ohne ihn würden alle Personen des Stückes einerley Gesinnungen, und einerley Absichten haben. Die Lebhaftigkeit des Guilfords unterscheidet ihn zwar etwas von den übrigen tugendhaften Charaktern. Sie erzeuget auch wirklich einiges Interesse, da, wo ihn die Tugend zu verlassen scheinet, und er wider die gesammte Menschheit in eine wilde Raserey ausbricht. Gardiner aber setzt alles in Bewegung. Er bringt so gar die Gelassenheit der Johanna zur Ungeduld, erregt den heftigsten Streit der Gesinnungen, und setzt die moralische Größe der Heldinn durch den Contrast selbst in das stärkste Licht. Wäre die Boßheit Northumberlands mit dem Hauptinteresse des Stückes zu vereinigen gewesen; so hätte die Handlung durch die Vollständigkeit des Contrasts weit mehr Leben, und der Charakter der Johanna einen weit stärkern Glanz bekommen: denn ihre Tugend würde sich mehr in Werken, als in erhabenen Sprüchen gezeigt haben. Die Lebhaftigkeit der Handlung ist die Seele des Trauerspiels, und die gelassenen tugendhaften Charaktere können uns nicht anders gewinnen, als wenn sie durch stark abstechende Farben gleichsam hervorgebracht werden.

Wir hoffen, Herr Wieland werde sich durch unsere freymüthige Beurtheilung nicht abschrecken lassen, ferner an der Aufnahme der Schaubühne zu arbeiten. Er ist Dichter genug, künftig wenigstens ein deutscher Thomson zu werden, wenn er nur bessere Plane erfinden, und die Simplicität der Alten von ihrer wahren Seite kennen lernen wird. S.

VIII.



VIII.

Leben Georg Philipp Rugendas und Johannes Kupetzki. Zürich beym Verfasser, 1758. 48 Seiten in Quart, nebst zwey Kupfertafeln.

Wir haben des gegenwärtigen Werkes, welches einen artigen Beytrag zur Geschichte der Mahlerey giebet, bereits S. 609 dieses vierten Bandes erwähnet: da wir es aber nun selbst erhalten haben; so wollen wir unsern Lesern eine nähere Nachricht davon ertheilen.

Daß Hr. Fueßli der Verfasser, und die Zueignungsschrift an den berühmten Wille gerichtet sey, haben wir schon an dem ebengedachten Orte angezeiget. Einige wohl erfundene und geätzte Vignetten von der Hand des Hrn. Verfassers zieren das Werk nicht weniger, als die Bildnisse des Rugendas und Kupetzki, welche vom Seuter ungemein wohl gestochen worden.

Der Hr. V. hebt mit einigen sinnreichen Gedanken über den Charakter der beyden Künstler an, deren Leben er beschreiben will. »Auf verschiedenen „Wegen, heißt es, errangen beyde den Beyfall „der Kenner; der eine zwar bey seinem Leben, „der andere aber erst nach seinem Tode. Dann was „ihnen die Natur gegeben hatte, zögerte das Glück „durch seinen Einfluß zu begünstigen: Der eine war „sein fliehender Liebling, der andere suchte es, und „es flohe vor ihm.« — — »Wir haben auch Ur-

„sache, zu vermuthen, daß Kupetzki, wie wir nach „seinem Charakter sehen werden, nicht im Stande ge„wesen seyn würde, eine Reihe von Unglücksfällen wie „Rugendas zu ertragen. Wir wissen, daß, iemehr „Unglück das Verdienst bestürmet, desto erhabener „es ist, wann es die Probe aushält. Rugendas „hielt sie aus. Er ward immer nach dem Gleise „des Mangels hingedrückt; fern von dem Beyfalle „eines Königs muste er seine Tage hinleben. Man„gel zeuget, wie man weiß, oft eine niedrige Seele, „und zwinget uns von dem Pfade der kühnen Tugend „und den Hoffnungen des Nachruhms nur zu sehr „gemeinen Empfindungen hinab. War dieses der „Fall bey unserm Künstler? Gewiß nicht. Seine „Stücke beweisen uns die große Seele ihres Verfas„sers. Wann wir durch die Jahre gehen, wo sein „Schicksal am unerbittlichsten war, so sehen wir, „daß sein Geist unerschüttert blieb — u. s. w.„

Georg Philipp Rugendas ward zu Augspurg den 27sten des Wintermonats gebohren. Er ward zuerst dem Kupferstechen gewidmet; wegen einer Fistel aber, die an seiner rechten Hand entstand, muste er sich zur Mahlerey wenden. Im Jahre 1685 ward er dem starken Geschichtmahler Isaak Fisches auf fünf Jahr zum Lehrjünger übergeben. Er erwählte kriegerische Studien und bildete sich nach Bourgnignon, Lemke und Tempesta. Unter dem gewaltigen Eifer seiner Arbeiten verdarb seine rechte Hand; er erwarb sich aber gleiche Geschicklichkeit mit der linken. Nach sechs Jahren reisete er nach Wien, wo sich seine Hand durch Ausschiebung eines angesteckten Knochens selbst half. Hier hielt er sich zwey

Jahre auf und reisete von da nach Venedig, wo er sich vierzehen Monate aufhielt, und endlich nach Rom, wo er im Jahr 1693 ankam, und die Antiken nebst den alten Trümmern mit unglaublichem Fleiße nachzeichnete. Im Jahr 1695 mußte er, weil sein Vater gestorben war, nach Hause reisen; im Jahr 1697 verheyrathete er sich. Durch verschiedene Krankheiten kam er in ziemlich verlegene Umstände; er machte also einen Versuch in Kupfer zu ätzen. Im Jahr 1698 kamen in Jeremias Wolfens Verlage die ersten Blätter hievon heraus. Im Jahr 1700 gab er seine in schwarze Kunst geschabte Reuter heraus, und verfertigte ebenfalls vier größere Schlachten; „Arbeiten, sagt der „Herr Verfasser, die in ihrer Art die vortreflichsten „sind, die der menschliche Geist ie erfand.„ Es schien, als ob ihm das Glück zulächeln wollte; aber bey der Belagerung Augspurgs im Jahr 1703 ward sein Haus zu Aschen verbrannt, und auch seine Kunststücke litten sehr großen Schaden. Doch hatte er den Vortheil, das, was bisher bey ihm bloß idealisch war, nun mit Augen zu sehen. Er hat diese Belagerung in sechs Stücken sehr schön in Kupfer geätzet. Als im Jahr 1710 durch Jeremias Wolfs Bemühen zu Augspurg eine Akademie zu Stande kam, ward Rugendas evangelischer Seits der erste Aufseher darüber. Um das Jahr 1735 verlohren sich bey ihm die Kräfte in Kupfer zu arbeiten, und es ergriff ihn ein neuer Eifer zu mahlen; er fuhr eifrig darinnen fort, so wie es ihm seine Kräfte zuliessen. Er bekam aber einige Zufälle vom Schlage, woran er endlich am 10 May 1742 starb.

Was der Herr Verfasser von den drey verschiedenen Manieren dieses Künstlers erinnert, ist lesenswürdig. Es heißt endlich von demselben: „Unsers „Künstlers Auge drang in die Wahrheit, und seine „Gemälde machen plötzliche Eindrücke, aber sie gefal„len auch immer. — Rom gab ihm einen erhabenen „Geschmack in den Bildern, den hat er auch be„ständig behalten, seine Pferde sind über iedes an„dern Meisters, und seine Bilder sind eben so weit „über der andern erhaben, ob man ihm gleich vor„werfen kann, daß sie zu einfach sind, und in ihrer „Kleidung, Alter und Handlungen zu wenig Mannig„faltigkeit besitzen. Welche Zusammensetzungen! „wie edel ausgeführt! was für eine Uebereinstim„mung in allen Theilen! Seine Bilder sind wie be„seelt, wir beben, wann wir seine Schlachten ansehen: „Wir finden, daß er Menschen und Pferde bis zum „Anatomiren verstanden habe; ich brauche also nicht „zu sagen, wie sehr er über Lemke, Parocell, am „meisten aber über Vandermeulen sey„ —

„Vielleicht, fähret der Herr Verfasser fort, wirft „man mir ein: Ist es nicht die Leidenschaft, die die „Gemälde Parocells beseelet? Ist es nicht dieses „furchtbare Rauschen der ganzen Handlung, diese „Gemüthsbewegungen? Wohl, ich sage nur dieses: „Man sehe diese Leidenschaften in beyden Künstlern „nach, und man wird sehen, daß sie sich so gegen „einander verhalten, wie sich der Affect des Schau„spielers zu dem Affecte der wirklich handelnden Per„son verhält. Man siehet in den Schlachten des „Deutschen die Wuth und alle Leidenschaften, die von „Noth und Verzweiflung entspringen, unnachahm„bar ausgedrückt, man hört das Aechzen der Ster-

„ben-

„benden, das Brausen der Pferde und den ergrimm-
„ten Sieger.

„ — — Wie tief in der Feldschlacht
„Kriegrische Roße vorm eisernen Wagen sich zü-
gellos heben,
„Wann die klingende Lanze daher bebt, dem rufen-
den Feldherrn,
„Den sie zogen, den Tod trägt, und unter sie ihn
blutathmend
„Stürzt; Sie wiehern hoch her und drohen mit
funkelnden Augen,
„Stampfen die Erde, die bebt, und hauchen dem
Sturmwind entgegen.

„Meßias viertes Buch.„

Der Hr. Verf. beschließt endlich mit einem Verzeichniße der vornehmsten Gemählde dieses Künstlers.

Johann Kupetzkis Geburts- und Sterbensjahr haben wir bereits S. 290 des zweyten Bandes aus des Herrn von Hagedorn Eclairciſſemens angezeiget; wir setzen hier nur noch einige Anekdoten her, die der Herr Verfasser beybringet.

Als Kupetzki nach Italien gieng, war er in seiner Kunst noch nicht fest genug, verstand kein Italiänisch und war sehr arm; er war also ganz verlassen und gerieth in die dürftigsten Umstände. „Er ging, „sagt der Herr Verfasser, nach Rom, dem Mittel„punkte der Lernenden, aber auch hier war das Glück „eisern für ihn; alle Arten eines wütenden Mangels „umstürmten ihn, und er fand sich äußerst herunter „gebracht, als ihn ein plötzlicher Zufall hervorhob. „Er befand sich eben in einer Garküche, um iemand „gegen sich zum Mitleiden zu bewegen, als sich da„selbst ein Zürcher, Namens Füesli, ein Mittagsessen

„geben ließ. Kupetzki sahe ihm sehr traurig zu, bis „ihn der beobachtende Schweizer um den Grund sei„nes Traurens fragte. Kupetzki eröffnete ihm die „gewaltige Bewegursache dazu; jener hieß ihn dar„auf mitessen und brachte ihn zu einem Mahler, der „Gesellen hielt; hier wurden sie abgewiesen; er ging „mit ihm zu einem andern, der ihn froh aufnahm. „Kupetzki fand, daß man hier Geschwindigkeit von „ihm foderte, und da man ihm für ein Bildniß nur „einen halben Reichsthaler gab, brachte er es so weit, „daß er einst neun Pabstköpfe in einem Tage erschuf, „die sich sehr wohl sehen ließen. Doch brachte er es „nicht so weit wie Bourdon, der in einem Gewette, „zwölfe zu malen, gewann. Hierdurch erwarb er „sich eine erstaunenswürdige Uebung, ohne in Manier „zu fallen.„

Der Anschein des günstigen Glückes machte ihn aufgeräumter, er suchte sich also Freunde, studirte fleißig nach Raphael und den Antiken. Nach einer gefährlichen Krankheit mußte er auf Gutachten des Arztes des Kaiserl. Gesandten nach Frescati gehen, wo er Gelegenheit hatte, verschiedene vornehme Personen zu mahlen. Der Prinz Alexander Sobieski nahm ihn darauf zu sich, bey dem er zwey Jahre blieb, und hernach abermal Bologna, Florenz, Mantua und Venedig besuchte, bis er endlich nach einem zwey und zwanzigjährigen Aufenthalte in Italien, auf Ansuchen des Fürsten Adam von Lichtenstein, im Jahr 1709 nach Wien kam, wo er in kurzem sehr berühmt ward, und die Stelle des ersten Kaiserl. Hofmahlers ausschlug, um unabhängig zu leben. Mitten unter diesen anscheinenden Glücksumständen

hatte

hatte er sehr unangenehme häusliche Verdrüßlichkeiten mit seiner Frau, deren Lebensart nicht ohne Tadel war; sie war aber so schlau, daß sie ihren Mann mit dem Vorwande besänftigen konnte, daß sie einen inneren Beruf zur Lutherischen Religion bey sich empfände, von welcher Kupetzki ein eifriger Anhänger war, dahingegen seine Frau bisher katholisch gewesen.

Dieser Vorgang gab Gelegenheit, daß Kupetzki seinen bisherigen Aufenthalt in Wien veränderte: „Der Neid einiger Maler zu Wien, sagt der Herr „Verfasser, konnte ihn nicht ruhen lassen; sie sahen, „daß ihr Beutel und ihr Ansuchen stuffenweise sank, „und suchten ihn deswegen von Wien zu vertreiben: „Sie fanden kein Mittel als die Religion; einer, der „das meiste dabey verspielte, der selbst ein Lutheraner „war, und sich als Kupetzki bester Freund stellte, er„öffnete ihm einst, unter dem Scheine der Liebe und „der Sorgfalt: Er könnte mit Weib und Kind in „die Inquisition fallen, dann die Geistlichkeit fände „sich durch die öffentliche Unterweisung seiner Frauen „in der Lutherischen Religion höchlich beleidiget; er „sollte also auf seiner Hut stehen, seine Kunst würde „ihn alsdann nicht schützen.„ Kupetzki erbebte bey diesem Berichte, und dachte an seine Sicherheit; aller Aufschub schien ihm gefährlich, also schrieb er sogleich an einen Freund in Nürnberg, schickte seine Frau und Sohn unter dem Vorwande des Carlsbades nach dieser Stadt und kam selbst nach, ehe man es zu Wien nur muthmaßete.

Hier mahlte er für viele deutsche Höfe, wohin er auch kleine Reisen that. Im Jahr 1733 wurde er durch den Verlust seines einigen, sehr geliebten und unge-

ungemein hoffnungsvollen Sohnes so darnieder geworfen, daß er wahnsinnig wurde, niemand sprechen, auch seinen Sohn nicht begraben lassen wollte. Er kam wieder zu sich selber, hatte aber mit seiner unartigen Frau neue Verdrüßlichkeiten.

Nach seinem Tode machten die Geistlichen zu Nürnberg Schwierigkeiten wegen des Leichenbegängnisses, weil er sich nicht zur öffentlichen Gemeine gehalten. Dieser große Künstler ward also in der Stille bey seinem Sohne begraben.

Der Herr Verfasser sucht hier Kupetzkis Religionsgesinnungen zu retten, und bringet zu diesem Zwecke unter andern einen Auszug aus dessen Testamente bey, welcher den menschenfreundlichen und christlichen Charakter dieses berühmten Mannes deutlich an den Tag leget.

Am Ende vergleichet der Herr Verfasser Kupetzki mit Vandyk. Diese Stelle macht der Beurtheilungskraft des Herrn Verfassers viel Ehre; sie hat uns so wohl gefallen, daß wir glauben, es werde auch unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir sie ganz hieher setzen.

„Kupetzki, sagt der Herr Verfasser, S. 38, war „mit Anlagen zur Malerey geschaffen, die, wann „sie von bessern Sitten, und dem Witze und Ge„schmack unterstützet, zu ihrer Reife gebracht wor„den wären, ihn auf die erhabenste Stufe der Voll„kommenheit würden empor geschwungen haben. „Man braucht nur seine Geschichte durchzulesen, um „so wohl auf die Beschaffenheit seines Verstandes, als „auf seinen Geschmack in der Mahlerey zu schließen, „und zu sehen, daß sich keines mit dem andern in

„Ver-

„Vergleichung setzen lasse; dessen ohngeachtet wird „der Kenner sehen, daß er in Vergleichungen bis „zum Vandyk stieg, und von diesem wird er ohne „Mühe schließen können, daß er über ihn gestiegen „wäre, wann er Vandyks Erziehung gehabt hätte.

„Vandyk stammte aus einem guten Geschlechte, „wo ihm Triebe, die weit über den Pöbel erhoben „waren, eingeflößt wurden, alsdenn lernte er unter „dem Auge des erhabenen Rubens die Größe der „Gedanken und des Pinsels vereinigen, und bey ei„nem so großen Genie mußte dieser Unterricht viel „deutlicher und schneller wirken. Alsdenn ging er „nach Italien, mit einem aufgeklärten Auge, par„theyisch für die Schönheiten der Natur, mit dem „Geheimnisse eines gewissen Idealischen; er sah sich „hier unter den Schätzen der erhabnen Alten und „Neuen nach allen diesen Gedanken um, die ihn das „Beyspiel seines großen Meisters suchen gelehrt hat„te. Hierauf kam er mit allen Vortheilen der Er„ziehung, des Geschmackes, und der Muster, so wohl „der Natur, als der Kunst bereichert, nach Hause. „Die Natur öffnete ihm ihre Reichthümer immer „mehr; er hatte sie immer mehr in seiner Gewalt; „auf diese Art ward Vandyk groß.

„Kupetzki war der Sohn eines armen Mannes, „von einer armseligen Erziehung, die ihn zu Trieben „band, die mit dem Pöbel übereinstimmeten. Er „kam unter einen Anführer, aber unter einen solchen, „der nicht mehr Verstand, als er selbst hatte; er sah „hier nur die Spuren der Gedanken, die er sich selbst „schuf, und die nicht erhaben seyn konnten. Er „hatte nicht die zum wahren Schönen oder dem feinern „Idealischen fühlbare Seele, die Vandyk hatte.

„Sein einiger Leiter war ein großer Trieb zur Voll-
„kommenheit, der aber wild, unbändig, und außer-
„ordentlich war. Er hatte noch keinen Begriff von
„dem geordneten Schönen der Einbildungen, und
„was er dachte, schwebte in seinem Kopf, wie in ei-
„nem Chaos regellos herum. Alsdenn ging er nach
„Italien, mit einem hoffenden, aber nicht aufgeklär-
„tem Auge; er konnte nicht partheyisch für die Natur
„seyn, die er nicht kannte, und konnte er also einen
„Begriff von dem wahren Idealischen haben, wozu
„er ohnedem keine Anlage hatte? Zu allem diesem
„kam noch ein reissender Mangel; doch arbeitete er
„unermüdet, bis sich der Auftritt änderte. Kaum hat-
„te sich dieser enthüllt, so ging er nicht Stuffen-wei-
„se, nicht nach Ordnungen; er stieg auf einmal zu
„dem ihm angewiesenen Grad der Vollkommenheit;
„es kam bey ihm alles auf einmal zur Reife: Das
„was er nachher sammlete, waren nur Nachbildun-
„gen; er betrat eine eigene Bahn auf dem Wege der
„Natur, und kam mit seinen eigenen Schätzen bela-
„den aus Italien zurück. Er eröffnete sich die Reich-
„thümer der Natur selbst, und ward völlig davon
„Meister. So ward Kupetzki groß.

„Aus diesen beyden verglichenen Männern kön-
„nen wir sehen, wie sehr der Vortheil auf Vandyks
„Seite gewesen seye: Wir wollen jetzt aber, dieses
„beyseit gesetzt, zeigen, worinnen beyde größer waren.
„Vandyk hatte ohne Zweifel auch ohne Ausbildun-
„gen eine erhabnere und empfindendere Seele; er
„hatte einen erhabenen Begriff von dem idealischen
„Schönen, der geordnet, obgleich dichtrisch war. Er
„gieng auf einer Blumen-reichen Bahn; vermischte
„eine

„eine gebildete Natur mit großen Gedanken; seine „Farbe war stark, und zugleich zärtlich und schmei„chelnd, schlang sie sich durch die Verhältnisse seiner „Gesichte und Hände mit wunderswürdigen Zügen, „und zeichnender Schönheit. Er hatte, von seiner „sanften Seele geleitet, das Blendende seines Mei„sters gemildert, gestärket, und reizender gemacht. „Hier hatte er schon der Kunst so viel zu danken, als „seiner Natur. Er gieng weiter, und warf um „seine Bilder vortheilhafte Falten und Draperien „von erhabenem Geschmack, die, gleich nothwendi„gen Episoden, um die Größe und Erhabenheit des „Hauptbildes, durch ihre Schatten, oder ihren Glanz „hervor zu treiben, gebildet sind.

„Kupezki gab sein Schicksal eine niedrigere, „nicht so regelmäßig empfindende Seele. Wir fin„den nicht, daß er von etwas einen idealischen Be„griff gehabt habe, es sey denn von der Farbe, so „lang wir von seinen Bildern reden. Im Gegen„theil ergriff er alle Vortheile der Natur, wie er sie „fand, mit einem unnachahmbaren Verständniß des „Schattens und des Lichts; mit einem bis auf ihre „geringste Schönheiten oder Fehler eifersüchtigen „Auge durchdrang er sie. Man weiß, wie zaube„risch Rembrand seine Köpfe im Licht und Schat„ten bildete. Um sich eine gründliche Einbildung „von Kupezki's Köpfen zu machen, muß man die „Stärke von Rubens, das Zarte und Geistige von „Vandyk, und den Schatten und die Zauberey von „Rembrand sich vorstellen.

„Diese wirkliche verstärkte Natur siehet man in „seinen Gemählden viel. Sein eigen Bildniß mit der

„Brille,

„Brille, welches Vogel in schwarzer Arbeit schabte, „ist eins davon: seine Hände schuf er in den vortheil„haftesten und schweresten Stellungen, so stark, so „gezeichnet, wie Vandyk. Ohne Vergleichungen „anzustellen, waren sie so wohl unverbesserlich, als „unnachahmlich, ob er gleich, wie ein Kunstrichter „angemerket hat, seine Hände durch ein zu vollkom„menes Auszeichnen zu alt, und die Finger zu kurz „machte. Man findet diesen Fehler an einigen Or„ten; ich glaube aber, daß er in denselben durch die „Beobachtung der oft zu langen Finger in denen „Bildnissen Vandyks gelocket ward: sie bleiben aber „dessen ohngeachtet wie des Niederländers in gleich „hohem Werthe.

„Was seine Draperien angehet, so war er nicht „mit Vandyk zu vergleichen; er war zu eifersüchtig „auf seine Köpfe und Hände, als daß er an die Klei„der hätte denken sollen. Er sagte oft, der Kopf „und die Hände müssen ein Bildniß schön machen, „das übrige seyen Nebenwerke. Man könnte dieß „mit großen Mahlern entschuldigen: dardurch aber „würde er nichts gebessert; er mochte nun auf die Falten „Acht haben oder nicht, so waren sie übel geworfen, „und seinen Bildnissen nachtheilig. Wir schließen „also aus diesen Vergleichungen, daß ihm Vandyk „in dem Edeln der Gedanken und der Wendungen „vorzuziehen sey, die von seiner edlern und denken„dern Seele entsprangen: daß aber Kupetzki in der „vereinigten Stärke der Natur und der Farbe, we„der von ihm, noch irgend einem Mahler in der Welt, „übertroffen worden sey.»

Wir schließen hiermit unsern Auszug und merken nur noch von der Schreibart, daß sie edel und angemeßen sey. Hin und wieder aber ist sie etwas allzusehr geschmückt, und wird eben daher an einigen Orten ein wenig dunkel. Wir machen diese Anmerkung, weil wir hoffen und sehr wünschen, daß dieses nicht die letzte Schrift seyn möge, womit der Herr Verfasser die Geschichte der Mahlerey bereichern wird, da ihm denn leicht seyn wird, diesen kleinen Fehler zu verbessern.

N.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Französische theatralische Neuigkeiten.

1) Nachrichten von dem französischen Theater zu Paris.

Herr Desprez hat in verschiedenen Trauer- und Lustspielen seine Probe gemacht, und ist wirklich aufgenommen worden.

Den 10 Jul. ward das Lustspiel le Pere désabusé von Herrn Seroux zum ersten male aufgeführet. Nachdem der Verfasser verschiedene Aenderungen darinn gemacht, so hat das Stück Beyfall erhalten.

Den 7 Aug. ward des großen Corneille Trauerspiel Sertorius wieder auf das Theater gebracht.

Gegen das Ende dieses Monates ward l' Isle deserte, ein Lustspiel in einem Aufzuge in Versen, aufgeführet. Shakespear und Metastasio haben

dem Verfasser zu der Erfindung dieses Stückes Gelegenheit gegeben, welches mehr Schönheiten haben könnte, als es wirklich hat.

Den 31 August ward ein neues Trauerspiel, unter dem Titel Hypermuestre, aufgeführet, der Verfasser ist Herr le Miere; nachdem es dreyzehenmal mit großem Beyfall aufgeführet * worden, hat es der Verfasser wieder zurück genommen, um es im Winter wieder auf den Schauplatz zu bringen.

Den 21 Weinmonats ward ein neues Lustspiel in drey Aufzügen in Versen zum ersten mal aufgeführet, es ist betitelt: Les Noms changés.

Den 6 des Wintermonats ward des Quinaut Trauerspiel Astrate, welches aus Boileaus Satiren bekannt ist, aufgeführet.

Den 13 Wintermonats ward des Herrn Destouches Medisant aufgeführet.

Den 18 ward das Trauerspiel Iphigenie en Tauride wieder aufgeführet. Es erhält immer mehr Beyfall.

2) Nachrichten von dem Italiänischen Theater zu Paris.

Den 15 Jul. ward l'Amour de Psiché, eine Parodie der Oper les Têtes de Paphos, aufgeführet, fand aber wenig Beyfall.

Den

* Dieses Stück hat gleichwohl zu folgender Schrift, die nicht zu desselben Lobe zu seyn scheinet, Gelegenheit gegeben: Hypermuestre Tragedie vuë et jugée par un Suisse à la premiere représentation, à laquelle on joint une comparaison de cette tragedie avec plusieurs, qui ont paru sur le même sujet. Paris bey Jombert 56 Seiten in 12.

Den 20 Jul. ward das italiänische Zwischenspiel Gli Raggiri della femina scaltra nebst der Serva padrona von dem Herrn und der Frau Deamice gesungen. Das erste Stück fand keinen Beyfall, ob es gleich neu war, und das andere fand großen Beyfall, ob es gleich schon sehr bekannt ist.

Den 2ten Aug. wurden die Amours de Psiché wieder aufgeführet, und noch zweymal wiederholet.

Den 7 Aug. ward Melezinde, ein Lustspiel in Versen und 3 Aufzügen, zum ersten male aufgeführet, es erhielt einigen Beyfall. Der Inhalt ist beynahe tragisch; ein Mann nämlich, welcher die Treue seiner Frau probiren will, streuet das Gerücht aus, als wenn er gestorben wäre, um zu erfahren, ob sie sich, wie es in Indien gebräuchlich ist, auf den Scheiterhaufen ihres Mannes werfen werde.

Den 23 August ward eine Parodie des Trauerspiels Hypermuestre, unter dem Titel les Femmes filles ou les maris battus, zum ersten male aufgeführet; dieses Stück bestehet aus einem Aufzuge in Prosa, und hat keinen sonderlichen Beyfall erhalten.

Den 19 Weinmonats ward ein kleines Stück in einem Aufzuge in Versen unter dem Titel Metamorphose supposée zum ersten male vorgestellet.

Man thut itzt in Paris dem Freyherrn von Holberg die Ehre, seine Lustspiele zu bestehlen. In einem den 14ten Wintermonats aufgeführten Stücke, unter dem Titel la Soirée des Boulevards, stehet folgende aus dem politischen Kannengießer bekannte

Scene.

Scene. Ein Zeitungsleser behauptet gegen einen Gasconier, der ein Glas Wasser vor sich stehen hat, der Herr Feldmarschall Daun dürfe nur über die Weichsel gehen, um ins Brandenburgische zu dringen. Der Gasconier will ihn eines andern belehren, und läßt die Landcharte bringen; indem er die Weichsel darauf suchen will, stößt er sein Glas um. Darauf ruft ein anderer: Voila la Vistule, qui se deborde.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Vermischte Nachrichten.

Berlin. Es würde nicht zu vergeben seyn, wenn wir ein vortreffliches Blatt unangezeigt ließen, welches der Herr Hofkupferstecher Schmidt bereits im Jahre 1757 nach Adr. von Ostade geätzet hat. Wir sagen geätzet, um der Unterschrift: G. F. SCHMIDT fecit Aqua forti, zu folgen; sonst ist auch gewiß, daß an vielen Stellen der Stichel sehr meisterlich geholfen hat. Dieses Blatt ist in Folioformate. Es sind darauf zween sitzende Bauern vorgestellet, davon der hinten sitzende ein eben angefülltes Glas hält, und der vorderste im Begriffe ist, eine kurze Tobackspfeiffe anzuzünden. Das Licht fällt von der rechten Seite des Blattes ein. Die Wirkungen desselben lassen sich nicht allzuwohl beschreiben, so wenig als die besondere Manier, deren sich der Künstler so wohl mit dem Stichel als mit der Nadel bedienet hat. So viel ist gewiß, daß die letztere die trefflichste Wirkung thut, und uns in Absicht

der

der Richtigkeit der erstern die Vollkommenheit des Gemähldes ins Gemüth bringet.

Wir führen gleichfalls noch die Werke einiger hiesigen jungen Künstler an, welche seit einiger Zeit heraus gekommen sind.

Von Herrn Kauken erhalten wir vier in Octavformat artig radirte Köpfe, davon uns der erstere, welcher eine alte Frau vorstellet, besonders sehr wohl gefallen, und uns den Wunsch abgenöthiget hat, mehrere dergleichen Stücke von diesem Künstler zu sehen. Eben derselbe hat die Geschichte Loths und seiner beyden Töchter nach einem Gemählde vom Herrn Rode mit vielem Fleiße in Kupfer gestochen. Vielleicht sind mangelhafte Abdrücke, (worüber sich die Kupferstecher öfters mit Recht beklagen,) Schuld, daß uns einige Lichter auf dem Kopfe und der Hand des Loths allzuschneidend zu seyn und einen metallartigen Glanz zu geben scheinen; dieses Blatt ist in Folioformate, und einem vornehmen Liebhaber der schönen Künste, dem Herrn Geheimden Rathe von Arnim, zugeeignet.

Eben derselbe hat das Bildniß des seligen Herrn von Hagedorn radiret, und dem berühmten Herrn Prof. Sulzer zugeeignet.

Die Herren J. G. und J. F. Schleuen fahren fort mit gemeinschaftlichem Eifer zu arbeiten. Wir haben von denselben kürzlich zween Phantasie-Köpfe in Quartformate erhalten, davon der eine nach Pesne von Herrn J. G. Schleuen, und der andere nach Dieterich von Herrn J. F. Schleuen radiret worden. Sie sind mit einer Leichtigkeit und Sauberkeit gearbeitet, welche uns von dem zunehmenden

menden Fleiße dieser jungen Künstler viel Gutes verspricht. Die gebrauchte Manier ist im Geschmacke derjenigen, welcher sich der Herr Hofkupferstecher in seinem vor einigen Jahren von ihm selbst radirten Bildnisse bedienet hat. Uns hat besonders der nach Dieterich radirte Kopf wohl gefallen.

Zween andere von eben denselben nach Herrn B. Rode gestochenem Bildnisse, unter dem Titel, der Musulmann und die Armenianerinn, sind in Folioformate heraus gekommen. Sie verdienen alles Lob. Das letztere ist zwar hin und wieder etwas hart; aber wir bemerken darinn eine Anlage zur Festigkeit des Stichels, die, wenn sie mit mehrerer Delicatesse, und wo es die Haltung erfordert, mit der gehörigen Stärke verbunden wird, eine glückliche Wirkung hervorzubringen geschickt ist. Wir gedenken noch einer kleinen Platte von Herrn D. Chodowiecki, welche den Einzug der Rußischen Gefangenen in Berlin vorstellet. Vielleicht hat die Vorstellung eines freyen Himmels nicht erlaubet, das Licht näher zusammen zu halten. Sonst ist dieses Blatt recht artig, und die ungewöhnlichen, aber wirklich auf der Stelle abgezeichneten Trachten, geben demselben ein ganz fremdes Ansehen.

Die Taufe nach einem gemahlten Entwurfe von Herrn B. Rode von J. C. Frisch eingeätzet. Diese Aufschrift führet ein Blatt in kleinem Folioformate, welches der erste Versuch eines jungen Künstlers ist. Es ist ganz geätzt, obgleich die Manier eher kupferstecherisch, als mahlerisch scheinen möchte. Der junge Künstler verdienet alle Aufmunterung.

Bey

Bey Winter ist unter dem Titel: Der ein und zwanzigste Psalm, nach der poetischen Uebersetzung des Königl. Dänischen Hofpredigers Herrn Johann Andreas Cramer, in Musik gesetzet von Johann Friedrich Agricola, Königl. Preussischen Hofcomponisten, auf zwanzig Bogen in Folio, dasjenige vortrefliche Werk in Partitur erschienen, welches im vorigen Jahre allhier in der St. Petrikirche mit so vielem Beyfalle aufgeführet wurde; es wird denselben nun auch ohnfehlbar bey auswärtigen Liebhabern erhalten, und den schon bekannten Verdiensten des Herrn Agricola einen neuen Glanz geben.

Von des Herrn Marpurgs beliebten historisch-kritischen Beyträgen zur Aufnahme der Musik sind die vier ersten Stücke des vierten Bandes erschienen. Unter den ursprünglich deutschen Aufsätzen haben uns insbesondere Herrn Sorgens Anmerkungen über Herrn Quanzens † D und b E Klappe auf der Querflöte, und des Herrn von Sydow Schreiben von Verbesserung des Kirchengesanges merkwürdig geschienen. Sonst findet man auch hier verschiedene Aufsätze, die zu dem Streite des Herrn Quanz mit einem gewissen Herrn von Moldenit gehören, wobey man fast nicht weiß, ob man sich mehr über die Geduld des erstern oder über die Unverschämtheit des letztern verwundern soll, welcher die Lehren, die ein Mann, dessen Verdienste um die Flöte so weltbekannt sind, durch Gründe und Erfahrung bestätiget hat, mit seinen dilettantischen Träumereyen umstoßen will, und dagegen Sätze hervorbringet, die man so lange für höchst ungereimt halten muß, bis er wenigstens

einigen Beweis davon anführet. Er hat zwar erstlich die Kühnheit gehabt, als ein bloßer Liebhaber, einen Meister, wie Herrn Quanz, zu einem öffentlichen Wettstreite, der in Abspielung der zwölf telemannischen Flötenphantasien bestehen sollte, herauszufodern; dennoch, als Herr Quanz die Herausfoderung öffentlich angenommen, und um beyde Partheyen ein wenig gleicher zu machen, an seine Stelle einen von seinen Scholaren stellen wollen, den sich der Herr von Moldenit selbst erwählen könne, hat dieser nicht für gut befunden zu erscheinen. Woraus deutlich genug erhellet, daß er das, was er versprochen, nicht leisten könne, und es mit seiner vermeinten Verbesserung des Flötenspielens auf eine so grobe Charlatanerie hinauslaufe, davon man in der gelehrten Geschichte kaum ein ähnliches Beyspiel finden wird.

Leipzig. Alle Liebhaber des guten Geschmacks, und welche die Ehre ihres deutschen Vaterlandes lieben, müssen es wirklich sehr bedauern, daß man fortfährt, den schönen Breitkopfischen Notendruck zu Bekanntmachung der seichten Werke elender Italiäner zu mißbrauchen. Vier Simphonien und eine höchst schlechte Oper des Herrn Galuppi, auf das Clavier ausgesetzt, sind auf diese Art erschienen. Wir bedauern das schöne Papier, das zu diesen elenden Werken, die kein ächter Kenner ohne Ekel anhören kann, ist verschwendet worden. Wir erhalten zu gleicher Zeit auch ein Solo und Trio vom Herrn Ried, ingleichen den sechs und vierzigsten Psalm von Hrn. Doles, in Noten gesetzt. Warum liefert uns doch Herr Breitkopf nicht lauter solche Werke rechtschaffner geschickter Deutschen, und will der Welt lieber

die Mißgeburten seichter Italiäner aufdringen, die zu nichts dienen können, als den guten Geschmack, der kaum in Deutschland einiger maßen Wurzel gefasset hat, wieder gänzlich auszurotten?

Hingegen kündigen wir mit vielem Vergnügen die neue Ausgabe des **Homers** an, welche unter Aufsicht des berühmten Herrn D. **Ernesti** bey Saalbach unter folgendem Titel gedruckt werden soll: Homeri Opera omnia graece et latine cum notis Samuelis Clarkii, Volumina IV. accessere in hac editione variae lectiones Ms. Lipf. et edd. vett. curavit notulasque suas aspersit Io. Augustus Ernesti. Diese Ausgabe, davon die der besonders gedruckten Nachricht beygefügte Probe den besten Begriff giebt, soll **Homers** und die demselben zugeschriebenen sämtlichen Werke enthalten. Auf den ersten Band, der auf die nächstkommende Michaelismeße heraus kommen soll, wird bis auf Johannis 1 Rthlr. 8 Gr. vorausgezahlet.

Göttingen. Eine in die dasige Anzeigen von gelehrten Sachen eingerückte Nachricht, von einer Abhandlung des Herrn Prof. **Mayers** von Meßung der Farben, wollen wir ihrer Merkwürdigkeit wegen hier ganz einrücken:

Die am 18 Nov. in der öffentlichen Versammlung der Societät der Wissenschaften vorgelesene Abhandlung des Herrn Prof. **Mayers** ist ein Entwurf einer Meßung der Farben, durch Hülfe der Vermischung. In der großen Verschiedenheit und Anzahl der Farben finden sich nicht mehr, als drey, welche verdienen einfache oder Haupt-Farben genennet zu werden, weil sie durch die Vermischung ande-

rer nicht können herfür gebracht werden, und weil hingegen aus denselben alle übrigen, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, können gemischt werden. Diese 3 Hauptfarben sind roth, gelb, und blau; sie sind am deutlichsten im Regenbogen, noch lebhafter aber in dem durch das Prisma getheilten Strahl der Sonne zu sehen, wiewohl sie da zugleich mit noch andern gemischten, oder Nebenfarben begleitet sind. Einige pflegen nach Newton zwar auch diese Nebenfarben zu denen Hauptfarben zu zählen, und bringen solchergestalt sieben heraus, nämlich Roth, Pomeranzengelbe, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violet. Allein da diese nicht deutlich erklären, was sie durch Hauptfarben verstehen; so kann deren Meinung hier nicht für das Gegentheil angeführt werden. Eigentlich finden sich in dem durch das Prisma getheilten Sonnenstrahl außer den dreyen Hauptfarben, alle diejenigen Nebenfarben, die aus der Vermischung zweyer Hauptfarben allein entstehen; Pomeranzengelb, nebst denen verschiedenen Arten von Goldgelb, Safrangelbe, Feuerfarbe rc. Die in dem prismatischen Strahl zwischen roth und gelb liegen, sind nichts anders, als Vermischungen dieser beyden. Eben so sind alle verschiedene Arten von Grün, die zwischen gelb und blau erscheinen, aus eben diesen vermischt, gleichwie das Violette, die Indigofarbe, die Purpurfarbe, die Rosenfarbe, u. d. g. mit welchen der prismatische Strahl zu beyden Seiten begränzet ist, bloß Vermischungen von roth und blau sind. Herr M. vermuthet, daß selbst in den Lichtstrahlen, ursprünglich nicht mehr, als die 3 Hauptfarben anzutreffen seyn; wenigstens siehet man diese allein, ohne die gedachten

ver-

vermischten Farben, wenn man einen einzeln schwarzen Fleck auf einem weißen Grunde durch das Prisma in gehöriger Entfernung ansiehet. Diejenigen Farben, welche aus der Vermischung aller dreyen Hauptfarben entstehen, sind in dem Regenbogen und prismatischen Strahl nicht zu finden; ihre Anzahl ist viel größer, als der vorigen, ob man schon zu den wenigsten derselben beqveme Namen hat. Es gehören darunter alle Arten von braun und grau. Da also der Unterschied der Farben auf der Verschiedenheit des Verhältnisses beruhet, nach welchem sie aus denen Hauptfarben gemischt sind, dieses Verhältniß aber auf unendlich vielerley Art verändert werden kann, so ist zwar eigentlich die Anzahl aller möglichen Farben unendlich groß; indessen könnten doch nicht alle diese Farben mit gleicher Deutlichkeit durch unsre Augen unterschieden werden. Wenn z. E. unter das Gelbe nur der dreyßigste Theil blau gemischt wird, so müßte zwar eine Art grün daraus entstehn; man wird aber solches von dem reinen gelben selbst schwerlich unterscheiden können. Nur diejenigen Farben werden deutlich unterschieden seyn, bey welchen das Verhältniß der Vermischung durch nicht allzugrößre Zahlen kann ausgedruckt werden. Man kann hier bey der Zahl 12 stehen bleiben, so wie man in der Baukunst und Musik, bey der Wahl der Verhältnisse, nicht leicht über diese Zahl steiget. Bezeichnet man der Kürze halber die Hauptfarben, Roth, Gelb und Blau mit den Anfangsbuchstaben, r, g und b, und deutet die Anzahl der Theile, welche von jeder derselben zur Vermischung gehören, um dadurch eine Nebenfarbe heraus zu bringen, durch eine dar-

über

über geschriebene Zahl an, so kommen zwischen jede 2 Hauptfarben 11 deutlich unterschiedene Nebenfarben, die aus denselben beyden entstehen; und deren Vermischung ans den Hauptfarben durch die Zeichen $r^1 g^{11}$; $r^2 g^{10}$; $r^3 g^9$; u. s. w. ausgedruckt wird. Ihre Anzahl ist 33. Diejenigen Farben, welche aus allen 3 Hauptfarben gemischt sind, lassen sich durch $r^1 g^{10} b^1$; $r^2 g^9 b^1$; $r^1 g^9 b^2$; $r^3 g^8 b^1$; u. s. w. ausdrücken, und sie werden allezeit deutlich unterschieden seyn, wenn die Summa der beygeschriebenen ganzen Zahlen, welche Herr M. Partienten nennet, um sie von denen Exponenten der Algebraisten zu unterscheiden, 12 ausmachet. Die Anzahl aller dieser aus dreyen vermischten Farben ist 55. Rechnet man dazu obige 33, und die 3 Hauptfarben selbst, so kommet die Anzahl sämmtlicher Farben, die sich noch deutlich unterscheiden lassen, auf 91. Weil diese Zahl eine Trigonal-Zahl, deren Seite 13 ist; so können diese Farben insgesammt, in einem gleichseitigen Triangel, der in 91 Felder abgetheilet worden, vorgestellet werden, dergestalt, daß die 3 Hauptfarben in die Ecken, die aus zweyen vermischte in die Seiten, und die aus dreyen vermischte in die innere Felder zu liegen kommen, und zwar denen Hauptfarben desto näher, je mehr sie von solchen in sich halten. Es entstehet daraus eine Art eines Farbenmaaßstabes, auf welchem jede vorkommende Farbe nach ihrer Vermischung aus den Hauptfarben kann erkannt werden, fast eben so, wie auf dem Probier-Steine die Vermischungen des Goldes oder Silbers pflegen bestimmet zu werden.

Nach

Nach einem solchen Maaßstabe hat Herr M. fast alle diejenigen gefärbten Erden, und andere durch Kunst zubereiteten Farben, deren sich die Mahler bey dem Oelmahlen zu bedienen pflegen, untersuchet, und für jede ihr zugehöriges Zeichen ausgeforschet, an welchem sich das Verhältniß, wie sie aus denen Hauptfarben gemischt sind, oder wenigstens gemischt werden können, erkennen läßt. Wir führen zu einem Exempel nur folgende davon an: Operment und Königsgelb g^{12}; Gelbe Ocker $r^2 g^{10}$; Rauschgelb $r^4 g^8$; Dunkle Ocker $r^3 g^8 b^1$; Umbra $r^3 g^6 b^3$; Gebrannte Umbra $r^4 g^4 b^4$; Berggrün $g^4 b^8$; Mennige $r^9 g^3$; Cöllnische Erde $r^4 g^3 b^5$; Englischroth $r^6 g^2 b^4$; Helfenbeinschwarz $r^3 g^2 b^7$; Zinober r^{12}; Florentiner Lack $r^8 b^4$; Berlinerblau $r^1 b^{11}$; Bergblau b^{12}. Durch einige beygefügte Aufgaben hat der Herr Professor gezeiget, wie man eine jede verlangte Farbe aus zweyen, oder höchstens dreyen andern Haupt- oder Nebenfarben, durch Vermischung leicht heraus bringen könne, welches in der Mahlerkunst großen Vortheil giebet. So läßt sich zum Exempel die Farbe 12 g^1 b^2, welches eine Art Eisenfarbe ist, am leichtesten aus gleichen Theilen Helfenbeinschwarz und Berlinerblau mischen. Alles bisherige ist von denen Farben zu verstehen, die ihre vollkommne Stärke haben, und weder ins Blaße, noch ins Dunkle fallen. Eine jede derselben aber kann noch, ohne daß ihr Name geändert wird, verschiedene Grade der Bläße erhalten, und dieses geschiehet durch die Vermischung mit Weiß. Die Anzahl dieser blaßen Farben, die vollkommen Blaße oder das Weiße selbst mit gerechnet, ist 364. Eben so groß ist die Anzahl der Farben, die ins Dunkle fallen, deren die äußerste das vollkommen Schwarze ist, welches aus jeder Farbe entstehen kann, wenn ihr alles Licht, oder alle Weiße genommen wird. Auch für diese geschwächten und dunkeln Farben hat der Herr Professor beqveme Zeichen angegeben,

die ihre Natur ausdrücken, und er beschließt mit einer Betrachtung über den Reichthum und die Unerschöpflichkeit der Mahlerkunst, welche, wie aus obigem abzunehmen, 819 deutlich zu unterscheidende Farben zu ihrem Gebrauche hat, durch deren verschiedene Zusammenordnung sie unzählige Werke hervorzubringen im Stande ist.

Anspach. H. C. Keller, ein Kupferstecher zu Nürnberg, hat sich die Gewinnsucht verleiten lassen, die satirischen Blätter der Herrn Rode in Octav nachzustechen. Sie sind sehr elend gerathen, und ist in den meisten von dem Geiste des Erfinders wenig übrig geblieben; also werden sie gewiß keinen Kenner reizen. Der Titel heißt: Eilf Kupfer zu Herrn Johann Wilhelm Rabeners satyrischen Schriften. Auch hierbey ist man so nachläßig gewesen, daß man nicht nachgesehen hat, was Herr Rabener für einen Vornamen habe. Er heißt Gottlieb Wilhelm. Doch dergleichen Uebereilung pflegt bey Werken, welche von unerlaubter Habsucht veranlasset werden, nicht selten zu seyn.

Zürich. Herr David Herrliberger, Kupferstecher in Zürich, hat wegen des von ihm herausgegebenen Werkes: Heilige Ceremonien aller Völker der Welt, mit ihren Nebenseiten, eine besondere Nachricht drucken lassen. Es enthält des Picarts bekanntes Werk, nebst einem Supplement von Kirchenceremonien zu Zürich und zu Bern. Herr Herrliberger will es den Liebhabern, durch den Weg des Vorschußes, zusammen für 35 Gulden liefern. In den hiesigen Gegenden kann man sich deswegen an den Herrn Professor Sulzer zu Berlin adreßiren.

Amsterdam. Bereits 1756 ist des Herrn Pierre Yver, Kupferhändlers daselbst, Supplément au Catalogue raisonné de MM. Gersaint, Helle et Glomy, de toutes les Pieces,

Pieces, qui forment l' Oeuvre de Rembrandt, auf 188 Seiten in groß Duodez gedruckt worden. Wir führen es an, weil es vielen Liebhabern in den hiesigen Gegenden noch unbekannt zu seyn scheinet, die doch ein solches Supplement mit Rechte gewünschet hatten. Das gegenwärtige kann unstreitig zu einer genauern Kenntniß des Rembrandischen Kupferwerks sehr viel beytragen; doch ist noch nicht aller Stoff zu einer fernern Nachlese gänzlich hierdurch weggenommen. Wir haben uns, um eine Kleinigkeit anzuführen, wirklich gewundert, daß man S. 156 Johann Lievens abermal unter Rembrands Schüler zählet, obgleich der Herr von Hagedorn S. 71 seiner Eclaircissémens schon angemerket hat, daß Lievens eben so, wie Rembrand, unter Peter Lastman studiret habe.

Paris. Von daher erhalten wir auf 210 Duodezseiten einen Catalogue raisonné de Tableaux, Desseins & Estampes des meilleurs maitres d' Italie, des Païs-Bas, d' Allemagne, d' Angleterre et de France, qui composent differens Cabinets, par *Pierre Remy*. Den größten Raum nimmt die Sammlung eines Liebhabers aus Sachsen ein, welcher nur bloß Gemählde von Meistern aus dem gegenwärtigen Jahrhunderte hat sammeln wollen. Die hin und wieder eingestreute Nachrichten von den Leben der Mahler enthalten zwar nicht eben etwas neues, werden aber doch vielleicht manchen Liebhabern angenehm seyn.

Neuigkeiten aus Paris, die Mahlerey betreffend, von 1757. *

Herr Jombert hat eine neue Methode der Zeichnungskunst herausgegeben: er giebt darinnen allgemeine Regeln,

 eine

* Sind von einem Freunde eingeschickt worden.

eine Kenntniß davon in kurzer Zeit zu erlangen. Sie enthält über 100 Kupferplatten, die verschiedne Theile des menschlichen Körpers nach dem Raphael und andern großen Meistern vorstellen, viele akademische Zeichnungen von Hrn. Cochin, Proportionen und Größen der schönsten Alterthümer von Italien, und einige Landschaftstücke: sie machen einen Band in 4. aus.

Es giebt verschiedne Personen, die einen Anspruch auf den Ruhm des Hrn. Picault machen, den er sich durch die Uebertragung alter Gemählde auf einen neuen Grund zuwege gebracht hat. Herr Solignac, Sekretair der Akademie zu Nancy, versichert in einem Briefe an Herrn Freron, der in dem dritten Bande der Memoiren von dieser Akademie eingeschaltet ist, daß Herr Roxin, Mahler des Königs von Pohlen, seit mehr als zwanzig Jahren dieses Geheimniß besitzet und sich dessen bedient. Man sagt eben dieses von einem Italiäner, der zu Marseille gearbeitet hat. Herr Credo, von der Akademie zu Nancy, hat einen Versuch von seiner Methode gemacht, und sie ist ihm gelungen. Endlich hat der Abt Sauvage, Archidiaconus zu Verdün, seine Geschicklichkeit in eben der Art bewiesen, indem er ein vortreffliches Gemählde der Gebrüder Bril, das eine Jagd vorstellet, und ganz verunstaltet war, auf einen neuen Grund übertragen *.

Herr Le Roi, der in alle Arten von Metallen gravirt, hat in seinem Versuche über die praktische Perspectiv, bey Jombert gedruckt, in einem kleinen Bändgen alle Regeln dieser Kunst gesammelt, die in einer unzähligen Menge von Büchern zerstreut waren. Er zieht eine bloße arithmetische Berechnung der Methode der Linien vor, der man sich bisher durchgängig bedienet hat.

Eine

* Siehe einen Brief in den Memoires von Trevoux, Febr. 1756, pag. 570.

Eine gewisse Dissertation, die in der Mahlerakademie abgelesen worden, über die Leichtigkeit des Pinsels verdient ein besonders Lob: es wird darinnen der wahre Verstand dieses in der Mahlerey so gewöhnlichen Ausdrucks, von dem man aber niemals einen bestimmten Begriff gegeben, erklärt. Man caraktesirt darinnen diese Frucht des Geschmacks, des Genies und des Pinsels, indem man sagt, die Leichtigkeit des Pinsels bestehe in den letzten Zügen, die durch eine sehr feine Empfindung regiert, etwas Blühendes über das ganze Gemählde ausbreiten, so wie wir es an ganz frisch gebrochenen Früchten bemerken.

Man verkaufet hier bey Hansy ein neues iconologisches Wörterbuch, oder Einleitung zur Kenntniß der Gemählde, Bildhauerarbeit, Medaillen, Kupferstiche 2c. mit Beschreibungen aus den alten und neuern Poeten. Ein Band in 12.

Aus der Baukunst.

Bey Jombert ist eine neue Ausgabe von dem Dictionaire der Civil- und hydraulischen Baukunst des Herrn Augustin Carl von Aviller in einem Bande in Quart zu haben, das man sehr hochschätzt.

Herr Patte, Architect, hat in einem Bande in Folio die erste Fortsetzung seiner Etudes d' Architecture herausgegeben: sie enthält die allgemeinen Verhältnisse, Zwischenräume der Säulen, Thüren, Nichen, Fenster, Profile, Gesimse, und anderer Dinge, die von den trefflichsten Gebäuden in Frankreich und Italien abgenommen, und an den Oertern selbst gezeichnet sind.

Ein nicht weniger wichtiges Werk ist des Herrn Blondels, Professors der Baukunst, seines, von dem itzt der dritte Band in Folio zum Vorschein gekommen.

Der Titel heißt: Architecture Francoise, oder Sammlung von Rissen, und Prospecten der Kirchen, königlichen Schlösser, Palläste, Hotels, und ansehnlichsten Gebäude von Paris so wohl, als übrigen königlichen Lustschlössern, um diese Stadt oder in andern Gegenden von Frankreich gelegen, von den berühmtesten Baumeistern erbauet, und auf das genaueste an den Oertern selbst abgemessen und gezeichnet, nebst der Beschreibung dieser Gebäude, und sehr nützlichen und interessanten Abhandlungen über jede Art derselben.

Die Baukunst Philipp Vingboons, in Folio mit Kupfern ist für diejenigen merkwürdig, die die Prospecte und Risse der vornehmsten Gebäude in Amsterdam wollen kennen lernen.

Der Abt Perau hat eine nette Beschreibung des königlichen Invalidenhauses mit den Rissen, Erhöhungen und geometrischen Ausmessungen dieses prächtigen Gebäudes in Folio herausgegeben: es ist mit schönen Kupferstichen, die die Mahlereyen und Bildhauerarbeit der Kirche vorstellen, in 108 Platten gezieret, und durch den berühmten Cochin gezeichnet und gestochen: es verdient mit des Herrn Blondels drittem Theil von seiner Architecture Francoise, die wir kurz vorher angezeiget haben, verglichen zu werden.

Herr Neufforge hat ein Buch mit architektonischen Zeichnungen, die die innere Verzierung der Gebäude betrifft, in Kupfer gestochen herausgegeben.

Aus der Musik.

Herr Berard, (dessen wahrer Name aber Herr Blanchet ist,) hat seinen Tractat von der Singekunst vom Jahre 1756 vermehrt und verbessert bey Lolin, Lambert, und du Chesne herausgegeben.

Der berühmte Joseph Tartini, hat auf Verlangen des Grafen Deco Agostino Trento, einen Tractat von der Musik in italiänischer Sprache verfertiget, worinnen er die wahren

wahren Grundsätze der Harmonie prüfet: es beträgt einen Band in 4. und ist zu Padua gedruckt.

Ein Ungenannter, der seine Critik durch Lobsprüche zu versüßen sucht, untersucht verschiedne die Musik betreffende Werke, die seit einiger Zeit erschienen sind: sein Buch, das in Paris bey Jombert, du Chesne und Lambert zu haben ist, hat den Titel: Sentimens d'un Harmoniphile.

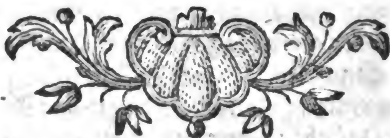
Florenz. Vedute delle Ville e d' altri Luoghi della Toscana, Firenze, appresso Giuseppe Bouchard, Stampatore in rame, 1757. Dieses aus 51 Blättern in großem Querfolio bestehendes Werk zeiget außer dem unter einer sitzenden Person vorgestellten Großherzogthum Florenz und der Vorstellung eines Flußgottes und einer Flußgöttinn, das Bildniß des Herausgebers und Zeichners, Herrn Joseph Zocchi, welchem dieses Werk, so wie die Ausführung des Titelblattes überhaupt dem Kupferstecher zu Florenz, Herrn Johann Gottfried Seuter, wirkliche Ehre machet. Unter den verschiedenen Gegenden sind einige mahlerischer, als andere. Uns haben folgende Stücke am besten gefallen: Die siebente Platte: Veduta della pescaia d' Arno fuori della Porta a San Frediano, von Michael Marieschi zu Venedig gestochen. Die zwölfte: Villa de' Sſri Mancini vicino a signa detta Casteletti von Joseph Benedetti. Die sechszehnte: Veduta del Paese sul fiume Arno nella Golfolina von Peter Monaco zu Venedig; und sonderlich die vierzigste: Veduta del Ponte della Badia von Wagner zu Venedig gestochen. Die Namen der sämtlichen Künstler, die an diesem Werke gearbeitet haben, sind folgende: Johann Gottfried Seuter zu Florenz; J. Zocchi zu Rom; Peter Monaco zu Venedig; Julian Giampiccoli; M. A. Corsi zu Florenz; Joseph Wagner zu Venedig; Philipp Morghen; Michael Marieschi zu Venedig; Joseph Benedetti zu Bologna; Jahann Baptista Piranesi zu Rom; Nikolaus Mogalli; Franz Philotheus Düflos zu Rom

und

und Florenz; Johann Sebastian Müller zu Venedig; Vincentius Franceschini zu Florenz.

Scelta di XXIV Vedute, delle principali Contrade, Piazze, Chiese e Palazzi della Città de Firenze, appresso Giuseppe Bouchard, Librajo Francese in Firenze, ist gleichfalls ein prächtiges Werk in Landkartenformate, wovon der Titel ein Frescogemählde des Manozzi, genannt Giovanni di San Giovanni, von Joh. Gottfr. Seuter trefflich gestochen vorstellet. Die Zueignungsschrift ist an der Kayserinn-Königinn Majestät gerichtet, und ist nebst dem mit verschiedenen Figuren umgebenen Brustbilde Ihro Maj. nach G. Zocchi Erfindung von Fr. Morghen gestochen worden. Die Namen der übrigen Künstler, die an diesem Werke gearbeitet haben, sind Joh. Andreas Pfeffel, zu Augspurg; Joh. Sebastian Müller, zu Nürnberg; Carl Gregori, zu Florenz; Bernard Syrilli; P. A. Pazzi, zu Florenz; Vincentius Franceschini, zu Florenz; Joseph Papini, zu Florenz; Joseph Vasi, zu Rom; Michael Marieschi, zu Venedig; Balthasar Gabbuggiani, zu Rom; P. Monaco, zu Venedig; Markus Antonius Corsi, zu Florenz.

Ende des vierten Bandes.




HDI
HW 2152 3


Colibri
COVER SYSTEM ©

